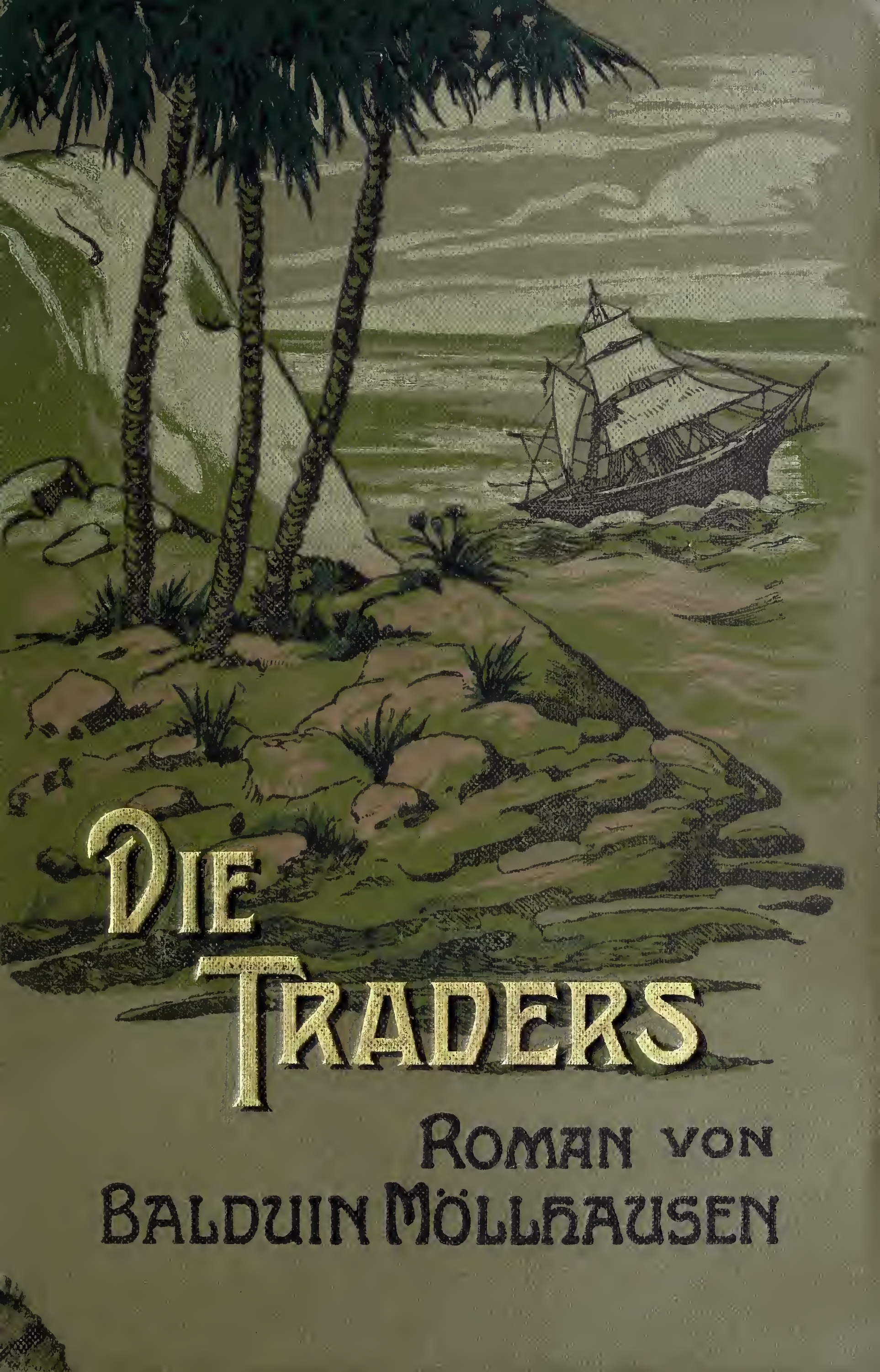
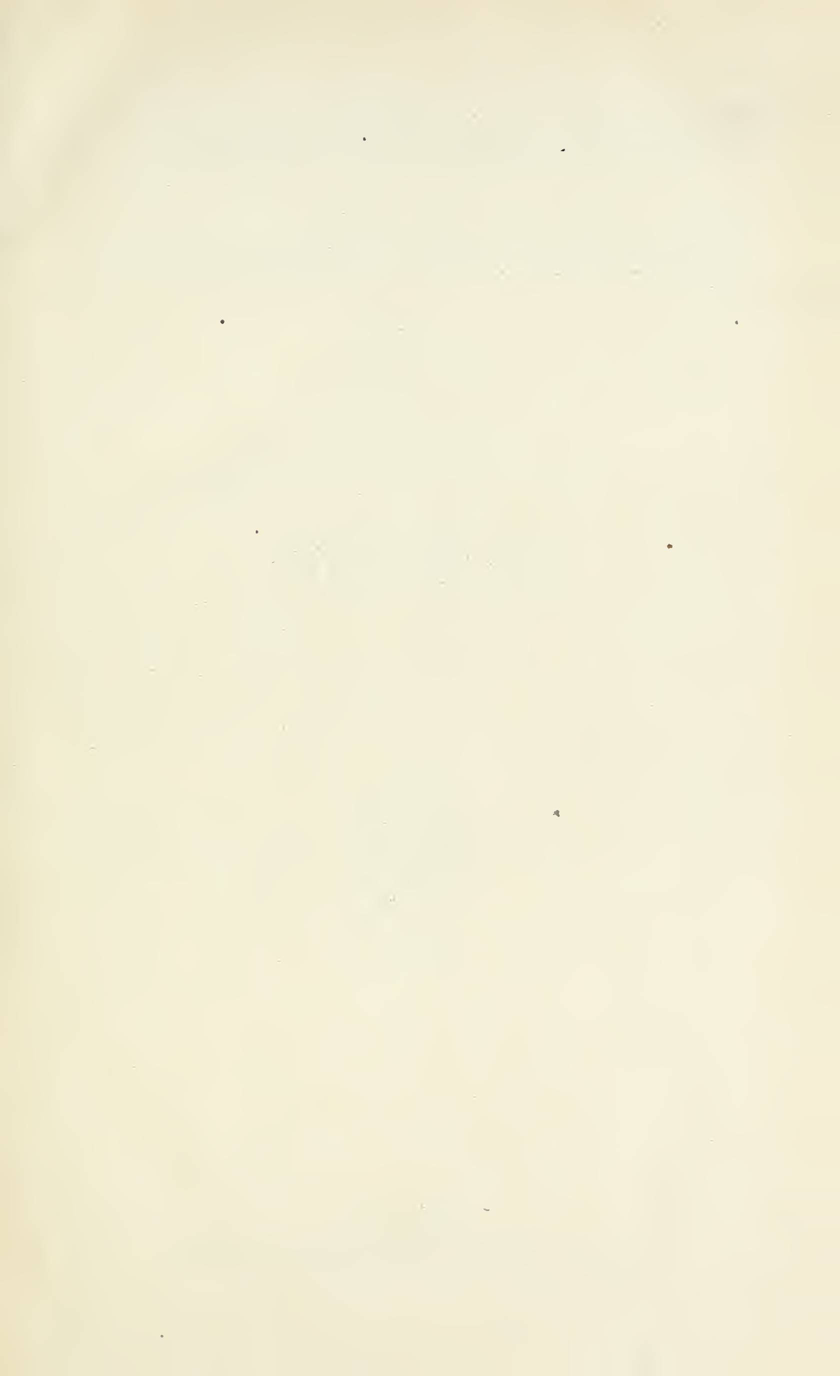

Die Traders
Roman von
Balduin Möllhausen



Rae





Balduin Möllhausen

Illustrierte Romane

Zweite Serie

Sechster Band

Die Traders



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Die Traders

Roman

von

Balduin Möllhausen



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Inhaltsverzeichnis.



Erstes Kapitel.

Die Schlacht von Richmond.

Vier Tage hatte die siebentägige Schlacht bei Richmond (vom 26. Juni bis zum 2. Juli 1862) zwischen den Unionisten und den Sezessionisten bereits gewütet. Es war ein Ringen, wie es eben nur in einem Bürgerkriege möglich war, wenn im Parteihaß die Menschen sich in Hyänen verwandeln und sogar zum Tode Verwundete, auf der Erde liegend, sich noch gegenseitig mit dem Messer anfallen.

Ein grauenhaftes Morden war es gewesen. Tausende und Übertausende bedeckten mit geöffneten Adern das umfangreiche Schlachtfeld. Was nicht sofort hinweggerafft wurde, verblutete langsam oder verschmachtete elendiglich in dem furchtbaren Chaos der immer wieder erneuerten Angriffe, ohne daß irgendwelcher Beistand hätte geleistet werden können.

Der unionistische General Mac Clellan, dessen Plan, die Rebellenhauptstadt Richmond zu erobern und die Sezessionistenarmee zu vernichten, wahrscheinlich geglückt wäre, hätten seine gefährlichsten Gegner nicht in Washington am grünen Tisch gesessen, war durch die südstaatlichen kriegstüchtigen Generale, Lee und Jacson, allmählich aus seiner Stellung am Chicahominy verdrängt worden. Nur der eigenen Kaltblütigkeit und Umsicht verdankte er es, daß ihm selbst und seiner Armee nicht der Untergang bereitet wurde. In guter Ordnung trat er den Rückzug an. Er besaß sogar die Überlegung, sämtliches nicht fortzuschaffendes Material, Lebensmittel wie Furage in einen Haufen zusammenzutragen und den Flammen preisgeben zu lassen, so daß dem von allem entblößten Feinde nichts Nutzbares mehr in die Hände fiel.

Bis in die Nähe des Jamesflusses war er zurückgewichen, als die Rebellen, wähnend, nur noch einen fliehenden Feind vor sich zu haben, sofort mit zwölf Kavalleriebrigaden die Verfolgung einleiteten. Diese wurden indessen durch Tannenwaldungen in ihren Bewegungen gehemmt, sogar zur Untätigkeit verdammt, wogegen Mac Clellan bereits mit großer Umsicht eine sichere Stellung gewählt und durch zahlreiche Batterien befestigt hatte. Trotz der ungeheuren Verluste, die er während der vier Schlachttage erlitten hatte, war er entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu halten. Auf einer Stelle bei Fraziers Farm, wo die Bodengestaltung ihn begünstigte, hatte er das Zentrum seiner Armee zusammengezogen und diese Position mit zwanzig schweren Geschützen besetzt. So erwartete er festen Fußes den Angriff. Den Sezessionisten aber blieb jetzt keine andere Wahl mehr, als entweder die Unionisten zu vertreiben, oder selbst unterzugehen.

So stand es in der Frühe des fünften Schlachttages.

Die heranrückenden Rebellenkolonnen, durch die schweren Verluste wie durch ihre erbitterten Offiziere fanatisiert, wurden kaum der klug aufgestellten Unionisten ansichtig, als sie mit dem Wutgeheul wilder Bestien auf sie losstürzten. Ruhig aber, wie auf dem Exerzierplatz, gaben diese ihre Salven. Zugleich sprühten die Batterien im Zentrum Tod und Verderben und erzeugten eine derartige Verheerung unter den Stürmenden, daß sie in Unordnung zurückwichen. Alle verfügbaren Truppen zog der energische Rebellengeneral Lee heran, doch auf jede neue Sturmkolonne richtete Mac Clellan ein so höllisches Feuer, daß die kaltblütigsten Veteranen ihre Fassung verloren. Reihen und Glieder wurden von dem Blei und Eisenhagel niedergeschmettert. Der Donner der Geschütze machte den Erdboden erbeben; dazu das ununterbrochene Knattern von mehr als hunderttausend Gewehren, das Geschrei der Verwundeten und Sterbenden: es war ein entsetzliches Ringen!

Sieben Stunden wütete auf verhältnismäßig beschränktem Raume die mörderische Schlacht, und noch war kein Fußbreit Boden auf der einen oder der anderen Seite gewonnen. Die Südstaatler hatten bereits alle ihre Reserven ins Feuer geführt,

als die hereinbrechende Nacht endlich dem Kampfe eine Grenze steckte. Wo die Truppen standen, da sanken sie erschöpft zu Boden. So endigte der fünfte Tag der Riesenschlacht, die nach den Erfolgen auf beiden Seiten nur als nutzloses Morden bezeichnet zu werden verdiente. — —

Nächtliches Dunkel lagerte auf dem Schlachtfelde zwischen den beiden feindlichen Armeen. Schwächer wurde das Ächzen und Jammern, indem hier Blutverlust und Erschöpfung die Augen zu einer wohltätigen Betäubung schlossen, dort in einem letzten Seufzer das Leben entwich. Mit einer gewissen dumpfen Trägheit wurde der Sicherheitsdienst verrichtet, während die Befehlshaber ihre rastenden Kolonnen durchritten und Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kampfes trafen. Zuweilen ertönte ein Schuß oder das drohende: „Halt! Wer da?"

Da tauchte fast in der Mitte zwischen den beiden Heerlagern in einer schluchtartigen Talsenkung ein einsamer Reiter auf. Ein unionistischer Ordonnanzoffizier war es, der auf dem Wege nach dem linken Flügel hinüber an die feindliche Postenkette heranzukommen trachtete. Fast unhörbar schritt das Pferd auf dem zerstampften, mit Rebellenleichen bedeckten Boden einher. In der linken Hand die Zügel, in der rechten den Revolver, hielt der Reiter sich bereit, einem unvorhergesehenen Angriffe mit Nachdruck zu begegnen oder auszuweichen. Nur auf die Hauptrichtung achtete er, dem Pferde anheimgebend, für seine Hufe den geeignetsten Boden zu suchen.

Eine halbe Stunde war er geritten, behutsam jedes Zusammentreffen mit Patrouillen, gleichviel ob feindlichen oder freundlichen, vermeidend, als er hinter einer Biegung der Schlucht und im Schutze einiger zerzauster Sträucher den Schein eines Feuers entdeckte. Er hielt an und spähte argwöhnisch hinüber. Da drang an seine Ohren ein Klageton, der ihn, obwohl an die grausigsten Schlachtenszenen gewöhnt, bis ins Mark hinein erschütterte.

Vorsichtig näherreitend, bemerkte er, daß das Feuer inmitten mehrerer regungsloser Gestalten brannte. Ihre Lage verriet, daß sie in einen Schlaf gesunken waren, aus dem ein Erwachen nicht mehr möglich war. Nur eine zeigte noch Leben.

Mit den im Bereich der einen Hand befindlichen Resten einer zertrümmerten Salzfleischtonne nährte sie das dürftig brennende Feuer, offenbar um dadurch Aufmerksamkeit zu erregen und jemand zum Beistand herbeizurufen.

Als der Unglückliche den Hufschlag des Pferdes unterschied, richtete er sein Haupt ein wenig höher, und ergreifender noch, als zuvor, klang seine Stimme, indem er flehte, wer auch immer dort reite, ihn von seinen Leiden zu erlösen.

Der Offizier lauschte in die Ferne. Nirgends entdeckte er Zeichen einer drohenden Gefahr, und vorsichtig lenkte er sein Pferd neben das Feuer hin.

Während der Verwundete ihn kaum verständlich anredete, betrachtete er düster die von dem Feuer matt beleuchtete nächste Umgebung. Auch sein Antlitz streifte der rötliche Schein genügend, um einen etwa vierzigjährigen Mann in der Uniform eines Kapitäns erkennen zu lassen, dessen Züge ein schwarzer Vollbart gemeinschaftlich mit der tief über die Stirn gezogenen Feldmütze zum größten Teil verbarg. —

Wie viele Tausende von Toten, Verwundeten und Sterbenden hatte er gesehen, ohne daß sein Mannesmut erschüttert worden war, und hier erlebte er, daß beim Anblick eines einzelnen Verstümmelten seine Brust sich zusammenschnürte, es sich wie ein Schleier vor seine Augen legte. Die Toten ringsum beachtete er nicht; sie waren vielleicht schmerzlos aus dem Leben geschieden. Aber jener! Auf ihn starrte er, als hätte das ganze gräßliche Kriegsgespenst sich in ihm verkörpert. In grauenhafter Weise nach unten durch ein Sprenggeschoß zerschmettert, hatte der Oberkörper trotz des Blutverlustes sich noch hinlänglich Lebenskraft bewahrt, dem ihn umschwebenden Tod Widerstand zu leisten. Nur den linken Arm vermochte er noch zu rühren, wodurch es ihm möglich war, mittels der zersplitterten fettgetränkten Faßdauben das Feuer zu unterhalten.

Aus dem einer Betäubung ähnlichen Zustande weckte den Kapitän schnell wieder die röchelnde Stimme des Verwundeten. Um Wasser bat er, nur um einige Tropfen Wasser, seine brennende Zunge zu kühlen, und dann um den Tod. Der Ausdruck

aber, mit dem er flehte, zeugte dafür, daß auch geistige Qualen ihn folterten, die die körperlichen fast noch überboten.

Der Kapitän schwang sich aus dem Sattel. Schweigend neben den Unglücklichen hinkniend, stützte er dessen Haupt, worauf er seine Feldflasche an die von einem blonden, noch jugendlich weichen Bart beschatteten Lippen des Ärmsten führte. Doch schon nach dem ersten Zuge wandte er den Kopf zur Seite.

„Es ist kein Wasser," entwandt es sich seiner Brust, und sein Antlitz verzerrte sich vor den seinen armen Körper durchwühlenden Schmerzen.

„Kein Wasser weit und breit," sprach der Kapitän mitleidig, „aber ein Trunk Branntwein wird Ihre Lebenskräfte wieder anregen." —

„Um noch so viel länger diese Höllenqualen zu erdulden, so viel länger von sengendem Durst gemartert zu werden," hieß es verzweiflungsvoll zurück, „mein Leben kann noch Stunden dauern — es ist furchtbar." —

„Bei Tagesanbruch wird man das Schlachtfeld absuchen," tröstete der Kapitän, obwohl er wußte, daß um die angedeutete Stunde das Morden von neuem beginnen sollte, der Unglückliche aber ausgelitten haben mußte, „ich will dafür sorgen, daß Ihnen Hilfe wird."

„Für mich gibt es nur eine Hilfe, und das ist der Tod," ächzte der Soldat, „ich will nicht von hier fortgebracht werden — die leiseste Berührung erhöht meine Qualen — haben Sie Barmherzigkeit — ersparen Sie mir die Stunden gräßlicher Martern. Ich bin ohnehin dem Tode geweiht — schießen Sie mir eine Kugel vor den Kopf, und mit meinem letzten Atemzuge will ich Sie segnen."

„Sie sind Mann und Soldat", hob der Kapitän an, doch der Verwundete unterbrach ihn wieder mit erschütterndem Stöhnen. Erst nach einer längeren Pause vermochte er sein Flehen zu erneuern. Er berief sich darauf, daß nicht einmal eine Linderung seiner Schmerzen mehr möglich sei und schwor, daß er mit einem Fluche für denjenigen aus dem Leben scheiden würde, der ihm den einzigen noch denkbaren Liebesdienst, die Erlösung von seinen namenlosen Leiden versagt habe.

Bleicher und bleicher war der Kapitän geworden, indem er sich die Ausführung des von ihm geforderten Dienstes vergegenwärtigte. Er, der in zahlreichen Schlachten und Gefechten, inmitten des mörderischsten, oft genug gegen allen Kriegsbrauch verstoßenden Gemetzels nie seine Kaltblütigkeit verloren hatte, jetzt zitterte er bei dem Gedanken, seine Hand gegen das Leben eines wehrlosen Mitmenschen zu erheben, obwohl es nur noch wenige Stunden zählen konnte.

„Sie wissen nicht, was Sie von mir fordern," hob er an, als jener seine herzzerreißenden Klagen erneuerte und wie im Wahnwitz hinzufügte:

„So gehen Sie und nehmen Sie mit sich den Fluch Jemandes, den Sie tausendfach mordeten!"

Der Kapitän, auf seinem Antlitz den Ausdruck einander wild bekämpfender Regungen, reichte ihm seinen Revolver.

„Hier, mein armer Kamerad," sprach er, „nehmen Sie die Waffe und tun Sie das, wozu Sie sich für berechtigt halten."

„Gelähmt, wie ich bin," ächzte der Soldat halb erstickt, „soll ich mit unsicherer Hand mich erfolglos noch mehr zerfleischen? Gehen Sie, Herr Offizier, und nehmen Sie meine Verachtung mit sich fort. Sie mögen Ihre Leute anfeuern können, Leben auf Leben in den Staub zu treten, Gesunde zu morden und zu verstümmeln; aber selbst die Waffe zu erheben, wo es gilt, die Pflichten eines Christen zu erfüllen, dazu sind Sie zu feige."

Der Kapitän erhob sich. Der letzte Blutstropfen war aus seinem Antlitz gewichen, aber die erschütternden Klagen des Unglücklichen bestimmten seinen Entschluß.

„Wohlan denn," sprach er, und sich über ihn neigend, ergriff er die bereits erkaltende Hand, „wer weiß, welche Last ich durch die Erfüllung Ihres Wunsches auf mein Gewissen lade, aber ich gewinne es nicht über mich, Sie Ihrem Schicksal zu überlassen."

Da verklärte sich das Antlitz des jungen Soldaten, als wären seine Schmerzen schon jetzt gelindert worden. Seiner leisen Stimme mit letzten Kräften einen festeren Klang verleihend sprach er, „ich danke Ihnen für Ihren Edelmut — ich segne Sie für Ihre Barmherzigkeit."



„Eins,“ fügte er hinzu, indem er die Mündung der Pistole mit fester Hand auf die Brust des Verwundeten richtete. (S. 15.)

Er streckte den Oberkörper ein wenig mehr aus, entzog dem Kapitän die Hand, und mit dieser die des zerschmetterten, rechten Armes ergreifend, faltete er beide ineinander, worauf er fortfuhr:

„Ich bin bereit. Doch hören Sie zuvor noch eine Bitte," seine Stimme mäßigte sich fast zum Flüstern, während er die großen blauen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck tiefer Trauer auf die des Kapitäns heftete. „Meine Frau und unser Kind weilen nicht weit von hier. Wenn Sie den Jamesfluß auf dem jenseitigen Ufer einen halben Tag aufwärts verfolgen, so stoßen Sie auf eine Dampfmühle. Sie können nicht irren, — zwei Fabrikschornsteine stehen nebeneinander; der eine ist bis zur Hälfte von einem Geschoß abgerissen worden. ‚Queers Mühle' steht oberhalb des Torwegs. Gehen Sie in den Maschinenraum — von ihm führt ein schmaler Gang in das Erdgeschoß. Dort finden Sie eine junge Frau mit einem kleinen Kinde. Denen bringen Sie meinen letzten Gruß und meinen Segen — sagen Sie, es käme vom Lumberjohn — das arme, arme Weib. Seit Monaten ohne Nachricht von mir, hörte sie, daß unser Regiment vor Richmond stände. — Verzweiflung trieb sie, nach mir zu forschen — sie fand mich kurz vor Beginn der Schlacht. — Ich benutzte die Nacht, eine Zufluchtsstätte für sie auszukundschaften, um sie später in Sicherheit zu bringen — wenn Sie das an meiner Stelle tun möchten."

„Es soll geschehen, mein armer Kamerad," fiel der Kapitän ergriffen ein, als die eben noch gewaltsam bekämpften Qualen dem Verwundeten wieder die Sprache raubten, „und mehr noch: ich will für beide sorgen, als wären sie meine Angehörigen, als hätte ich ein Verbrechen an ihnen zu sühnen."

„Ich danke," versetzte der Soldat zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hindurch, „doch schnell — schnell machen Sie ein Ende — oder ich muß schreien, daß es weithin schallt — schnell — segnen Sie die Meinigen — sagen Sie ihnen, eine Kugel habe mich schmerzlos fortgerissen — schnell — um Gotteswillen — nicht durch den Kopf — mitten durchs Herz" — und bei den letzten Worten öffnete er die Augen weit, „so ist's mein Wille — mein Hoffen — mein Gebet."

„Blicken Sie mich nicht an — ich bring es sonst nicht über's Herz," sprach der Kapitän leise, wie den Ton der eigenen Stimme scheuend.

„Gott segne Sie", antwortete der Soldat, und er schloß die Augen.

„Ich werde bis fünf zählen," versetzte der Kapitän sich ermannend, „es bleibt Ihnen Zeit zu einem kurzen Gebet für die Ihrigen und — für mich."

„Eins", fügte er hinzu, indem er die Mündung der Pistole mit fester Hand auf die Brust des Verwundeten richtete.

„Lieber Gott", hob dieser lispelnd an. Statt des Wortes „zwei" folgte der Schuß. Aus Besorgnis, in seinem Entschluß wankend zu werden, und in der dumpfen Absicht, dem Leidenden das Berechnen seines Todes zu ersparen, hatte er vor der Zeit gefeuert.

Still lag der junge Soldat, die Hände gefaltet, die Augen geschlossen. Ein ruhiger, sogar zufriedener Ausdruck ruhte auf seinem Antlitz. Und dennoch übte dessen Anblick einen vernichtenden Eindruck auf den Kapitän aus. Die Hand mit der Pistole sank schlaff nieder.

„Armer Bursche," sprach er vor sich hin, „dir habe ich die ersehnte Ruhe gegeben und dafür meine eigene geopfert."

Er wollte sein Pferd besteigen, entsann sich aber mit Schrecken, daß er in der heftigen Erregung den Toten nicht einmal um seinen Namen befragt hatte.

Gleich darauf kniete er wieder neben ihm, mit zitternden Händen in seinen Taschen nach Gegenständen suchend, die vielleicht von Wert für die Hinterbliebenen waren, ihm selbst aber Anhaltepunkte bei etwa notwendig werdenden Nachforschungen hätten bieten können. Nur eine Börse fand er mit wenigen Geldstücken und ein Zuschlagemesser, das durch ein Sprengstück zerschmettert worden war. Auf dem Rest des weißen Griffs las er das wenig kunstfertig eingekritzelte Wort „berg", augenscheinlich die Schlußsilbe eines längeren Namens.

Er war eben im Begriff, das niedergebrannte Feuer zu schüren, um bei dessen Schein auszukundschaften, welchem Regi-

ment der Tote angehört hatte, als der sich nähernde Hufschlag mehrerer Pferde ihn störte.

Schnell schwang er sich in den Sattel, doch kaum war er einige Schritte geritten, als ein drohendes „Halt!" hinter ihm erschallte.

Statt zu antworten, trieb er sein Pferd an.

„Ein Unionistenhund", vernahm er eine andere Stimme und fast gleichzeitig fiel ein Schuß.

Die Kugel sauste über ihn hin, bald folgte eine zweite.

Heftiger spornte er sein Pferd. Hinter sich unterschied er noch ein Weilchen polternden Hufschlag, bis man endlich das Vergebliche der Verfolgung einsehen mochte und von ihm abließ, zumal auf die Schüsse es sich zwischen Vorposten regte.

Die Nacht schritt vor. Über dem Schlachtfelde schwebte der Engel des Todes in seiner finstersten Gestalt. Geheimnisvoll wirkte es hüben und drüben, indem man Verstärkungen heranzog, Batterien errichtete, die Munition vervollständigte und sich zu neuem nutzlosen Morden vorbereitete. Kaum aber graute der Morgen, als auch der Donner der Geschütze den Kampf wieder einleitete und die Sturmkolonnen der Sezessionisten sich formierten.

Erschöpft durch die blutige Arbeit der vorhergehenden Tage, hungernd und dürstend reihten die schwankenden Gestalten sich aneinander, um erst im wilden Kampfesgetöse eine von Wut gestachelte Beweglichkeit zurückzuerhalten.

Sturm auf Sturm versuchten die Südstaatler mit wahrem Heldenmute; Sturm auf Sturm schlugen die tapferen Unionisten mit grauenhaften Erfolgen zurück. So verlief auch der sechste Schlachttag unter dem Opfer vieler Tausende von Menschenleben, ohne daß auf der einen oder der anderen Seite ein namhafter Erfolg zu verzeichnen gewesen wäre.

Und der siebente Tag brach an, der Schlachttag von Malvern-Hill. Es war ein fürchterlicher Tag. Nur Söhne desselben Vaterlandes, von Parteihaß entbrannt, konnten mit derartiger, allen menschlichen Regungen Hohn sprechender Erbitterung und Grausamkeit gegeneinander wüten. Alles, was nur irgend zur Vernichtung von Menschenleben aufgebracht werden konnte,

wurde in Bewegung gesetzt; alles, von den zweihundertsechsundachtzigpfündigen Bomben, die die Schiffe schleuderten, bis zur kleinsten Revolverkugel; alles, vom scharfgeschliffenen Dragonerpalasch bis zum spitzen Bowiemesser. Und so zog sich Mac Clellan kämpfend bis zum Jamesfluß zurück. Durch Wälder und Sümpfe führte er seine Armee bis dahin, wo die gewaltigen Breitseiten der Unionsflotte ihm ausgiebigen Schutz gewährten.

Mit den besten Aussichten auf Erfolg hatte er den Kampf begonnen; aber ein Opfer der in Washington verderblich wirkenden politischen Parteisucht, wurde der Sieg ihm zur Unmöglichkeit. Er konnte nur noch die nach siebentägigen mörderischen Kämpfen haltlos gewordenen Trümmer seiner Armee retten.

Das war die siebentägige Schlacht bei Richmond. Gegen sechzigtausend Tote und Verwundete bedeckten die Walstatt, auf der die ergrimmten Gegner miteinander gerungen hatten. Der Patriotismus war dadurch auf der einen Seite, der Fanatismus auf der anderen in erhöhtem Maße wachgerufen worden, und damit erneute Opferwilligkeit. Mit allen Kräften wurde im Norden, wie im Süden zu neuen Kämpfen gerüstet, und beinah noch drei Jahre wütete der mit unerhörter Erbitterung geführte Bürgerkrieg, bevor die Unionisten als Sieger in Richmond einzogen, und der Ruf: „Freiheit für Millionen farbiger Menschen!“ von Ozean zu Ozean rollte*).

Zwei Tage waren verstrichen, seitdem der Kanonendonner bei Malvern-Hill verstummt war, als zwei Reiter ihren Weg am Jamesfluß hinauf verfolgten. Es war der Kapitän Kirkwall, derselbe Mann, der vor fünf Tagen den armen zerschossenen Soldaten den letzten Liebesdienst erwiesen hatte. Neben ihm ritt der Korporal Sullivan, ein untersetzter Irländer mit verwittertem breiten Gesicht, wasserblauen Augen, gelbem Haupthaar und einem roten struppigen Vollbart, der seit vielen Tagen weder Bürste noch Kamm gesehen zu haben schien.

*) Nach einem Bericht der Kölnischen Zeitung.

Heute lag ein schwarzes Pflaster auf des Kapitäns linker Wange, es bedeckte eine Wunde, die ein schwerer Säbelhieb ihm geschlagen hatte. Diese Wunde hatte ihn gehindert, sich des ihm von dem sterbenden Soldaten gewordenen Auftrages früher zu entledigen. Jetzt endlich befand er sich auf dem Wege nach der Mühle, wo er die Verwaisten zu entdecken hoffte.

Wie von einer schweren Last bedrückt, starrte der Kapitän vor sich auf den Sattel nieder. Sorglos schaute dagegen Sullivan darein. Nur wenn er einen prüfenden Seitenblick auf den Kapitän warf, erschlafften seine groben Gesichtszüge zu einem Ausdruck der Trauer.

Nach längerem Schweigen sah der Kapitän plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, empor und gerade in das scheidende Abendrot hinein.

„Sullivan," sprach er düster, „hoffentlich ist das arme Weib nicht ungeduldig geworden, wenn sie nun ihren Mann für tot gehalten hat und davongegangen ist?"

„Bei Tschises, Kapt'n, besaß das Frauenzimmer den Mut und die Anhänglichkeit, ihrem Manne bis aufs Schlachtfeld zu folgen, wird's auch des Wartens nicht schnell überdrüssig geworden sein."

„Es liegt Sinn in Ihrer Antwort, Korporal Sullivan; aber es gibt Dinge, die zuweilen einen stärkeren Zwang ausüben, als die Sorge um den Gatten. Mangel an Nahrungsmitteln oder ein Erkranken des Kindes können sie vertrieben haben; und wo sollen wir sie dann suchen? Finden aber muß ich sie, und wäre ich gezwungen, den ganzen Erdball nach ihr abzuspüren."

„Und das nur, um ihr den Tod ihres Mannes anzuzeigen, Kapt'n, mit Verlaub zu fragen? Ich kalkuliere nämlich, haben wir das Möglichste getan, so sind wir außer Verantwortung. Kehrt der Mann nicht heim, dann zählt sie sich an den Fingern ab, daß er fiel, und jung, wie sie noch sein muß, sieht sie sich nach 'nem anderen um."

„Schon recht, Sullivan; doch soll der gute Wille weiter reichen, als über die ersten vergeblichen Versuche hinaus —

aber vielleicht begünstigt uns das Glück. Finden wir die Frau, so ist alles gut."

Und weiter ritten sie auf ihrem schattigen Wege, hin und wieder zwischen den Bäumen hindurch einen kurzen Blick auf den nahen Jamesfluß gewinnend.

Endlich hielt der Korporal sein Pferd an.

„Nennen Sie mich den einfältigsten Paddy, der je seiner geknechteten grünen Heimat den Rücken kehrte," rief er aus, indem er zwischen zwei massigen Baumgruppen hindurchwies, „wenn dies nicht der Ort ist. Da steht der Schornstein, und daneben der Stumpfen."

Vor ihnen öffnete der Wald sich zu einer Lichtung von mäßigem Umfange. Das Flußufer war auf einer Strecke jeder Vegetation entkleidet; statt ihrer zeichnete sich von dem gestirnten Himmel eine Gruppe Baulichkeiten verschiedener Größe aus, überragt von den beiden Schornsteinen. Selbst in der Dunkelheit erkannte man leicht, daß dieses Gehöft sich in dem Bereich heftiger Artilleriekämpfe befunden haben mußte. Nackte Dachsparren ragten aus den unregelmäßigen Silhouetten des Mauerwerks empor, dessen ursprünglich senkrechte Linien auf mehreren Stellen durch Ausbrüche Störungen erfahren hatten.

Vor dem offenen Torwege hielten die beiden Reiter an. Leicht gelang es ihnen, die Lage des Maschinenraumes auszukundschaften. Ein breiter Gang führte auf ihn zu. In diesen zogen sie ihre Pferde, worauf Sullivan ein Licht aus seiner Satteltasche hervorholte und anzündete. Eine kurze Strecke folgten sie dem Gange, dann betraten sie einen Raum, in dem die zum Teil zertrümmerten Maschinen standen. Von hier aus führte eine eiserne Treppe in das gewölbte Erdgeschoß hinab, wo die Dampfkessel eingemauert lagen. Verschiedene Gemächer, zur Aufbewahrung von Maschinenteilen und zu Schlosserwerkstätten eingerichtet, reihten sich dort aneinander. Eines davon hatte wohl einem Wächter zum Aufenthalt gedient, denn ein Tisch, mehrere Stühle und eine mit Maiskolbenhülsen versehene Bettstelle standen so umher, als ob sie vor Stunden noch von einem Bewohner benutzt worden wären.

Zweites Kapitel.

Der Methodist.

Als der Kapitän hinter dem voraufleuchtenden Sullivan den versteckten Wohnraum betreten hatte, blieb er neben der Tür stehen. Sichtbar tief erregt spähte er um sich.

„Hier nur könnte sie geweilt haben," brach er nach kurzem Sinnen das Schweigen, „das Gemach entspricht der Beschreibung; allein für eine Mutter mit ihrem Kinde — nein, für die war es keine Zufluchtsstätte."

„Und doch hat jemand auf diesem Stroh gerastet," erklärte der Korporal, indem er die Bettstelle aufmerksam prüfte, „hier liegt noch ein Tuch, und das sieht nicht aus, wie das eines Mannes."

Er leuchtete nach der anderen Seite des Zimmers hinüber und entdeckte auf einer hinter dem Tisch stehenden Bank einen Sack, aus dem einige Biskuits hervorgerollt waren. Daneben stand eine noch ungeöffnete Blechbüchse, nicht weit davon in einem Winkel lagen mehrere geleerte.

„Not hat sie nicht vertrieben," meinte Sullivan bedächtig, „und nach den Büchsen zu schließen, sind die Lebensmittel ihr von einem Soldaten zugetragen worden."

„Angst, Sorge und Krankheit sind oft ärgere Feinde, als Hunger", versetzte der Kapitän ernst.

Er betrachtete das Taschentuch. Von nicht allzu feinem Gewebe, trug es als Zeichen die Buchstaben R. H.

Er steckte es zu sich und setzte dann gemeinschaftlich mit dem Korporal die Nachforschungen fort. Auch den Namen Lumberjohn, der der jungen Frau, wenn sie aus Furcht vor Feinden sich irgendwo verborgen hielt, unfehlbar Vertrauen eingeflößt hätte, rief der Kapitän durch die vereinsamten Räume und Gänge. Doch keine andere Antwort wurde ihm, als die der Heimchen, die die Ritzen des Mauerwerks und der Balken bevölkerten und mit hellen Stimmchen ihre Zufriedenheit über den Stillstand der Maschinen und der klappernden Räder hinaussangen.

„Vergeblich, alles vergeblich", sprach der Kapitän bitter enttäuscht, als er sein Pferd wieder bestieg.

„Bei Tschises, Kapt'n, ich möchte denjenigen sehen, der mehr tut, als er kann," versetzte der Sullivan vertraulich, um seinen Herrn zu beruhigen, „ging das Weib von dannen, so fällt's uns am wenigsten zur Last."

„Nein, Sullivan, uns nicht," pflichtete der Kapitän rauh bei, „allein dabei dürfen wir es nicht bewenden lassen. Ich muß die ihres Ernährers beraubte Frau finden, und wäre ich gezwungen, die ganze Welt nach ihr abzusuchen. Ich kann nicht anders."

Die letzten Worte klangen dumpf, jedoch so überzeugend, daß der Irländer keine Einwendungen mehr zu erheben wagte. Schweigend ritten sie vom Hofe hinunter. Bevor sie in die Landstraße einbogen, drang das Bellen des Hundes zu ihnen herüber.

„Dort weilen Menschen," sprach der Kapitän und lenkte sein Pferd in einen sich von der Landstraße abzweigenden Nebenweg, „die wollen wir befragen. Vielleicht können sie uns irgendwelche Aufschlüsse erteilen."

Eine ziemliche Strecke waren sie auf dem gewundenen Wege geritten, als das Geräusch eines sich in gemächlichem Schritt nähernden Pferdes zu ihnen herüberdrang.

Der Kapitän hielt an. Die Waldeinfassung hinderte ihn, weit um sich zu schauen. Endlich aber wurden die Umrisse eines einzelnen Reiters erkennbar, und als dieser bis auf gute Pistolenschußweite herangekommen war, rief er ihm ein gebieterisches „Halt!" zu.

Dieser Aufforderung folgte der Reiter pünktlich, und befragt, ob Unionist oder Sezessionist, erwiderte er spöttisch:

„Das ist eine kitzliche Frage, Gentlemen. Ich möchte sie wenigstens nicht früher beantworten, als bis ich selber weiß, wer mir den Weg versperrt. Bin ein friedlicher Mann und schlau genug, um mich zu der Farbe desjenigen zu bekennen, dem viel an meinem Glaubensbekenntnis gelegen ist."

„Klug gedacht," versetzte der Kapitän geringschätzig, „allein wer Sie auch sein mögen: wir haben ernstere Dinge zu tun,

als Händel auf der Landstraße zu suchen, und keine Ursache, unsere politischen Ansichten zu verheimlichen: Wir sind Unionisten."

„Um so besser," antwortete der Fremde gelassen, „räumte ich jetzt ein, ich sei ebenfalls Unionist, so würden Sie mir's schwerlich glauben. Auf jeden Fall bin ich ein friedfertiger Mann und Methodist obenein. Deshalb mögen wir wie gesittete Menschen aneinander vorbeireiten; es sei denn, Sie und Ihr Kamerad fühlten sich Mannes genug, gemeinschaftlich mit mir ein halbes Dutzend Mordbrenner, die sich mit ihrem lebendigen Raube auf meinem verlassenen Gehöft einnisteten, zu vertreiben. Denn um alle miteinander zu hängen, wie sie's verdienen, möchten unsere Kräfte nicht ausreichen."

Der Kapitän fragte:

„Sie sprechen von lebendigem Raube, wie soll ich das verstehen? Vielleicht etliche Ihrer Rinder?"

„Meine Gäule und Rinder brachte ich rechtzeitig in Sicherheit," erklärte der Methodist unbefangen, „und weil es mit dem Futter traurig aussah, die Preise fürs Vieh dagegen ins Unglaubliche stiegen, verkaufte ich alles mit 'nem guten Vorteil an die Armeelieferanten. Nein, nein, von Tieren ist überhaupt nicht die Rede, sondern von einer Frau und einem kleinen Kinde —"

„Bei Gott, Mann," fuhr der Kapitän erregt auf, und er spornte sein Pferd neben den Methodisten hin, „eine Mutter und ihr Kind suche ich — finde ich sie durch Ihren Beistand, so dürfen Sie sich rühmen, mir einen Dienst von unschätzbarem Werte geleistet zu haben."

„Das trifft nicht genau zu," entgegnete der Methodist, in dem der Kapitän einen untersetzten Mann, der eine lange Büchse vor sich auf dem Sattel trug, erkannte, „nein Herr, eine Großmutter mag die alte schwarze Lady wohl sein, aber nicht die Mutter des kleinen braunen Kindes —"

„Also Farbige?" unterbrach der Kapitän den schlauen Methodisten enttäuscht.

„Beide so echt in der Farbe, wie nur je ein preiswürdiges Stück Flanell eine pensylvanische Färberei verließ, Herr, und

gelänge es mir, den gottlosen Amalekitern ihre Beute abzujagen, sollt's mir trotz der bunten Haut eine rechte Herzensfreude sein. Denn seitdem Abraham Lincoln den Stab über die Sklaverei gebrochen hat, ist's kein Verstoß gegen die heiligen zehn Gebote, lebendiger Ebenholzware zur Flucht und zur Freiheit zu verhelfen, nebenbei aus der Gewalt einer Rotte so frecher Sodomiter, wie nur je eine verdiente, mittels Pech und Schwefel von dem Erdboden vertilgt zu werden. Weil nun der Allmächtige selber das Beispiel gab, gutes Schießpulver aber ebenfalls nichts anderes als eine Mischung von Schwefel und Salpeter ist, so wäre es in der Tat ein gottgefälliges Werk —"

„Die Marodeure über den Haufen zu schießen," fiel der Kapitän dem redseligen Methodisten ungeduldig ins Wort.

„Richtig, Mann," antwortete dieser sanftmütig, „wenigstens ihrer so viele, wie wir beim ersten Angriff mit unseren Kugeln zu erreichen vermögen. Sind's nebenbei doppelt so viele, als wir, so steht die göttliche Gnade auf unserer Seite, wie einst beim David, als er den Goliath erschlug."

„Wer zur Vernichtung solcher Räuberbanden beiträgt, macht sich gewiß verdient um das öffentliche Wohl," bemerkte der Kapitän, „auch wäre ich nicht abgeneigt, zwei unglücklichen Geschöpfen beizuspringen; haben Sie aber irgendeinen Plan entworfen, der Erfolg verspricht?"

„Gewiß entwarf ich einen solchen," erklärte der Methodist alsbald überzeugend. „Als ich mein gutes Haus umschlich und sah, wie die elenden Sodomiter meinen Apfelwein behandelten, wie Spülwasser, meinen Rum, wie ich solchen für Krankheitsfälle und Schlangenbisse gern vorrätig halte, roh hinunterschlangen — der Henker mag wissen, wie sie im Keller die Stelle entdeckten, wo ich alles säuberlich vergraben hatte — da kam der Geist des Herrn über mich. Ich begriff, daß wenn ich nur zwei oder drei beherzte Männer zur Hand hätte, wir die Lästerer schlagen möchten mit der Schärfe des Schwertes —"

„Und Sie ritten aus, um Beistand zu suchen," unterbrach der Kapitän wieder ungeduldig seinen Redefluß, „gut, ich bin bereit, mich an dem Unternehmen zu beteiligen, vorausgesetzt,

daß Erfolg überhaupt möglich. Denn Ehre ist auf alle Fälle dabei nicht zu holen, und schließlich bin ich auch für das Leben meines Begleiters verantwortlich."

„Mit Verlaub, Kapt'n, ich rechne, daß ich meinen Mann stehe," hob der Korporal, Kampfeslust verratend, an, als der Methodist ihn bedächtig mit den Worten unterbrach:

„Jedes Menschen Leben ist ein Geschenk des Allmächtigen; daher ist auch jeder Mensch verpflichtet, dieses Geschenk heilig zu halten. Ich kenne jeden Fußbreit des Landes, auf dem ich schon als Knabe Pfeifen schnitt, vermag also solche Vorkehrungen zu treffen, daß uns selber keine Gefahr droht."

„So säumen wir nicht länger," versetzte der Kapitän, indem er sein Pferd antrieb, doch hielt der Methodist ihn mit den Worten zurück:

„Das eilt nicht; nach einer Stunde ist's ebenso sicher, wohl noch sicherer, als jetzt; denn die Rache des Herrn schläft nicht. Ich möchte zuvor nach meiner Mühle hinüberreiten — Sie müssen vorübergekommen sein — und daselbst einen Zettel niederlegen. In einer Minute und 'ner halben ist alles gemacht; dann mögen wir unsere Lenden gürten. Ist's Ihnen nicht zu viel, so begleiten Sie mich; sonst erwarten Sie mich hier."

„Bleiben wir lieber beisammen," entschied der Kapitän, und er schlug an des Methodisten Seite den Rückweg nach dem Flusse ein, „also einen Zettel? Wohl eine Botschaft für jemand?"

„Sie sprachen es aus, Herr, eine Botschaft für jemand, dessen Herz bei deren Kenntnisnahme vor Freude aufjubeln wird, vorausgesetzt, er fand sein Ende nicht in dem Mordgewühl um Richmond herum."

Der Kapitän horchte hoch auf.

„Sollte die Botschaft für einen Soldaten, einen gewissen Lumberjohn bestimmt sein?" fragte er lebhaft, „einen anderen Namen kenne ich leider nicht."

„Lumberjohn, ja, so soll er heißen, obwohl es nicht recht nach einem christlichen Namen klingt," erklärte der Methodist, „und ich wüßte überhaupt keinen Namen, hätte ich den Zettel nicht gelesen. Da heißt's nämlich: ‚Lumberjohn, ich kann unser

Kind nicht länger leiden sehen. Ich muß unter Menschen, ich gehe nach Hause. Dort findest Du mich. Gott beschütze Dich. Ich sterbe vor Entsetzen, wenn ich an den Kriegslärm denke. Komm zu mir, gib mir wenigstens Kunde von Deinem Leben. Die Angst um Dich raubt mir den Verstand, was soll dann aus unserem Kinde werden.' So ungefähr lautet der Inhalt des Zettels, und der Beschützer aller Witwen und Waisen mag geben, daß dieser Lumberjohn das ehemalige Versteck des armen jungen Weibes wohlbehalten betritt. Den Zettel soll ich auf eine Bettstelle legen, damit er ihm gleich in die Augen falle."

Der Kapitän hielt sein Pferd an.

„So wollen wir umkehren," sprach er dumpf, „denn derjenige, dem die junge Frau die Botschaft sandte, liegt in der Erde. Ich selbst sah ihn sterben, gelobte ihm, seine letzten Grüße dahin zu tragen, wo er meinte, daß die Seinigen ihn erwarteten."

„Also tot," bemerkte der Methodist mit einem Ausdruck, der den Kapitän peinlich berührte. „Hm, armes Weib, die Hölle über denjenigen, der sie zur Witwe, ihr Kleines zur Waise machte."

Ein Schauder erschütterte die kräftige Gestalt des Kapitäns; er richtete sich indessen sogleich wieder empor und fragte hastig, während alle drei die Pferde wandten, um wieder zurückzureiten:

„Wie lernten Sie die Ärmste kennen? Wo blieb sie? Wie kann ich mich in Verbindung mit ihr setzen? Sie begreifen, über den letzten Gruß und Segen eines Sterbenden denkt man nicht leichtfertig; ich muß meinen Auftrag ausrichten, koste es, was es wolle."

„Ein guter Grundsatz," meinte der Methodist geschäftsmäßig, „allein das Inverbindungsetzen wird wohl auf Schwierigkeiten stoßen. Und wie ich der armen Frau begegnete? Ich sagte bereits, daß ich mich und die Meinigen, nebenbei eine starke, vielversprechende Familie, mehr nördlich in Sicherheit brachte; doch als es hieß, die große Schlacht neige sich ihrem Ende zu, da trieb's mich, nach meinem Eigentum in dieser Gegend auszuschauen. Auf meiner Farm fand ich alles noch

in guter Ordnung: eine Plünderung hatte noch nicht stattgefunden und das für Raubgesindel Begehrenswerte lag noch immer wohlverpackt drei Fuß tief in der Erde. Mein nächster Besuch sollte darauf der Mühle gelten, und da begegnete ich etwa hier einer bleichen jungen Frau, die ein kleines Kind auf den Armen trug. Jammervoll sah sie aus mit den verweinten Augen, und auf ihr Kind starrte sie nieder, wie in jedem Augenblick das Erlöschen des zarten Lebenslichtchens befürchtend. Auf meine Fragen nach dem Woher und Wohin standen ihr nur Tränen zu Gebote, und eines guten christlichen Zuspruches bedurfte es, um über ihre Lage Näheres zu erfahren. Armes Ding, sie wollte schier verzweifeln, indem sie ihres Mannes gedachte, wenn er käme und sie nicht fände, und doch durfte sie des erkrankten Kindes wegen nicht länger auf ihn warten. Aber als sie schließlich durch mein Zureden einsah, daß sie sich auf richtigem Wege befinde, setzte ich sie samt ihrem Kinde auf mein Pferd, ich selbst führte es am Zügel, und den ganzen Tag wanderten wir nordwärts, bis wir endlich eine Eisenbahnstation erreichten. Dort stand gerade ein Eilzug bereit, und mit genauer Not gelang es mir, sie auf diesem zur Reise nach Baltimore unterzubringen. Bevor wir uns trennten, schrieb sie den Zettel, den nach der Mühle zu tragen ich eben im Begriff war."

„Ihren vollen Namen erfuhren Sie nicht?"

„Da sie ihn mir nicht sagte, hielt ich's für ungerecht, danach zu forschen, zumal sie mir für kleine Auslagen verpflichtet zu sein glaubte. Und was sollte mir der Name? Darf doch die rechte Hand nicht einmal wissen, was die linke tut. Armes, junges Ding; ein einziges Wort genügte, ihre Verzweiflung wachzurufen. Armes Ding; so aus unergründlicher Liebe beinah mitten in den Kriegslärm hineinzulaufen."

„Aber um Gotteswillen, wie soll es mir gelingen, ohne alle Mittel sie auszukundschaften?" fragte der Kapitän herbe, „ruft es doch den Eindruck hervor, als hätte sich alles verschworen, mir die Erfüllung meiner heiligen Pflicht geradezu unmöglich zu machen."

Nach einer längeren Pause stillen Einherreitens hob der Kapitän wieder an:

„Die Begegnung mit Ihnen begrüße ich als ein Glück, sowohl wegen Ihrer Mitteilungen, als auch mit Rücksicht auf die schriftliche Botschaft. Für Sie hat der Zettel kaum noch Wert, wogegen er in meinen Händen vielleicht eine höhere Bedeutung erhält."

„Eine scharfsinnige Bemerkung," versetzte der Methodist, indem er dem Kapitän ein zusammengefaltetes Papier darreichte, „hier nehmen Sie ihn, und erwiese er sich auch nur als ein Erkennungszeichen, so erfüllte er seinen Zweck vollkommen. Doch still jetzt. Solche Sodomiter haben Ohren wie die Mäuse. Hören die im Traum den Hufschlag eines Pferdes, so ist's mit unserer Jagd vorbei." Nachdem er einige Sekunden in die Ferne gelauscht hatte, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, indem er gewandt vom Sattel glitt: „Herunter jetzt von den Gäulen; ich kenne einen Ort in der Nähe, da stehen sie so sicher wie in Abrahams Schoß, während wir selber uns an ein gottgefälliges Werk begeben. Und nun folgen Sie mir."

Sein Pferd am Zügel führend, drang er seitwärts vom Wege ins Gebüsch ein, das sich gleich darauf hinter dem Pferde Sullivans schloß.

Nach etwa fünf Minuten erreichten sie eine kleine Waldblöße. Dort forderte der Methodist seine Begleiter auf, gleich ihm ihre Pferde an den nächsten Baum zu binden. Ferner riet er, die Säbel zurückzulassen, um durch deren unvermeidliches Klirren nicht verraten zu werden, dagegen die Pistolen in Bereitschaft zu halten. Der Irländer weigerte sich indessen standhaft, seine Lieblingswaffe aus der Hand zu geben; infolgedessen ihm gestattet wurde, sie unter Zurücklassung der Scheide in der Faust zu tragen.

Nach einer Wanderung von zehn Minuten trafen sie vor einer umfangreichen Lichtung ein, von der sie eine feste Einfriedigung trennte. Auf deren anderer Seite dehnte sich ein mit Obstbäumen bepflanzter Gemüsegarten aus, der seinen Abschluß durch ein Gehöft erhielt. Das Wohnhaus lag mit der Rückseite nach dem Garten hinaus. Zwei seiner Fenster waren hell erleuchtet; auch drangen Männerstimmen zu den drei Gefährten herüber, die verrieten, daß die fremden Eindringlinge

dem Brandy des Methodisten ausgiebig zugesprochen hatten, jedoch nicht hinlänglich, um durch dessen Wirkung übermannt zu werden.

„Die lassen sich's wohl sein," meinte der Methodist, „nun ja, ich verdenk's ihnen nicht. Aber auch mir wird's niemand verargen, wenn ich mich auf meine Art bezahlt mache. Denn Aug' um Aug', und Zahn um Zahn, spricht der Herr; und Unkraut bleibt Unkraut, gleichviel, ob's mit Wurzeln in der Erde haftet, oder auf zwei Beinen geht."

Vorsichtig stieg er über den Zaun, dadurch den Gefährten die Stelle bezeichnend, auf der auch sie ohne auffälliges Geräusch in den Garten gelangten. Kaum aber hatten sie auf der anderen Seite festen Fuß gefaßt, als ein größerer Hund sich knurrend vor sie hinstellte. Einige leise Worte des Methodisten beruhigten indessen das Tier, worauf er sich dem Kapitän noch einmal zukehrte.

„Sollte man's glauben," erklärte er leise, „diesen Hund hatten wir mit nördlich genommen, allein es muß ihm da nicht gefallen haben; denn er verschwand eines Tages auf geheimnisvolle Weise, um mich später bei meinem Besuch hier munter zu begrüßen. Nebenbei ein kluges Tier. Jetzt, da es mich in der Nähe weiß, wird's die ganze Nacht hindurch keinen Laut mehr von sich geben, und das dient ebenfalls dazu, die Brut von Amalekitern in Sicherheit zu wiegen."

Er kehrte sich ab und schritt dem Wohnhause zu, wo er geräuschlos wie ein Schatten bis in fast unmittelbare Nähe des einen Fensters hinüberschlich. Kaum zwei Minuten spähte er in das wüst belebte Zimmer, dann gesellte er sich ebenso behutsam dem Kapitän wieder zu.

„Sie sind alle beisammen," flüsterte er, „ihrer acht sind es, und verwegene Burschen obenein. Wachen haben sie nicht ausgestellt, und da mögen wir auf sie hereinbrechen, wie die Wände des Roten Meeres auf den treulosen Pharao. Doch nun auf den Posten. Sie da mit Ihrem Schwerte treten um den Giebel herum auf den Hof und schleichen bis in die Nähe der Haustüre. Dort harren Sie meines Rufes: Philister über dir. Stürmen die Schurken dann heraus, so empfangen Sie sie

mit dem Rufe: Das Schwert des Herrn und Gideons. Zugleich feuern Sie so viele Kugeln zwischen sie, wie Ihr Revolver von sich zu geben vermag. Je öfterer es knallt, um so besser; sind die Burschen erst lose, so ist bei dieser Sorte von Schurken an ein Halten nicht mehr zu denken. Sie aber," wandte er sich an den Kapitän, „bleiben mir zur Seite, wenn es Ihnen gefällig ist."

Sullivan verschwand, wogegen der Methodist und der Kapitän sich dem Fenster so weit näherten, daß sie die Vorgänge in dem Zimmer unbemerkt zu überwachen vermochten.

Da lagen vor dem lodernden Kaminfeuer, in dem zerbrochene Stühle und sonstiges Hausgerät lustig brannten, im Halbkreise acht wilde Gestalten, in deren bärtigen aufgedunsenen Gesichtern ihr blutiges Gewerbe nur zu deutlich ausgeprägt war. Obwohl der unmäßige Genuß des Branntweins sich in ihren verschwollenen, heftig geröteten Augen und in den unsicheren Bewegungen offenbarte, sprachen sie dem Inhalte eines vor ihnen liegenden Fäßchens noch immer lebhaft zu. Dagegen hatten sie, übersättigt, wie sie waren, mehrere Schinken achtlos vor das Kaminfeuer und halb in dasselbe hineingeworfen. Zwischen ihnen auf der Erde lagen Militärbüchsen und Patronentaschen, die sie unzweifelhaft auf den Schlachtfeldern sich angeeignet hatten. In dem breiten Ledergurt steckten Revolverpistolen und Bowiemesser. Zerfetzt waren ihre abgetragenen Uniformstücke, zerfetzt die verschiedenartigen militärischen Kopfbedeckungen, durch die sie sich als reguläre Soldaten auszuweisen und den Galgen ein wenig weiter aus ihrem Gesichtskreise zu rücken trachteten.

Einen widerwärtigen Anblick boten diese mit allen äußeren Merkmalen des Verbrechens und der Verworfenheit ausgerüsteten Freibeuter, widerwärtig und zugleich Grauen erregend, mit ihren wilden Flüchen und den rohen Gesängen, mit dem gräßlichen Hohn, den sie gelegentlich einer in einem Winkel kauernden alten Negerin zuschleuderten, in deren hageren schwarzen Armen ein sich angstvoll an sie anschmiegendes zweijähriges braunes Kind fast verschwand.

Manche Szene grausig verwilderter Soldateska hatte der Kapitän während des mörderischen Bruderkrieges kennen gelernt, jedoch keine, die ihm größeren Abscheu eingeflößt hätte, als diese Zusammenstellung einer Anzahl ausgesuchter Mordbrenner. Unwillkürlich betrachtete er den neben ihm stehenden Methodisten. Knochig und scharf, wie das eines Geiers, verharrte dessen Antlitz in einer eigentümlichen Regungslosigkeit. Aus den weitgeöffneten grauen Augen lugte neben einer gewissen Verschmitztheit harmlose Neugierde, der sich wieder ein Ausdruck des Behagens beigesellte. Trotzdem erhielt die ganze Physiognomie durch den niedrigen schwarzen Zylinderhut und das zu beiden Seiten schlicht niederfallende halblange blonde Haar jenen eigentümlichen Charakter, den man mit dem eines Predigers hätte vergleichen mögen.

Durchdringendes Kreischen in dem Zimmer lenkte des Kapitäns Aufmerksamkeit wieder auf die Räuber. Einer von ihnen hatte ein fackelartig brennendes Stück Holz aus der Glut gezogen und dem über das Kind geneigten Haupte der Negerin so nahe gehalten, daß die dichte Wolle Feuer fing und zischend emporflammte.

Scheußliches Lachen und Johlen der Genossen lohnte diese grausame Handlung. Doch als der brutale Bursche die Qualen der sich widersetzenden Frau erneuern wollte und mit dem Feuerbrand nach ihr schlug, sprang sie empor, in namenloser Verzweiflung eine Flut von Verwünschungen über ihre Peiniger ergießend.

„Hunde seid ihr!" rief sie gellend aus, und ihr durch Todesangst entstelltes, grau angelaufenes Antlitz glich nichts Menschlichem mehr, „schlechter als Wölfe, die nur Mord kennen! Meine Tochter habt ihr umgebracht, deren Mann zu Tode gepeitscht, nun macht's mit mir und dem Kinde ebenso! aber ich verwünsche und verfluche euch, daß ihr alle noch einmal am Galgen endigt —"

Ihre Worte erstickten in dem Hohngelächter, mit dem man ihre Verwegenheit lohnte. Ihre Schmähungen wollte man indessen nicht ungestraft hinnehmen. Ein Stück Holz flog ihr an den Kopf, daß sie in den Winkel zurücktaumelte; zugleich ertönte eine drohende heisere Stimme:

„Was sollen wir uns länger von der Hexe beschimpfen lassen! Sie ist sogar unten im Süden nicht mehr wert, als die kleine braune Kröte! Keine fünf Cent bietet man für beide! Schlagt ihr den Schädel ein und röstet sie samt der Brut im Kaminfeuer, wie's jedem flüchtigen Sklaven gebührt!“ und wer weiß, wozu die vertierten Räuber geschritten wären, hätte der Methodist sie nunmehr nicht aus ihrem Sicherheitsbewußtsein aufgeschreckt.

Der fromme Mann hatte nämlich des Kapitäns Hand ergriffen und ihm zugeraunt:

„Sobald ich gefeuert habe, schießen Sie Schlag auf Schlag ins Fenster hinein, auf die paar Scheiben kommt's dabei nicht an. Die Schurken müssen glauben, daß mindestens eine Kompagnie Regulärer sie umzingelt habe, und je mehr Sie von ihnen treffen, um so gottesgefälliger ist's.“

Dann hob er die Büchse an die Schulter und blickte mit dem Ausdruck einer sprungbereiten Wildkatze über den Lauf in das Zimmer hinein. Plötzlich neigte er das Haupt mit Gedankenschnelligkeit. Es geschah in demselben Augenblick, in dem ein Räuber mit seinem Kopf den eines Genossen deckte, und als die Büchse sich entlud, brachen beide lautlos in sich zusammen. Bevor aber die übrigen Mordbrenner begriffen, um was es sich handelte, ertönte des Methodisten Ruf: „Philister über dir!“ dem ein so wildes indianisches Heulen folgte, als ob ein Dutzend Angreifer sich vor dem Fenster befunden hätte. Sogar den Kapitän überraschte des Methodisten Gebaren in einem Maße, daß er erst mit in den Kampf einzugreifen vermochte, als die aufgescheuchten übrigen Räuber unter Zurücklassung der umherliegenden Waffen der Tür zudrängten. Indem er ihnen noch einige Schüsse, wenn auch ohne zu treffen, nachsandte, kannten sie nur noch die einzige Regung, sich durch schleunige Flucht einem gewissen Tode am Galgen zu entziehen.

Völlig kopflos stürzten sie ins Freie hinaus, wo sie indessen ebenfalls von Schüssen und dem gellenden Ruf: „Das Schwert des Herrn und Gideons!“ begrüßt wurden. Doch den Erfolg des Feuerns bezweifelnd, nahm der Irländer seine Zuflucht zu dem Säbel, und neben die Tür hinspringend traf er noch

gerade zur rechten Zeit ein, um den letzten der Flüchtlinge durch einen furchtbaren Hieb über den Kopf niederzustrecken.

„Lassen Sie es genug sein,“ vernahm er gleich darauf des Methodisten milde Stimme, „denn es ist keiner mehr da, an dem Sie Ihren frommen Eifer betätigen könnten. Ich kenne diese Sodomiter; die belästigen uns in dieser Nacht nicht mehr. Der Herr hat sie in seinem Zorn geschlagen, mag er den Seelen der Getroffenen gnädig sein.“

Obwohl überzeugt, daß die Marodeure keinen Versuch der Rache unternehmen würden, riet der Methodist dem Irländer draußen Wache zu halten, worauf er sich mit dem Kapitän ins Haus hinein begab.

Die beiden Räuber lagen noch so da, wie sie durch den Schuß hingestreckt worden waren. An ihnen schritt er kalt und teilnahmslos vorüber, und seine Hand auf der Negerin versengtes Haupt legend, brach er in die Worte aus:

„Danke dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“

Die Negerin, über das Kind hingekauert, und noch immer den letzten Todesstreich erwartend, sah, wie aus einem entsetzlichen Traume erwachend, empor. Lange vermochte sie kein Wort hervorzubringen. Erst als der Kapitän beteuerte, daß sie gerettet sei, sprach sie mit bebenden Lippen:

„An mir altem Weibe ist nichts gelegen, aber den Wurm hier rettet. Er ist das Letzte, was mir blieb. Alles tot, alles gemordet“, und sich jammervoll windend, brach sie in ergreifende Klagen aus.

„Lassen wir sie,“ riet der Methodist wunderbar sanftmütig, „ohne unsern Zuspruch beruhigt sie sich schneller. Aber hier,“ und er wies auf die toten Räuber, „sie dürfen mein Haus nicht länger entweihen. Wir wollen sie in den Wald hinausschaffen; dort will ich ihnen nach Tagesanbruch ein Grab schaufeln, damit sie nicht eine Beute der Füchse und Geier werden, ihnen sogar noch ein Gebet mit auf den Weg geben.“

Der Kapitän legte mit Hand an. Auch der Irländer eilte ihnen zu Hilfe, und nach Ablauf einer Stunde hatten sie ihr Werk vollbracht. Die Spuren des Kampfes waren, so gut es

gehen wollte, aus dem Zimmer entfernt. Die abgesattelten Pferde standen im Stall vor einem Heuvorrat, wogegen der Methodist und der Kapitän vor dem Kaminfeuer saßen und den von ersterem aus einem Versteck hervorgeholten Speisen zusprachen. Sullivan wurde nicht vergessen; er beteiligte sich an dem Mahl, während der Kapitän Wache hielt. Für ihre kleine Enkelin sorgte die Negerin in rührender Weise, dagegen war sie selbst schwer zu bewegen, Speisen zu sich zu nehmen.

Die Sonne hatte folgenden Morgens schon einige Stunden geschienen, als der Kapitän sich anschickte, mit dem Korporal zu seinem Regiment zurückzukehren. Ein einspänniges Wägelchen hatte der Methodist aus dem Schuppen hervorgezogen und sein Reitpferd davor gelegt. Die Negerin saß mit dem Kinde darauf. Der Kapitän war noch düsterer gestimmt, als am vorhergehenden Tage. Er offenbarte die Absicht, die Geretteten als eine Art Ersatz zu betrachten, wenn seine Nachforschungen nach der jungen Soldatenwitwe fruchtlos bleiben sollten.

In herzlicher Weise verabschiedete er sich von dem wunderlichen Methodisten, und manch frommen Spruch schaltete dieser in die letzte Unterhaltung mit ihm ein. Sein Antlitz trug einen überaus milden Ausdruck, so daß der Kapitän kaum den schlau und peinlich berechnenden Mühlenbesitzer wiedererkannte, der vor wenigen Stunden noch kaltblütig darauf geharrt hatte, zwei Giftpflanzen, wie er die Erschossenen nachträglich nannte, mit einem Zuge aus dem Weizen der Gerechten zu rupfen.

„Auf Wiedersehen,“ sprach der Kapitän, als er vom Pferde herab dem mit Gerte und Zügel bewaffneten Methodisten noch einmal die Hand reichte.

„Des Erlösers Gnade sei mit Ihnen beiden immerdar und führe sie auf seinen Wegen,“ lautete des Methodisten Antwort, und in demselben freundlich milden Tone fügte er hinzu: „Sollten Sie je eines guten Rates in Geschäftsangelegenheiten, feinen Spekulationen und dergleichen bedürftig sein — Militärpersonen sind ja nicht immer scharf in solchen Dingen — so bin ich der Mann für Sie; mein Name ist Queer.“

Die Reiter wandten sich südlich; nördlich lenkte der Methodist sein leichtes Gefährt. Bald darauf drängten Baum und Buschwerk sich zwischen beide Teile. Wer sagte ihnen, wo und wann und ob sie sich überhaupt wiedersehen sollten! Denn der Schlachtendonner verstummte nur pausenweise. Jahre gingen noch dahin, Jahre, bevor der aufgeregte Kontinent zur Ruhe gelangte; Jahre, bevor der blutgedrängte Erdboden sich wieder in seinem ganzen Umfange in das liebliche Grün Segen verheißender Saaten kleidete; eine Reihe von Jahren, bevor die wohltätige Natur die letzten Merkmale eines gewaltigen Bürgerkrieges verwischte, zwei mächtige Parteien über die Gräber von Hunderttausenden Erschlagener hinweg sich zu neuer Brüderlichkeit die Hände reichten.

Drittes Kapitel.

Auf Deck.

Das Meer schlummerte wie ein Riese, dessen Seiten sich in langen, regelmäßigen Atemzügen heben und senken. Träge rollten die breiten Dünungen einher. Als wäre es ein Kork gewesen, spielten sie mit dem Cerberus, einem schweren Vollschiff, das von ihnen gehoben, nicht minder träge die beweglichen Hügel hinaufglitt, auf deren Gipfel einen schmalen Streifen seines Kupferbeschlages zeigte, dann wieder mit seinen schwarzen Wänden ein wenig tiefer in die Fluten hinabtauchte.

Wie verschlafen schwankten die Masten. Seit Tagen hatten die aufgegeiten Segel nur gelegentlich einige geheimnisvoll klappernde Falten geschlagen. Bei der Windstille waren sie nicht mehr wert, als die rußige Schürze des Schiffskochs, sogar noch weniger, indem sie nicht einmal zum Abtrocknen der fettigen Hände benutzt werden konnten. Unterhalb des Hecks nahe dem müßigen Steuer zwitscherten leise und behaglich kleine Seeschwalben, abwechselnd ihren langen, zart befiederten

Schwingen und den kurzen belappten Schwimmfüßchen sich anvertrauend.

In einiger Entfernung ragten die dreieckigen Flossen zweier Haifische über den tiefblauen Wasserspiegel empor. Mehrere Möwen kreisten weiter abwärts, hin und wieder einen schrillen Ruf nach dem Schiff hinübersendend. Noch weiter abwärts rastete ein grau befiederter Albatroß. Vielleicht sehnte der sturmerprobte Vogel sich, im Kampf mit wild erregten Elementen die Kraft seiner langen, verhältnismäßig schmalen Schwingen zu prüfen.

Die Sonne war untergegangen, jedoch nicht unmittelbar in den Ozean hinabgetaucht, sondern von einer fernen grauen Dunstschicht aufgenommen worden. Noch wirkten ihre Strahlen. Um so schärfer kontrastierte die düstere, eintönige Wolkenwand zu dem glühenden Himmel.

Zahlreiche Augen spähten sorglos über die Brüstung in den flammenden Westen hinein. Freudige Hoffnung erhellte manchen Blick; in anderen offenbarte sich Wehmut. Nur in einem stimmte die Mehrzahl überein: in der Aufmerksamkeit, mit der sie der von dem Vorderdeck herüberschallenden Musik lauschte. Acht Spielleute waren es, denen auf Grund ihrer Kunstfertigkeit ausnahmsweise der Aufenthalt auf der sonst allen Passagieren verbotenen Back gestattet worden war. Dort wirkten sie nach besten Kräften, um die Mitreisenden zu erfreuen, jedoch auch um selber in Übung zu bleiben.

Der Führer der kleinen Bande stand frei da, während seine sieben Gehilfen auf zusammengerollten Tauen und sonstigen Schiffsgeräten im Halbkreise vor ihm saßen und ihr Spiel bald nach den Schwingungen seiner Klarinette, bald nach seinen wunderlich ausdrucksvollen Blicken oder den noch wunderlicheren Bewegungen der schmalen, glatt rasierten und fest aufeinander ruhenden Lippen mit einer gewissen Ängstlichkeit regelten. Eigentlich war diese Ängstlichkeit bei den mehr oder minder gereiften Leuten zum Erstaunen. Denn nach seinem Äußeren zu schließen, hätte man den Kapellmeister weit eher für einen sanften Geistlichen gehalten, als für das streng regierende Oberhaupt, das den Untergebenen gegenüber seine

Stellung aufs Nachdrücklichste auszubeuten verstand. Milde ruhte in seinen kleinen braunen Augen, thronte auf seiner hohen, mit einer Glatze sehr nahe verwandten Stirn, die bereits ergrautes dünnes Haar auf beiden Seiten regelmäßig begrenzte, und lugte aus jeder Falte des bartlosen hageren Gesichtes.

Das war also Sebastian Winsel, oder vielmehr der heilige Sebastian, wie ihn jeder gern nannte, der ihm nur dreimal begegnet war, nur dreimal den Heiligenschein bewundert hatte, der ihn, sobald er als Dirigent vor seine Kapelle hintrat, umfloß. Unter seinen musikalischen Kräften ragten nur drei wegen ihres Spiels wie auf Grund der äußeren Erscheinung besonders hervor. Zunächst ein bildschönes, dem Kindesalter noch nicht lange entwachsenes Mädchen, das mit ungewöhnlicher Fertigkeit die erste Geige spielte; dann ein etwa dreißigjähriger Mann, der die zweite Geige zur Geltung brachte und in demselben Grade von der Natur vernachlässigt, wie seine liebliche Partnerin von derselben bevorzugt worden war. Er war nämlich ein zwergartiger Krüppel, von dem man behaupten durfte, daß außer seinen klugen, jedoch unheimlich stechenden Augen nichts an seinem Körper eine normale Form erhalten hatte. Seine Beine waren in den Knien gekrümmt und außerdem von ungleicher Länge; ein schwerer Höcker verunzierte seinen jammervoll verkürzten Rücken, während die eingefallene Brust die Breite der eines achtjährigen Kindes nicht überschritt. Selbst in seinem hageren, krankhaft bleichen Antlitz entdeckte man kaum einen Zug, mit dem man sich hätte befreunden können. Und dennoch besaß er einen eigentümlichen Zauber, der dem seiner kindlich holden Gefährtin fast gleichkam, nämlich die Gabe eines ausdrucksvollen Spiels, mittels dessen er seine Zuhörer zu bannen, in ihrer Stimmung nach den eigenen, mit seinem Körper in Einklang stehenden barocken Launen zu lenken vermochte. Er reichte ihnen in seinen wild verschlungenen Phantasien fast gleichzeitig jauchzende Freude und tiefe Wehmut, bitteren Haß und schneidenden Hohn, kurz alles das, was während seines ganzen Lebens in der verkümmerten Brust gewohnt und heimlich gewirkt hatte.

Wie ganz anders war dagegen die dritte Hauptperson der Kapelle geartet: der Herr Valentin Tatzkow, ein älterer breit-

schulteriger Mann, der mit einer Gewalt seine riesenhafte Tuba blies, daß ein mäßiges Segel dadurch hätte gefüllt werden können. Wenn aber die junge Geigenspielerin, deren glatt an die Schläfen gestrichenes blondes Haar ihrem Antlitz einen madonnenhaften Charakter verlieh, mit ihren schüchternen blauen Augen jede Bewegung des Kapellmeisters furchtsam überwachte; wenn der Bucklige mit dem Ausdruck eines geknechteten Sklaven auf ihn hinsah, so offenbarte der alte Tubabläser in Miene und Haltung ein beinah trotziges, von unerschütterlichem Gleichmute getragenes Selbstbewußtsein.

Im gewöhnlichen Leben hatte er ein volles, rundes Gesicht, das trotz des bürstenartigen braunen Vollbartes und der beweglichen starken schwarzen Brauen am wenigsten auf die Bezeichnung „schön" Anspruch erheben durfte.

Rüstete er sich dagegen zu einem künstlerischen Vortrage, so veränderte sich dieses Gesicht bis zur Unkenntlichkeit. Kaum hatte er dem Mundstück die richtige Stellung zwischen den beiden Schnurrbarthälften gegeben, so schob er es scharf nach der linken Seite hinüber, infolgedessen sein Antlitz die ungefähre Form eines Mondes erhielt, der noch einiger Tage bis zu seiner vollständigen Abrundung bedarf. Die linke Wange blähte sich zum doppelten Umfange der rechten auf, die kühn geschwungene, etwas kupfrig angehauchte Nase brach fast aus ihren Fugen, das linke Auge, durch die schwellende Wange eingeengt, blinzelte verschmitzt, wogegen das rechte herausfordernd in die Welt hinausschaute, die Stirnhaut zuckte, wie von den modulierenden Tönen seines Instrumentes abhängig, gemeinschaftlich mit den Brauen und der formlosen Schirmmütze krampfhaft hinauf und hinunter, während die Winkel des ansehnlichen Mundes nach jedem Stoß und darauf folgendem Atemzuge sich öffneten und schlossen, wie zwei von braunen Bartfäden umringte lebhafte Austern.

Seit einer Stunde hatte die Kapelle gespielt. Vorzugsweise waren Opernmelodien geübt worden. Jetzt schallten die allbekannten Donaulieder über das Schiff hin. Aufmerksam lauschten alle Reisende. Wehmut verschleierte den Blick, der hier mechanisch den Flug der kleinen Seeschwalben beobachtete,

dort nach dem regungslos niederhängenden Wimpel hinaufsah. Selbst der Mann am Steuer, ein frisches junges Seemannsblut, schaute träumerisch und mochte sich in die Erinnerung an glücklich verlebte Tage versenken. Vor ihm auf der Kajütenbedachung, bald nach Steuerbord, bald nach Backbord hinüber wandelte mit schwerwiegendem Schritt der Kapitän. Eine echte Salzwassererscheinung mit braunrotem verwitterten Gesicht, scharfen blauen Augen und gewaltigen Haarbüscheln auf den Wangen, sandte er zuweilen einen begutachtenden Blick nach der westlichen, kaum merklich wachsenden Dunstschicht hinüber, ohne indessen sein Gespräch mit dem ihm zur Seite befindlichen Manne zu unterbrechen. Dieser, ein Passagier, offenbarte in Haltung und Bewegung jene Sicherheit, wie sie einem im ernsten Beruf gereiften Manne gewissermaßen zur anderen Natur geworden ist. Der Jahre sechsunddreißig mochte er zählen. Wer ihn aber einherschreiten sah, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und mit überlegener Ruhe auf dem gebräunten dunkelbärtigen Antlitz und in den ernsten blauen Augen, der hätte ihn wohl für noch älter gehalten, es sei denn, daß durch irgendeinen Umstand seine Aufmerksamkeit hierhin oder dorthin gelenkt wurde und er dann mit jugendlicher Lebhaftigkeit um sich spähte. Mehrere Kajütpassagiere waren außer ihnen noch auf dem Quarterdeck anwesend. Diese störten sie indessen ebensowenig in ihrer halblauten Unterhaltung, wie die von dem Vorderschiff klar herüberdringende Musik.

„Wüßten die Leute, daß es nach einer Stunde uns die Haare vom Kopfe wehen möchte, so würden sie schwerlich mit soviel Gemütsruhe den lustigen Walzermelodien lauschen," bemerkte Kapitän Speiche im Laufe des Gesprächs zu seinem Begleiter, „ich sage Ihnen, der Teufel sitzt hinter der Wolkenschicht. Schon zweimal entdeckte ich 'nen matten Schein, der aus der Wand hervorzuckte, und das waren keine Sonnenstrahlen".

„Und Sie säumen, sturmklar machen zu lassen?" entgegnete sein Begleiter, einen Blick nach den lose aufgeschürzten Segeln hinaufsendend.

„Noch ein Weilchen, Herr Roland. Warum soll ich die Menschen verfrüht beunruhigen? Ich brauche nur ein halbes

Dutzend Hände die Wanten hinaufzuschicken, und auf allen Seiten heißt's ängstlich: ‚Was ist los?‘ Gönnen wir ihnen also noch ein Viertelstündchen das Vergnügen. Verdammt, wie die Möwen unruhig werden; der Albatroß da drüben hat ebenfalls schon einige Male die Schwingen ausgereckt, als wollte er sich zur Arbeit rüsten."

Rolands Augen suchten flüchtig die Vögel; dann betrachtete er während des Gehens den Kapellmeister.

„Der hat seine Leute musterhaft eingeübt", bemerkte er nachlässig, und sobald die Masten es nicht hinderten, suchte sein Blick die niedriger sitzenden Musiker.

„Ein ganzer Mann, dieser heilige Sebastian," erklärte der Kapitän, „und wie ein Heiliger schaut er darein; aber hängen will ich, wenn viel Heiligkeit drinnen steckt. Ich für meine Person möchte nicht als Mitglied in seiner Kapelle dienen."

„Zu viel darf er den Leuten wohl nicht zumuten, oder er erlebt, daß nach dem Landen in New Orleans seine Kapelle sich in Wohlgefallen auflöst und jeder seines Weges zieht."

„Nicht einer," erwiderte der Kapitän lachend, „seitdem der Herr Sebastian Winsel durch Schaden klug geworden. Schon einmal führte er eine ansehnliche Gesellschaft, und zwar weiblicher Spielleute drüben ein, er reiste nämlich mit diesem selbigen Schiff, daher weiß ich's so genau, und deren Gesichter waren verhenkert viel hübscher als ihr jämmerliches Spiel. Die aber mögen bald genug eingesehen haben, daß sie auf eigene Hand nicht schlechter fuhren; denn sie machten sich bei der ersten Gelegenheit davon, und der gute Winsel hatte das leere Nachsehen und den Schaden obenein, wie er mir selber am ersten Tage unserer Reise vorwinselte, das heißt, der Teufel schwöre auf sein Wort. Diesmal ist er schlau genug gewesen, die mit seiner Kapelle abgeschlossenen Kontrakte vor der Abfahrt von einem amerikanischen Konsul bestätigen zu lassen, so daß sie drüben rechtsgültig sind."

„Auch das möchte kein unfehlbares Mittel sein. Amerika ist groß, und mit dem Einfangen derartiger Flüchtlinge eilt man dort nicht sehr."

„Im Grunde wohl nicht. Trotzdem werden die Seinigen diesmal wohl länger bei ihm aushalten. Denn er wird sich

hüten, ihnen das verdiente Geld bis auf den letzten Pfennig auszuzahlen, und das ist das wirksamste Bindemittel."

„Die Geigenspielerin ist seine Verwandte?"

„Sie führt wenigstens den Namen Roswitha Winsel. In der Schiffsliste wurde sie als seine Nichte eingetragen. Ein liebes Kind dem Anschein nach. Der Alte bewacht sie wie seinen Augapfel; er weiß, daß ohne ihre und des Buckligen Mitwirkung seine Kapelle nicht weit über eine Gesellschaft Bierfiedler hinausragt."

„So behandelt er sie gut?"

„Mir scheint's, als fürchte sie ihn; doch bemerkte ich nie, daß er ihr unfreundlich oder auch streng begegnete."

In diesem Augenblick erschien der erste Steuermann auf dem Quarterdeck. Der Kapitän rief ihn heran und fragte der nahen Passagiere wegen gedämpft:

„Was meldet's Wetterglas?"

„Es hat die von dem Kapitän bezeichnete Linie erreicht", lautete die Antwort.

„Schon?" versetzte der Kapitän, und er sah scharf nach Westen hinüber, wo die Wolkenbank eine dunklere Farbe angenommen hatte. Die Strahlen waren der Sonne gefolgt; statt des gewöhnlichen Rots dehnte sich ein ins Bräunliche spielender gelber Schein bis zum Zenit hinauf aus. Tiefer war das Blau des Himmels geworden; auf ihm hob die runde Scheibe des Mondes sich in gelblichem Weiß ab.

„So wollen wir nicht säumen," fuhr der Kapitän nach einer kurzen Pause fort, „holen Sie die Segel ein und lassen Sie nicht mehr Leinwand stehen, als notwendig ist, um dem Steuer Wirkung zu verschaffen. Der Sturm mag mit 'nem festen Stoß anfangen, und trifft er 'ne breite Fläche, kostet's die Reeder Geld. Schicken Sie 'nen zweiten Mann ans Steuerrad; er soll zuvor Ölzeug anlegen und dem anderen das seinige mitbringen. Sehen das die Menschen da unten, so folgen sie um so williger, wenn sie in die Koje geschickt werden."

Der Steuermann entfernte sich und der Kapitän nahm an Rolands Seite den unterbrochenen Spaziergang wieder auf.

Auf die plötzlich regsam gewordenen Auswanderer mit den Worten hinweisend, sprach er:

„Die haben schon etwas gelernt. Keine dreißig sind darunter, die nicht errieten, was das bedeutet. Ginge man jetzt hinunter, könnte man sich daran erfreuen, wie sie alles feststauen, was ihnen später auf den Köpfen herumtanzen möchte. Hm, die armen Menschen. Ein Vergnügen ist's nicht, da unten eingesargt zu sitzen, wo Kindergeschrei und Stöhnen Erwachsener ein anderes Konzert bieten, als die Kapelle des heiligen Sebastian."

„Wie er nach unten eilt," versetzte Roland, „und die Seinigen folgen ihm, wie die Küchlein der Henne."

„Um vor allen Dingen die Instrumente bei Seite zu schaffen," bemerkte der Kapitän, „nebenbei soll er das Unwetter fürchten, wie 'ne arme Seele das Fegefeuer. Betrachten Sie sein Gesicht; ist er nicht bleich geworden, wie 'ne frisch gewaschene Schürze? Den macht die Angst schon seekrank."

„Die arme Geigenspielerin," sprach Roland nachdenklich, „wie ihr wohl da unten in der Verwirrung das Herz bange klopfen mag."

„Und doch läßt's sich nicht ändern, mein bester Herr Roland, sie ist bei weitem nicht so schlimm daran, wie die Mütter, denen die Angst um ihre Kinder das Herz zusammenschnürt. Zum Beispiel unsere schöne Reisegefährtin dort auf der Bank. Auch sie fürchtet und sorgt doppelt, einmal für sich selbst, dann aber und wohl hundertfach für ihr liebliches Töchterchen."

Roland warf einen kurzen Blick auf die bezeichnete Dame, die, ein neben ihrem Sitz stehendes, etwa sechsjähriges Mädchen im Arm, sinnend den drohenden Westen betrachtete. Als er sich dem Kapitän wieder zuwendete, waren seine Brauen gerunzelt, sogar seine Gesichtsfarbe hatte sich ein wenig verändert, als wäre er peinlichen Empfindungen unterworfen gewesen.

„Unsere schöne Reisegefährtin macht auf mich am wenigsten den Eindruck einer schwachen Natur," sprach er, „im Gegenteil, ich glaube, sie besitzt einen Charakter, der nicht leicht zittert und lieber in den Tod geht, bevor er sich beugt."

Mit einer kurzen Bewegung sah der Kapitän in Rolands Augen. Im Tone von dessen Stimme hatte ihn offenbar etwas befremdet.

„Sie meinen, weil sie sich ziemlich verschlossen und unzugänglich zeigt? Wer kann wissen, was an ihrem Gemüt nagt? Die Glücklichsten sind's nicht immer, die den Ozean kreuzen. Trotzdem liegt etwas geheimnisvoll Ansprechendes in ihrem Wesen, ich weiß nicht, wie ich's anders bezeichnen soll, genug, sie macht auf mich den Eindruck einer höchst achtungswerten Person, eines Charakters, der Rücksichten verdient."

Er trat neben das Steuerrad hin, betrachtete ein Weilchen die Schwingungen der Magnetnadel, worauf er den beiden Matrosen einige kurze Befehle erteilte, denen das Herumschlagen des Rades folgte. Dann näherte er sich den verschiedenen Gruppen der Passagiere, zuletzt auch der einzelnen Dame und deren Kinde, sie höflich auffordernd, sich in die Kajütte hinabzubegeben, wenn sie nicht von einem plötzlichen Regenguß überrascht werden wollten. Gleich darauf war das Quarterdeck leer. Durch zwei umfangreiche Luken stiegen die Auswanderer in den dumpfigen, heißen Schiffsraum hinab. Beim Schein einiger Lampen kroch ein Matrose über die wie Bienenzellen nebeneinander und übereinander geschichteten vierschläfrigen Bettstellen hin von Fenster zu Fenster und preßte mittels eines Schraubenschlüssels die messinggefaßten, fingerdicken, runden Glasscheiben gewaltsam in ihre Fugen.

Mit wachsender Schnelligkeit schob sich unterdessen die Dunstschicht empor. Die letzten, die in das Zwischendeck hinabstiegen, vernahmen noch dumpfes, unheimliches Grollen, das die sprühende Wolkenwand herübersandte. Fest waren die zusammengerollten Segel mit den Raaen vereinigt. Nur der dreieckige Klüver, die dicht gerefften Mars- und Focksegel standen noch. Allmählich kräuselten die Gipfel der Wasserhügel sich; die Segel füllten sich geräuschvoll und sanken wieder zurück. Die Luken wurden geschlossen und mittels Überzügen von geteertem Linnen dicht gemacht, so daß die Ventilation in dem abgesperrten Raum sich nur noch auf die Wirkung zweier sicher befestigter Röhren von Segeltuch beschränkte. Lauter

rollte der Donner. Wie von den Blitzen gescheucht, eilten die ersten flatternden Wolken über das sich noch immer träge wiegende Schiff hinweg.

Die beiden Männer am Steuer, die Fäuste mit krampfhafter Gewalt auf die Speichen des Rades gelegt, wandten keinen Blick von dem Kapitän, um seinen Befehlen gleichsam entgegenzukommen. Die ganze Schiffsmannschaft hielt sich zum Manöverieren bereit.

Eine schwarzgraue Wolke, in weitem Bogen wie ein Vorhang scharf begrenzt, folgte jetzt dem flatternden Gewölk. Zitternd reckte der Wimpel sich horizontal aus; mit lautem Knall blähten die Segel sich; feiner Regen, vom Sturm den Dünungen entführt, stäubte über das Verdeck hin. Das Schiff, in seiner ganzen Länge von der vollen Wucht des ersten Stoßes getroffen, legte sich auf die Seite, richtete sich indessen sogleich wieder empor. Ein kurzes Kommando des Kapitäns folgte; pünktlich drehte das Steuerrad sich und das Schiff schwankte mit dem Bugspriet schräg in den Wind hinein.

Einige Minuten herrschte jetzt Stille. Man hörte nur das Sausen, mit dem der Sturm die erwachenden Seen streifte und seinen Weg zwischen Wanten und Tauen hindurchsuchte. Dann aber brach es flammend aus der schwarzen Wolke hervor, die nunmehr in der Entfernung einer Kabellänge, auf dem zuckenden Meere zu rasten schien. Zwei bläuliche Feuersäulen bildeten sekundenlang gleichsam die Stützen der niedrig hängenden, nächtliches Dunkel verbreitenden Bedachung, begleitet von einem Krachen, das mit dem Bersten des Himmelsgewölbes verglichen werden konnte. Wie von den Wetterstrahlen entzündet leuchtete plötzlich das Meer, je nachdem es sich mit zischenden Schaumkämmen bedeckte, in phosphorischem Feuer. Wo war jetzt der einsame Albatroß? Wo befanden sich die Möwen und vor allen Dingen die kleinen zart gebauten Seeschwalben?

Roland, der in einen Regenrock gehüllt, dem schaurigen Schauspiel zugesehen hatte, war durch den ersten Anprall bis auf die Mitte des Decks zurückgeschleudert worden. Dort hielt er sich an dem vergitterten, nunmehr durch Teerzeug ge-

schützten Glashäuschen, durch das die Kajütte bei Tage ihr Licht empfing, fest. Es widerstrebte ihm, hinabzusteigen. In vollen Zügen wollte er den Anblick der wild erzürnten kämpfenden Elemente genießen.

Viertes Kapitel.

Im Zwischendeck.

Schwerfällig stampfte das Schiff mit halbem Winde dem Sturm entgegen. Die Wogen folgten so schnell und unregelmäßig aufeinander, daß es nicht jede einzelne zu überwinden vermochte. Immer wieder traf die eine oder die andere den Bug von der Seite, eine schwere Sturzsee über Deck sendend. Schwarze Finsternis herrschte, scheinbar noch schwärzer nach dem jedesmaligen Erlöschen flammender Wetterstrahlen. Die Schaumkämme phosphoreszierten, aber sie leuchteten nicht erhellend. Die Masten knarrten, es seufzten Wanten und straffgespanntes Tauwerk. Selten ertönte ein durch das Sprachrohr gerufenes Kommando. Im Rauschen der Fluten, im Heulen der Bö und im scharfen Knattern und Krachen des Donners, erstarb das aus dem Zwischendeck hervordringende Weinen von Kindern und Jammern besorgter Mütter. Die Lampen verbreiteten spärliche Helligkeit. Sie beleuchteten ein Chaos von Bettstellen, auf denen vergeblich Rast suchende Menschen den Bewegungen des Schiffes mehr oder minder nachgaben. Die dicke, heiße Luft erhöhte die Leiden der zusammengepferchten Gestalten. Unheimlich, wie von eigenem Leben beseelt, schnurrten losgerissene Kisten, aus den Betten gefallene Bündel und Reisetaschen in dem freien Gange bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hinüber. Niemand verspürte Lust, sie wieder zu befestigen.

Auf dem der Kajütte am nächsten befindlichen Ende hatte Sebastian Winsel auf eigene Kosten für sich und die Seinigen einen besonderen Verschlag einrichten lassen, und in diesem

eine abgeschlossene Koje für die junge Geigenspielerin: Ein beneidenswerter Aufenthaltsort in den Augen der übrigen Zwischendeckspassagiere, ein Stall im Vergleich mit den Kajüträumen.

Roswitha's Lager war trotz der späten Stunde noch leer. Vor dem Verschlage, den Rücken an die nach unten in einen Vorhang von Segeltuch endigende Bretterwand gelehnt, saß sie auf einem festgezurrten Koffer. Auf der rechten Seite hielt sie sich an dem Koffer selbst. Auf der linken unterstützte sie der alte Tubabläser, der sich mit der linken Hand ebenfalls an den gemeinschaftlichen Sitz angeklammert hatte. Zutraulich duldete sie, daß er ihren freien Arm, zum Zweck eines sicheren Haltes durch den seinigen zog. Väterliches Wohlwollen offenbarte sich auch im Ton seiner Stimme, indem er sie ermutigte und auf bessere Zeiten vertröstete. Vor allen Dingen saßen sie hier weit genug von allen Mitreißenden, um leise und vertrauensvoll miteinander plaudern zu können, wozu ihnen so sehr selten Gelegenheit geboten wurde. Wo auch immer sie sich einander näherten, war Sebastian Winsel schnell zur Hand, um einem Gedankenaustausch unter irgend einem Vorwande zuvorzukommen. Heute, von Furcht vor dem Unwetter und dem Untergange des Schiffes beseelt, fand er dazu keine Zeit. Zitternd hatte er sich in seine Decken verkrochen. Das bei ihm stets wiederkehrende Übelbefinden ließ ihn manchmal denken, daß der Tod eine Wohltat für ihn sein würde, gleich darauf befiel ihn wieder Entsetzen davor. —

„Wir sind hier ebenso gut und noch besser aufgehoben als da drinnen," meinte Valentin zu seiner lieblichen Gefährtin, „mit dem Schlaf ist es ohnehin nichts, da mögen wir uns durchs Reden die Furcht vertreiben, und wer sich nicht fürchtet, übersteht die widerwärtige Gefangenschaft um so leichter. Übermäßige Angst ist überhaupt das Zeichen eines bösen Gewissens."

Wie um seine eigene Furchtlosigkeit auf die Probe zu stellen, prasselte und brauste eine Sturzwelle über Deck.

„Ich fürchte mich nicht," antwortete Roswitha, wenn auch etwas zaghaft, „auch fühle ich mich wohler hier, als auf meinem

Lager in dem abgesperrten Raum; der Atem möchte mir dort vergehen. Lieber stände ich trotz Sturm und Regen oben im Freien."

„Um über Bord gespült zu werden," versetzte Valentin nach einem kurzen Stoß in eine unsichtbare Tuba, der sein biederes Antlitz vorübergehend in einen dreiviertel vollen Mond verwandelte, „nein, Fräulein Roswitha, dazu sind wir noch zu jung. Die paar Stunden verrinnen im Fluge. — Tausend Welt, wie's da wieder kracht — und schließlich heiße ich es willkommen, mal wieder ein vernünftiges Wort mit Ihnen zu reden, ohne daß der Winsel uns mit sanften Augen argwöhnisch überwacht."

„Das klingt, als hegten Sie selber Argwohn gegen ihn", bemerkte Roswitha, und besorgt blickte sie zu dem breiten Antlitz des Tubabläsers empor, das vor herzlichem Wohlwollen förmlich auseinanderging.

„Nun, Fräulein Roswitha," drang es gedämpft unter dem struppigen Schnurrbart hervor, während die beweglichen Brauen hoch nach der Stirn hinauf zuckten, „hegen Sie selber etwa großes Vertrauen zu ihm?"

„Nie dachte ich bisher darüber nach; wohl aber weiß ich, daß ich Ursache habe, ihm sehr dankbar zu sein. Denn was wäre ohne ihn aus mir geworden? Nimmermehr werde ich vergessen, daß er nicht nur für die Beerdigung meiner armen Mutter Sorge trug und alles aus seinen eigenen Mitteln bestritt, sondern mir auch die Aussicht eröffnete, die Schuld allmählich abtragen zu können."

Der Tubabläser lachte vor sich hin und fuhr dann mit einem Anfluge beißenden Spottes fort:

„Dankbarkeit ist eine schöne Tugend. Gesteht man sich aber, daß die Ursache dazu in heillosem Eigennutz zu suchen ist, so muß sie erschüttert werden. Und bei aller seiner scheinbaren Sanftmut läßt sich nicht leugnen, daß Eigennutz ihn in seinen Handlungen leitet. Oder glauben Sie, er hätte das Überfahrtsgeld für uns bezahlt, hoffte er nicht, es mit hundertfältigen Zinsen zurückzugewinnen."

„Er ist wohl nicht eigennütziger als wir. Auch wir hätten die Verpflichtungen gegen ihn schwerlich übernommen, trüge

uns nicht die Hoffnung, dadurch unsere Zukunft freundlicher zu gestalten."

„Richtig, mein liebes Kind, aber wir vertrauen jeder den eigenen Kräften, wogegen er uns zu seinem Vorteil ausnutzt. Wir sind durch die leidigen Kontrakte geradezu seine Sklaven geworden — freilich, es gab für uns keinen anderen Ausweg, als zu unterschreiben. Ich hatte mir die Geschichte anders gedacht."

„Auch ohne den Kontrakt würde ich so lange bei ihm bleiben, bis meine Schulden getilgt wären", bemerkte Roswitha entschieden.

„Ist meine Absicht nicht minder," erklärte Valentin mit einem feierlichen Emporschrauben seiner buschigen Brauen, „doch verwette ich meine Tuba gegen die elendeste Kindertrompete, daß unsere Kunstfertigkeit in Amerika von der richtigen Person zehnmal so hoch bezahlt würde."

„Das darf uns nicht kümmern, Herr Tatzkow, und mich am wenigsten, die Herr Winsel in seinen verwandtschaftlichen Schutz genommen hat, mag die Verwandtschaft immerhin eine entfernte sein — hu, wie das Schiff schwankt und die armen Frauen da drüben klagen."

„Weil's ihnen an moralischem Mute gebricht," meinte Valentin erhaben, „schwache Naturen leiden eben mehr als kräftige — wahrhaftig, die alte Emigrantengondel schaukelt, wie ein störrisches Wiegenpferd — da — wie's oben wieder poltert: aber es ist nur Wasser, wenn's auch keine Balken hat."

Beide sahen den Gang entlang nach dem Vorderteil des Schiffes hinüber, wo mehrere Bettnachbarn durch die stoßartige Bewegung übereinander geworfen worden waren und sich gegenseitig mit wenig höflichen Vorwürfen überschütteten. Sie bemerkten daher nicht, daß von der untersten Bettreihe her, einer mächtigen Spinne vergleichbar, der zweite Geiger mit vorsichtigen Bewegungen sich ihnen näherte und trotz der fortgesetzten Erschütterungen sich mit den langen Armen und den gekrümmten Beinen so sicher zu stützen verstand, daß er zeitweise in Regungslosigkeit den festgeschnürten Koffern gleichkam. Etwas Grauenerregendes lag in der eisernen Willens-

kraft, mit der er seinen unglücklichen Körper zu den widernatürlichsten Bewegungen zwang. Sturm und Ungewitter schienen auf ihn gar keinen Eindruck auszuüben. Er mochte das unheimliche Getöse sogar preisen, weil ihm unter dessen Schutz erleichtert war, den beiden ahnungslosen Freunden sich unbemerkt beizugesellen.

So gelangte er, während Roswitha und Valentin schweigend nach vorne sahen, bis in gleiche Höhe mit ihnen. Die nächste durch eine Sturzwelle erzeugte Erschütterung benutzte er darauf, seinen Weg unterhalb der Bettstellen des Verschlages fortzusetzen. Dadurch kam er dicht hinter seine Gefährten zu liegen, war also nur noch durch einen Streifen Segeltuch von ihnen geschieden. Dort staute er sich gleichsam fest, indem er mit den Händen einen Bettpfosten umklammerte, die Füße gegen andere unbewegliche Gegenstände stützte, zugleich aber mit dem verkrümmten Rücken den Boden einer Bettstelle als Halt benutzte. Er verschaffte sich dadurch nicht nur eine sichere, sondern auch bis zu einem gewissen Grade sogar bequeme Lage. Litt er in der gezwungenen Stellung, so ertrug er das gern. Denn was waren körperliche Leiden im Vergleich mit den Qualen, die ihm schon im kindlichen Alter aus dem Bewußtsein erwuchsen, sich als elender verachteter Krüppel durchs Leben schleppen zu müssen? Stählte dies Bewußtsein sein krankhaftes Sehnen nach einer unabhängigen Lebensstellung, steigerte es den unermüdlichen Fleiß, den er unter den herbsten Entbehrungen auf die Aneignung einer größeren Fertigkeit im Geigenspiel verwandte, so erstickte es zugleich seine letzten sanften Regungen in demselben Maße, in dem er durch seine Mißgestaltung immer neuen Schwierigkeiten und den entmutigendsten Zurücksetzungen begegnete.

„Man gewöhnt sich an alles," hob Valentin endlich wieder an, nachdem er zuvor einen langen Atemzug durch den nach der linken Wange hinaufgeschraubten Mundwinkel zischend ins Freie gesandt hatte, „sogar an das nichtswürdige Geschaukele einer alten Emigrantengondel, und wie jedes Ding, wird auch das verhenkerte Donnerwetter sein Ende nehmen. Ja, Fräulein Roswitha, ich bin zwar nur ein einfacher Tubabläser,

allein wenn wir von Schutz sprechen, so ist Ihnen der meinige sicherer als der unseres sanftmütigen Kapellmeisters trotz der gerühmten Verwandtschaft. Also Sie waren eben Waise geworden, als Sie mit dem Vetter Winsel zusammentrafen?"

„Nach längerer Krankheit war meine Mutter gestorben," ging Roswitha sofort zutraulich auf diese abermalige Wendung des Gesprächs ein, „und da konnte es nicht befremden, daß wir allmählich, obwohl ich seit meinen Kinderjahren bei der kleinen Stadtkapelle mitgewirkt hatte, immer weiter zurückgekommen waren, so daß mir nicht einmal die Mittel zur Bestreitung der Kosten der Beerdigung blieben. Verwandte, zu denen ich meine Zuflucht hätte nehmen können, besaß ich nicht, und die Schulden, die ich noch abzutragen hatte, die lasteten auf mir, daß ich meinte, unter dem Bewußtsein ersticken zu müssen. Da war es denn ein rechter Segen, daß der Zufall Herrn Winsel in unser Örtchen führte. Ich glaube, die etwas übertriebene Kunde von meinem Geigenspiel hatte zuerst seine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt. Er kam wenigstens eines Tages zu mir, um meine Fertigkeit zu prüfen. Er war sehr gütig gegen mich und sogleich bereit, mir eine Stelle in seiner neu zu bildenden Kapelle zu sichern. Ein Wort gab dabei das andere, und schließlich stellte sich heraus, daß er verwandt mit meinem verstorbenen Vater gewesen war, beide aber in ihrem Leben nie voneinander gehört hatten. Diese Entdeckung diente natürlich dazu, sein Wohlwollen für mich zu erhöhen, und als ich sah, wie aufrichtig er es mit mir meinte, mußte ich wohl Vertrauen zu ihm fassen. Schnell ordnete er darauf meine Verhältnisse, so daß niemand geschädigt wurde, auch für eine gute Reiseausrüstung sorgte er, und das Weitere wissen Sie, da wir acht Tage später auf dem Schiff zusammentrafen."

„Ja, Fräulein Roswitha, das Weitere kenne ich," versetzte der Tubabläser mürrisch, „und zwar weiß ich, daß Sie des Herrn Winsel Wohltaten nicht zu hoch rechnen dürfen, indem Sie trotz der gerühmten Verwandtschaft ihm allmählich alles durch Ihr Spiel zurückzahlen müssen."

„Verlange ich besseres?" fragte Roswitha mit lieblicher Einfachheit, „oder trauen Sie mir zu, ich würde auf Grund

einer entfernten Verwandtschaft auch nur das kleinste Geschenk von ihm annehmen? Nein, mit Freuden erstatte ich alle Auslagen zurück, und je schneller ich meine letzten Verpflichtungen gelöst habe, um so lieber soll es mir sein, wenn auch nur um meinetwillen."

Valentin runzelte seine Brauen tief. Hätte die Tuba sich zufällig vor seinen Lippen befunden, so würde er mit dem ruhigen langem Atemzuge aus der aufgeblähten Wange unstreitig einen unbegreiflich tiefen Ton düsterer Gerechtigkeitsliebe erzeugt haben.

„Und ich will mich von Ihnen nicht beschämen lassen," sprach er ernst, „nein auch durch mich soll er keinen Schaden erleiden, obwohl meine Tuba von mancher guten Kapelle hoch willkommen geheißen werden würde, zumal sie in unserer Kapelle eigentlich nur die Baßgeige vertritt. Wo Sie bleiben, bleibe ich, und denken alle Mitglieder unserer Gesellschaft ähnlich, so mag dieser Winsel sich glücklich preisen. Der einzige, dem ich nicht traue, ist der Archibald Fleder, und der kann wegen seiner schrecklichen Gestalt nicht so, wie er wohl möchte."

„Der Ärmste," versetzte Roswitha teilnahmvoll, „ich kann ihn nicht ansehen ohne ihn tief zu beklagen; und doch söhnt sein meisterhaftes Spiel mich immer wieder mit dem traurigen Anblick aus. Mir ist, als hätte die Welt viel an ihm zu sühnen; denn er selber verschuldet sein Unglück doch am wenigsten."

„Seine Mißgestaltung verschuldet er zwar nicht," erwiderte Valentin, „noch weniger den Spott, dem er beständig ausgesetzt ist; aber das Gift und die Tücke, die in diesem Monstrum wohnen und aus seinen stechenden Augen lugen, die fallen auf seine Rechnung und sind nur zu sehr geeignet, das Mitleid, dem er sonst wohl begegnete, zu ersticken. Ich bin überzeugt, läge es in seiner Gewalt, ohne sein eigenes Verderben dem Schiff mit allen, die darauf sind, den Untergang zu bereiten, so geschähe es unter giftigem Hohnlachen."

„Nein, Herr Tatzkow, dessen halte ich ihn nicht für fähig," wandte Roswitha eifrig ein, „ich werde mich zwar nie an seinen

Anblick gewöhnen, allein gegen ungerechten Argwohn muß ich ihn verteidigen."

So plauderten die beiden Gefährten beim Rauschen der an den Schiffswänden hinschäumenden Wogen und bei dem Stampfen und Singen der auf dem Verdeck beschäftigten Seeleute. Sie plauderten heiter, ohne die Bewegungen zu beachten, die in ihrer Nachbarschaft stattfanden und davon herrührten, daß der Bucklige, erschöpft durch die gezwungene Lage und weiterer, seine eigene Person betreffender Mitteilungen nicht mehr gewärtig, sich behutsam zurückzog und nach seiner Lagerstätte im Vorderteil des Schiffes hinkroch. Dort in einem Winkel, den man ihm besonders eingeräumt hatte, weil kein anderer mit ihm zusammengebettet sein wollte, erschien er plötzlich in der Beleuchtung der nächsten Lampe. Mühsam gegen die ungestümen Schwingungen ankämpfend, erstieg er auf zwei Sprossen sein Lager. Anstatt sich auszustrecken, setzte er sich auf dem Rande fest, das Gleichgewicht dadurch sichernd, daß er die Füße mit den Sprossen verschränkte. Sein hageres Gesicht mit der Hakennase und den vorspringenden Backenknochen war tief gerötet. Die dunklen stechenden Augen wurden durch die Lider halb verdeckt. Unter diesen hervor aber funkelten sie mit verzehrender Glut, daß Roswitha, hätte sie aus der Nähe ein Blick aus ihnen getroffen, bis in ihr schüchternes Herz hinein erschreckt worden wäre. Die schmalen Lippen regten sich leise, als wiederholte er in Gedanken alles, was er kurz zuvor erlauscht hatte.

Ein Ausdruck teuflischen Hohnes flog jäh über seine Züge. Fester verschränkte er die Füße mit den beiden Latten, worauf er die Arme eine Weile frei von sich hielt. Prüfen wollte er, inwieweit er fähig sei, ohne deren Hilfe seinen Platz zu behaupten.

Nicht ohne Mühe zog er unter seiner Matratze den Geigenkasten hervor. Die Geige an sein Ohr erhebend, überzeugte er sich von deren Stimmung. Leise drehte er an den Wirbeln, mit fester Hand legte er dann das Instrument an die Schulter und den Bogen mit dem unteren Ende auf die Saiten. Ein Weilchen säumte er, um die Wirkung der Schwingungen des

Schiffs auf seine Stellung kennen zu lernen. Schärfer gelangte dabei auf seinem Antlitz boshafte Schadenfreude zum Ausdruck. Nach allen Richtungen blitzten seine Augen, wie berechnend, mit welchen Tönen er die Gemüter am tiefsten zu ergreifen vermöge.

Jetzt rasteten seine Blicke auf Roswitha und dem Tubabläser. Sein Kinn sank auf die Geige, ein schriller, mißtönender Akkord zitterte bis in die entferntesten Winkel des Zwischendecks hinein.

Alles verstummte. Nur das Brausen, Poltern und Grollen auf der Außenseite des Schiffes nahm seinen Fortgang, im Innern dagegen das Schurren der ab und zu gleitenden Gegenstände. Doch schon nach einigen Sekunden wurden wieder Stimmen laut, die den buckligen Geiger zu allen Teufeln wünschten.

Ein neuer, jetzt aber wohlklingender Akkord, schloß sich dem ersten an. Als auch diesem wieder Schmähungen, sogar Drohungen folgten, blickte Fleder mit dem Haß eines Feindes um sich, der gierig nach der verwundbarsten Stelle seines Gegners späht. Einen gedehnten weichen Ton ließ er über die Betten hinschallen, einen Ton so zart und doch durchdringend, als hätte er mittels desselben die Gemüter wieder beruhigen wollen. Und es gelang ihm zum Teil. Geräuschvoll spendeten einzelne ihm Lob; andere munterten ihn spöttisch auf, seine lustigsten Melodien so lange zu wiederholen, bis sein Körper sich gerade gereckt habe, wie ein Mastbaum, oder das Schiff mit ihnen allen hinunterfahre auf den Meeresboden.

„Der Satan selber steckt in diesem Krüppel," bemerkte der Tubabläser, die Brauen wie zu seinem tiefsten Baßton runzelnd, „und Willenskraft besitzt er, oder es gelänge ihm nicht, in einer solchen Lage und unter solchen Schwierigkeiten mit einer Sicherheit den Bogen zu führen, wie nur je in einer Konzerthalle."

Roswitha antwortete nicht, sondern lauschte der Melodie, die unter dem meisterhaft geführten Bogen hervorschwebte und augenscheinlich besänftigend namentlich auf die Kinder und infolgedessen auf die Mütter einwirkte.

Ein Künstler ersten Ranges war Archibald Fleder nicht; allein freundelos, wie er stets gelebt hatte, und infolgedessen in seiner Unterhaltung auf sich allein und seine Geige angewiesen, verstand er vielleicht besser, als mancher hervorragende Virtuose, seine Empfindungen in Töne zu kleiden.

So stimmte er auch jetzt, nachdem er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, mit kluger Überlegung eine jener bekannten Weisen an, die, in der Heimat Eigentum selbst der niedrigsten Volksschichten, bis zum Überdruß auf jeder Drehorgel abgeleiert und von jedem Lehrjungen gepfiffen, gerade deshalb in der Fremde sich dem Gemüt um so traulicher anschmiegen. Kräftig sprudelten die Töne unter dem weit und sicher geschwungenen Bogen hervor. Jedes Ohr lauschte mit wachsender Spannung. Mehr und mehr verloren das Rauschen der brandenden Wogen, das gedämpft hereindringende Heulen der Bö und das abwärts ziehende Donnergeroll, für zaghafte Gemüter ihren beängstigenden Charakter. Dem sentimentalen Heimatslied folgten nicht minder bekannte lebhafte Tanzmelodien; dann aber schlichen seltsame, beinah unheimliche Modulationen sich in diese ein, die den Übergang zu Fleders eigenen Phantasien bildeten, und damit wurde er plötzlich ein anderer. Für ihn gab es kein Zwischendeck mehr, keine Auswanderer; für ihn tobte kein Sturm, brandeten keine Wogen, grollte kein Donner. Er spürte nur noch die eigenen Empfindungen und die übersetzte er in ein Heer von Tönen.

Choralartig leitete er dies neue Spiel ein, nur hin und wieder einen schrillen Akkord dazwischen streuend. Es war das Bild der eigenen Kindheit, ein Bild, traurig und elend, am traurigsten für diejenigen, die ihn jammernd überwachten, weit trauriger als für ihn selber, der dann erst Verständnis für sein Unglück gewann, als die ersten Spottreden sein Ohr trafen und den Keim zu der späteren Gehässigkeit und einer unversöhnlichen Bosheit legten. Ha, wie flog der Bogen über die Saiten und wie tanzten die langen dürren Finger auf dem Griffbrett, indem er abwechselnd in tiefen Molltönen und tändelnden Anklängen an tolle Gassenhauer des Knaben Kampf ums Dasein

schilderte! Doch auch freundliche Träume hatte er in jenen Tagen gehabt, Träume, in denen der verkrüppelte Knabe sich als schlank gewachsener Märchenprinz sah, umkost von lieblichen Elfen und Blumengeistern. Aber wo waren jene Träume geblieben, in denen die ersterbende Kindlichkeit noch einmal aufjauchzte, bevor sie sich auf ewig zur Ruhe begab? Jene Träume, die er keinem verraten durfte, um nicht verlacht zu werden? Und dann dies Erwachen nach glücklichem Wahn, wenn ihm weiter nichts blieb, als zu weinen, heimlich und ungesehen, um die Spottlust nicht abermals herauszufordern!

Zitternd folgten Trauerklänge, um alsbald wieder in ein Heer von Dissonanzen überzugehen, die an das Kämpfen des schwankenden Schiffes mit den schäumenden Fluten erinnerten. Mit der Vergangenheit hatte er gebrochen, gebrochen mit allem, was seine eingeengte Brust jemals wild bewegte. Es rief den Eindruck hervor, als hätte er jeden Ton, bevor er ihm Leben gab, in Gift getaucht, als hätte er mit dem schwanken Bogen Pfeile geschmiedet, die er unter seine Zuhörer entsandte. Und die Wirkung seines Spiels entsprach seinen Zwecken.

Der Sturm tobte, das Wasser rauschte und brauste. Geisterhaft ertönte das wilde Spiel des verbitterten gnomenhaften Geigers zu dem Kampfe der Elemente; geisterhaft tanzten Kisten, Blechgefäße und Kleiderbündel nach der wirren Melodie, es schwang und tanzte der ganze Zwischendecksraum.

Wie gebannt hingen Roswithas Blicke an dem unheimlichen Spieler, der trotz der heftigen Schwingungen unabänderlich seine aufrechte Haltung bewahrte, jeden, durch eine unvorhergesehene Bewegung erzeugten Mißton, meisterhaft auszunutzen verstand.

„In dem steckt der Teufel," beteuerte Valentin mindestens zum zehnten Mal seiner lieblichen Nachbarin. Er wollte sie dem eigentümlichen Einfluß des mißgestalteten Kobolds entreißen; aber immer wieder kehrte deren Aufmerksamkeit zu ihm zurück. Sie schien einem von ihm ausgehenden bösen Zauber unterworfen zu sein.



Nach allen Richtungen blitzten seine Augen, wie berechnend, mit welchen Tönen er die Gemüter am tiefsten zu ergreifen vermöge. (S. 52.)

Fünftes Kapitel.

In der Kajüte.

Während im Zwischendeck der gnomenhafte Geigenspieler sich kaum Zeit nahm, sein Instrument von neuem zu stimmen oder eine von der Heftigkeit seiner Griffe gesprungene Saite zu ergänzen, herrschte in der geräumigen Kajüte tiefe Stille. Geräuschlos schwangen die Kompaßscheibe und die beiden großen, hell leuchtenden Lampen in ihren Ringen. Geräuschlos veränderte der rechteckige Salon seine Lage und neigten und hoben sich mit ihm die an die mit Teppichen bedeckten Fußbodenplanken festgeschraubten Bänke und Tische. Ebenso geräuschlos stiegen und sanken die Bilder in den mit den Wänden vereinigten großen Spiegeln. Nur die Gläser, in den sinnig durchlöcherten Tragebrettern oberhalb des Schänktisches, klirrten in unregelmäßigen Pausen, als hätten sie die Reisenden auffordern wollen, sich durch einen kräftigen Trunk gegen die Einwirkung des fortgesetzten Schwankens zu schützen. Hierzu gesellte sich das zeitweise dumpfe Rasseln der mit dem Steuerruder vereinigten Ketten in dem Raume unterhalb der Kajüte.

Der Kapitän befand sich mit den beiden Steuerleuten auf dem Quarterdeck. Nur auf Augenblicke erschien er in seinem triefenden Regenrock in der Kajüte, um sich von dem Stande des Barometers zu überzeugen. Bis tief in die Nacht hinein hatte Roland ebenfalls oben geweilt. Neben dem Glashäuschen, wo er niemand hinderte, saß er auf einer Bank, das Antlitz dem Wetter zugekehrt, sich ergötzend an dem phosphorischen Glühen der Schaumkämme und an dem blendenden Schein, mit dem die nach allen Richtungen hin sprühenden Blitze das sich ungestüm aufbäumende Meer überströmten.

Es war um Mitternacht. Der Kapitän hatte eben wieder einen flüchtigen Besuch in der Kajüte abgestattet, als Roland dort auch erschien. Er hatte den feuchten Überrock abgelegt, und nur sein lockiges Haar trug noch die Spuren von Sturm und Regen. Langsam schritt er um den Tisch herum. Ruhig

schweiften dabei seine Blicke über die oberhalb der Eingänge zu den Schlafkammern angebrachten Nummern. Endlich blieb er vor einer stehen. Einige Sekunden zögerte er, dann klopfte er in einem bestimmten Rhythmus auf die neben dem Eingang sich ausdehnende Wand.

Ein einfacher Schlag im Innern der Koje antwortete, und weiter schritt er nach dem unteren Ende des Tisches hinüber. Dort schlug er die bewegliche Lehne der Querbank zurück, worauf er sich mit verschränkten Armen niedersetzte. Düster starrte er vor sich nieder, mit dem Körper gewohnheitsmäßig den Schwingungen des Schiffes begegnend. So verrannen die Minuten. Dann öffnete die Tür sich und eine Frauengestalt trat ein, deren anmutige Formen durch die lose Umhüllung eines faltigen Kleides nicht beeinträchtigt werden konnten. Ihr Antlitz entsprach in seiner regelmäßigen Schönheit der prachtvollen Figur. Mit dem klassischen Schnitt des Profils, den großen dunklen Augen und den scharf gezeichneten schwarzen Brauen hätte man sie einer edlen Römerin des Altertums vergleichen mögen. Zu der zarten, etwas bleichen Gesichtsfarbe kontrastierte scharf das schwarzbraune Haar, das zur Nacht aufgelöst in üppiger Fülle tief über den Rücken niederwallte. Wie bei Roland, wäre auch ihr Alter schwer zu bestimmen gewesen, indem zu den holden Jugendreizen eines zwanzigjährigen Mädchens die gleichsam herbe Ruhe einer in Widerwärtigkeiten mancher Art gereiften Matrone sich gesellte.

Mit der gleichen herben Ruhe betrachtete sie den gebeugt sitzenden Reisegefährten ein Weilchen, bevor sie ihre Hand von der Tür zurückzog. Diese fiel, durch eine Schiffsschwingung bedingt, schallend ins Schloß.

Roland fuhr empor. Sich ihr zukehrend, beobachtete er mit unverkennbarer Teilnahme, wie sie, obwohl zeitweise ums Gleichgewicht kämpfend, in allen Bewegungen eine natürliche Anmut offenbarte, die jedes Auge entzücken mußte.

Und das war dieselbe Dame, von der Roland kurz vor Heraufziehen des Gewitters wie von einer Fremden zu dem Kapitän gesprochen hatte.

„Nehmen Sie auf dem Sofa Platz," redete er sie an, und mit einem tieferen Atemzuge fügte er hinzu: „Doch wozu diese Förmlichkeit, Eugenie, jetzt, da keine Zeugen uns beobachten? Schlage deinen Arm um die Seitenlehne; es wird dir dadurch erleichtert, deinen Platz zu behaupten." Er säumte bis Eugenie seinen Rat befolgt hatte, und sich ihr gegenüber niederlassend, fuhr er, seine Stimme vorsichtig dämpfend fort: „Du folgtest dem alten, fast der Vergessenheit anheimgefallenen Signal. Aufrichtig danke ich dir dafür; zugleich bitte ich um Verzeihung, zu einer so ungewöhnlichen Stunde dich um ein Zwiegespräch ersucht zu haben. Fünf Wochen befinden wir uns nunmehr schon an Bord desselben Schiffes. Bei günstigen Witterungsverhältnissen mögen wir innerhalb zwei bis drei Wochen New Orleans erreichen. Es stand zu befürchten, daß wir ebenso auseinandergehen würden, wie wir uns trafen, ich meine, ohne ein anderes Wort, als die gewöhnlichen Konversationsfloskeln gewechselt zu haben."

„Wohl erkenne ich an, daß in Gegenwart anderer du stets Rücksichten walten ließest," antwortete Eugenie, mit ihren großen dunklen Augen Roland fest ansehend, „was kümmert auch andere die Vergangenheit, die hinter uns liegt? Meinen Dank offenbarte ich dadurch, daß ich deinem Ruf Folge gab; willst du mir aber einen Gefallen erweisen, so laß damit unsere Begegnung beendet sein."

„Nein, Eugenie, das darf nicht geschehen," nahm Roland nunmehr etwas lebhafter das Wort, „wir trennten uns einst auf Nimmerwiedersehen. Acht Jahre sind seitdem verstrichen, Jahre, in denen unsere Erinnerungen Lebenskraft bewiesen haben, und da ist es sicher gerechtfertigt, den Zufall, der uns zusammenführte, eben auf Grund der gemeinsamen Vergangenheit Rechnung zu tragen. Oder sollte das, was in jenen fernen Tagen zwischen uns geschwebt hat, wirklich nur leerer Schall gewesen sein?"

„Damals war es kein leerer Schall," versetzte Eugenie mit dem Tone einer gesprungenen Schelle, „doch in der Erinnerung gewinnt es freilich den Charakter eines solchen. Ich halte daher für angemessener, sie nicht mehr anzurufen. Nein, zu solchem

Zwecke wäre ich deinem Rufe nimmermehr gefolgt. Daß ich kam, ist dem dumpfen Drange zuzuschreiben, dir zu beweisen, daß die Aussicht auf ein Gespräch mit dir mich nicht im entferntesten beunruhigt."

Roland sah unter den ihn überwachenden dunklen Augen vor sich nieder. Erst nach Ablauf einer Minute richtete er sich wieder empor und mit herbem Lächeln hob er an:

„Mir sind jene Erinnerungen heilig, und sie werden es bleiben, so lange mir der Atem vergönnt ist. Ich gedenke jener Tage wie eines holden Traumes, dem ich vermessen eine ewige Dauer wünschte. Erfolgte ein jähes Erwachen — nun, der Würfel fiel, ich habe mich unter das Verhängnis gebeugt — doch was sich auch feindlich zwischen uns drängte: alle Beteuerungen, die ich einst aus überströmendem Herzen vor dir ablegte, sie wären eitel Lug und Trug gewesen, hätte meine Teilnahme für dich durch spätere Ereignisse erstickt werden können."

Er sah wieder vor sich nieder, bemerkte also nicht, daß die gleichsam eherne Ruhe in dem schönen Antlitz sich löste und ein Strahl tiefer Trauer aus den glanzvollen Augen hervorleuchtete, bald aber wieder zu einer eigentümlichen Kälte erhärtete.

„Weshalb sollen wir jetzt noch Empfindungen erörtern, die längst schlafen gegangen sind?" sprach sie ruhig mit kaum sich regenden üppigen Lippen.

„Ja, sie sind schlafen gegangen," fiel Roland ein, „das ist das richtige Wort in seiner Anwendung auf mich; denn sterben können sie nie. Und wo läge ein schlagenderer Beweis für die Wahrheit meines Ausspruchs, als in dem Umstande, daß ich seit unserer Trennung das unstete Leben eines westlichen Traders führte, fast beständig mit Handelskarawanen zwischen dem Missouri und Neu-Mexiko vermittelte und jeden Verkehr mied, aus dem auch nur der Verdacht, daß ich mich nach einer patriarchalischen Häuslichkeit sehne, hätte hergeleitet werden können?"

Über Eugeniens Antlitz zuckte ein spöttisches Lächeln. Dann sprach sie, einen leeren Blick in der Kajüte herumsendend:

„Unser Gespräch paßt recht zu dem Heulen des Sturmes und dem Rauschen des Wassers. Ich gewinne fast den Ein-

druck, als wolltest du, die eigenen Empfindungen schildernd, mir ein gewisses Schuldbewußtsein aufbürden, wenn ein Unglück sich ereignen sollte, um mich mit einem solchen in das dunkle Reich der Schatten hinabsinken zu lassen."

„Nein, Eugenie, ich habe weder den Willen noch das Recht, irgendeine Anklage zu erheben; ebensowenig betrachte ich den Sturm als Bundesgenossen, um meinen Mitteilungen erhöhte Wirkung zu verschaffen. Nein, gewiß nicht. Das Unwetter ist mir nur eine Gelegenheit zu einer letzten freundschaftlichen Unterredung mit dir, bevor wir abermals, und jetzt wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen, auseinandergehen. Und ein Sturm sollte dich schrecken? O, Eugenie, schon damals als kaum erwachsenes Mädchen offenbartest du eine Willenskraft in kleinen Dingen, die mich zuweilen mit Besorgnis erfüllte; um wie viel mehr muß heute dein Charakter gestählt sein."

Um Eugeniens Lippen spielte wieder geringschätziges Lächeln, indem sie erwiderte:

„Du läßt mir Gerechtigkeit widerfahren, und gern räume ich ein, daß wenn das Meer sich jetzt unter uns öffnete, ich ohne Bangen in die Tiefe hinabsinken würde — freilich — ich bin nicht allein," und Roland sah, daß ihr schönes Antlitz noch bleicher wurde, „das junge Wesen in meiner Koje, das in seiner Wiege nicht süßer und friedlicher schlief, als jetzt auf dem gärenden Ozean — o, ich mag es mir nicht vergegenwärtigen —"

„Laß ab von beängstigenden Vorstellungen," fiel Roland beruhigend ein, obwohl die Erwähnung des schlummernden Kindes ihn wie ein Wetterschlag traf, „ein gutes Schiff und ein erfahrener Kapitän überwinden einen kurzen Gewittersturm spielend. Doch ich komme auf den Zweck zurück, zu dem ich mir erlaubte, eine ungestörte Zusammenkunft mit dir zu bewirken. Du reisest allein, ich meine ohne den Schutz eines Mannes. Da stieg der Gedanke in mir auf, daß nach unserem Landen und bevor wir voneinander scheiden, ich dir irgendwie nützlich sein könnte. Es würde mir dies eine große Genugtuung gewähren."

„Ich wüßte nicht, worin ich deine Dienste in Anspruch nehmen sollte."

„Was dich nach dem fremden Erdteil hinüberführt, entzieht sich meiner Beurteilung; wohl aber darf ich fragen, ob dein Mann dich in New Orleans erwartet."

Flammende Glut schoß in Eugeniens Antlitz. Über die zu erteilende Antwort schwebte sie offenbar in Zweifel, denn erst nach längerem Zögern sprach sie mit eigentümlicher Entschiedenheit:

„Ich könnte dir die Antwort verweigern, einfach die Zusammenkunft abbrechen und mich zurückziehen, allein das möchte den Schein auf mich werfen, als scheue ich dein Urteil, als räumte ich dir das Recht ein, mein Verfahren — o, mein ganzes Leben zu kritisieren. Und so vernimm denn: ich reise allein, um in Amerika ein neues Heim aufzusuchen, in dem ich in stiller Zurückgezogenheit leben mag. Ob mich drüben jemand erwartet, ich weiß es nicht, glaube es aber. Auf alle Fälle bin ich nicht hilfsbedürftig. Die Heimat verließ ich ohne jemand über meine Pläne zu unterrichten. Vergegenwärtige dir daher meine peinliche Überraschung, als ich in Bremen dich plötzlich vor mir sah. Du schontest mich, indem du kein Wiedererkennen verrietest, und das war dankenswert. Es fiel dadurch die Notwendigkeit fort, während der langen Reise eine gewisse freundschaftliche Verkehrsform zu beobachten."

„Das Wiedersehen war Zufall," versetzte Roland, „das weitere aber war die Frucht reiflicher Überlegung. Als ich dich so allein mit der lieblichen Kleinen sah, wälzte sich eine trübe Ahnung auf meine Seele, und ich gab es auf, mit einem Dampfer schnell zu reisen, wie ich ursprünglich beabsichtigte. Ich wollte in deiner Nähe sein, dir meinen Beistand anbieten — du konntest erkranken, und da dachte ich an das Kind — doch du bedurftest weder der Hilfe noch des Rates, und das preise ich als ein Glück. Wohl aber darf ich fragen — darauf zu antworten steht ja in deinem Belieben — ob derjenige, der zwischen mich und mein geträumtes Glück trat, durch etwas anderes als den Tod hat gehindert werden können, dich zu begleiten oder drüben zu erwarten?"

„Nicht der Tod hinderte ihn," antwortete Eugenie schnell, „oder hältst du für unmöglich, daß ich seine Begleitung ablehnte."

„So änderte sich wohl manches in dem Verhältnis, in dem ihr zueinander standet?“

„Nichts änderte sich, es wird sich auch keine Wandlung vollziehen, so lange wir unter den Lebenden weilen.“

„Er unterschätzte sein Glück, trennte sich von dir, vergaß, was er dir und deiner Tochter schuldig ist, vergaß die Gatten- und Vaterpflichten —“

„Er ist nicht mein Gatte, mögen wir immerhin denselben Namen tragen,“ fiel Eugenie leidenschaftlich ein, und dann bereuend, soviel offenbart zu haben, schoß wieder lodernde Glut in ihr Antlitz, während ihre Blicke sich sprühend auf Roland hefteten. Dieser neigte das Haupt.

„Also nicht dein Gatte,“ sprach er gedämpft, als hätte er den Gedanken nicht fassen können. Mit einem eigentümlich schneidenden Ausdruck fügte er hinzu: „So hat er wie ein Schurke an dir gehandelt, hat sich schamlos von dir gewandt, nachdem er dir den Weg zu einem — nun, ich darf wohl behaupten: zu einem friedlichen, sorgenfreien Lose abschnitt?“

Eugenie wollte sich erheben, sank indessen sogleich wieder zurück. Die Lippen preßte sie krampfhaft aufeinander, wie um ihrer Entrüstung Herr zu werden, bevor sie antwortete:

„Worauf begründen sich deine Ansichten über jemand, den du nicht kennst? Woher leitest du überhaupt das Recht, jemandes Ehre in Frage zu stellen, der nicht in der leisesten Beziehung zu dir steht?“

Roland runzelte die Brauen tiefer. Starr sah er in die Augen seiner schönen Gegnerin. Angesichts einer so scharf ausgeprägten Feindseligkeit hätte auch er jetzt am liebsten die Zusammenkunft aufgehoben, würde es ihm nicht wie eine Art Genugtuung vorgeschwebt haben, Eugenie vor seinen strafenden Worten sich zusammenschauern zu sehen.

„Worauf sich meine Ansichten begründen?“ fragte er erzwungen kalt, nachdem seine heftige Erregung sich einigermaßen geebnet hatte, „nun Eugenie, nur auf Tatsachen; und das Recht meinst du, mich noch um dich zu kümmern? Freilich, jenes Recht ist veraltet; allein gänzlich konnte es nicht erlöschen, ebensowenig, wie die einstmals zwischen uns beiden mit jauch-

zenden Herzen geschlossene Verlobung ungeschehen zu machen war. Und dies aus einem unbegrenzten Vertrauen — wenigstens auf meiner Seite — herstammende Recht wirst du schwerlich ableugnen wollen, schwerlich auch die der Trennung voraufgehenden Tatsachen, die noch einmal aufzuzählen ich allerdings jetzt das Recht nicht mehr besitze, auch nicht —"

„Zähle sie immerhin auf," fiel Eugenie flammenden Blickes ein, „ich bitte dich sogar darum, um mich zu überzeugen, daß ich nichts vergaß, um die Empfindungen, die damals jäh wach gerufen wurden, neu zu beleben. Ja, zähle sie auf und blicke mir in die Augen, um zu prüfen, ob das eine erschütternde Wirkung auf mich ausübt."

Mit tiefem Erstaunen betrachtete Roland die Jugendgeliebte. Er vermochte nicht zu fassen, daß hinter dem schönen bleichen Antlitz, das er zum erstenmal gesehen hatte, als kindlicher Frohsinn es noch erhellte, ein so hoher Grad von Gehässigkeit verborgen sein konnte.

„Gut," hob er an, und heimliche Klage gesellte sich seiner Stimme bei, „du verlangst es, und ich zaudere nicht, bei dieser unserer letzten Unterredung die eigenen alten Wunden noch einmal aufzureißen. Ich berufe mich abermals ausdrücklich darauf: Nur der mit ihrer — mit einer zarten Angehörigen reisenden Dame —"

„O, sprich frei aus, was dir auf der Zunge schwebt," fiel Eugenie geringschätzig ein, „du hörtest, daß die Kleine mich Mutter nannte und ahnst gar nicht, um wie viel tiefer diese Umschreibung mich verletzen muß."

„Wohlan denn, nur der vereinsamt mit ihrer Tochter reisenden Dame wollte ich mich zur Verfügung stellen aus alter — nun, aus alter Anhänglichkeit", ergänzte Roland düster. Vor peinlichen Empfindungen auf den Lippen nagend, heftete er die Blicke vor sich auf den Teppich. Es entging ihm daher, daß Eugeniens Augen sich vergrößerten, es heiß aus ihnen glühte, als hätte in ihrer Brust der Dämon eines unversöhnlichen Hasses mit ihrem guten Engel in erbittertem Kampfe gelegen.

Die Bö heulte zwischen dem Takelwerk; das umhergeschleuderte Schiff ächzte und stöhnte. Die einst so eng verbundenen Menschen schienen es nicht zu hören.

Nach kurzem Sinnen hob Roland wieder an:

„Ja, diese Anhänglichkeit, der ich einen Glückstraum, aber auch das größte Elend verdanke. Eugenie, das waren selige Tage, in denen ich noch deinen Beteuerungen glaubte, daß die vor uns liegende Zukunft eine gemeinschaftliche sein würde. Wie klammerte ich mich mit allen Lebensfasern an diesen Wahn an; wie sträubte sich meine Seele, die ersten Beweise deines Mangels an offenem Vertrauen nachteilig auszulegen, dem Geheimnis, das du vor mir ängstlich hütetest, eine traurige Bedeutung beizulegen!"

„Da begegnete ich im Hause deiner Mutter jenem Herrn, in dem ich zugleich die Ursache jener Angst entdecken sollte. Auf dem Hausflur schritten wir aneinander vorüber. Verstört, mißtrauisch sah er mich an; trotz des unzureichenden Lampenlichtes prägte sein Antlitz sich meinem Gedächtnis unauslöschlich ein. Er mochte erraten, daß ich seinen Abschied von dir oben auf dem Treppenabsatz unabsichtlich erlauscht hatte. War es doch ein Abschied, wie ich glaubte, daß ihn von dir zu nehmen ich nur allein das Recht besäße. Ich war niedergeschmettert; doch nicht Zorn erfüllte mich, sondern allein tiefe Trauer. Ich ging zu dir hinauf. Deine Mutter war nicht anwesend. Es hinderte mich also nichts — und berechtigt war ich gewiß dazu — dich nach den Beziehungen zu fragen, die zwischen dir und jenem Unbekannten walteten."

„Ja, du fragtest," fiel Eugenie schneidend ein, als Roland eine kurze Pause eintreten ließ, und deine Frage barg eine Anklage, auf die mir kein Wort der Erwiderung zu Gebote stand."

„Wohl glaube ich das," fuhr Roland fort, und ein spöttisches Lächeln trat auf seine Lippen, „denn als ich nach dem Namen des Fremden forschte, der ohne Zweifel schon seit längerer Zeit mit dir in heimlichem Verkehr gestanden hatte, antwortetest du mit einem auflodernden Zorn, wie ich ihn bis dahin an der mit allen Reizen edler Weiblichkeit reich geschmückten Jungfrau nie für möglich gehalten hätte, daß sein Name dein Geheimnis sei und deine Bekanntschaft mit ihm eine ältere, als die unsrige."

„Was ich heute ausdrücklich und ohne jene heftige Erregung wiederhole", warf Eugenie geringschätzig ein.

„Es bedarf dessen nicht," erklärte Roland kalt, „in meiner damaligen Lebenslage blieb mir nur übrig, zu gehen und mit einem aufrichtigen Wunsch für dein Wohlergehen dir brieflich das Wort zurückzugeben, das ich wenige Monate vorher jubelnden Herzens von deinen Lippen geküßt hatte."

„Auch du erhieltest das deinige zurück, und meine Wünsche, die dich begleiteten, waren nicht weniger aufrichtig gemeint."

„Das bezweifle ich nicht, Eugenie, und wenn ich in meiner Zerknirschung einen Trost fand, so lag dieser in dem Gedanken, durch mein Gehen dir einen Dienst erwiesen, dich sogar bis zu einem gewissen Grade zu Dank verpflichtet zu haben."

„Zu Dank, Roland, denn ein wahres Glück wäre zwischen zwei Naturen, wie die unsrigen sind, nimmermehr möglich gewesen."

„Jahre flohen dahin," fuhr Roland fort, die Unterbrechung überhörend, „bis ich vor einigen Monaten eine kurze Reise nach der Heimat unternahm. Da führte das Geschick mich unerwartet mit dir zusammen. Die Teilnahme, die bei deinem ersten Anblick mit vollster Gewalt erwachte, steigerte sich, als ich dich ohne jeglichen Schutz in der Begleitung des zarten Kindes, den Weg nach einem anderen Kontinent antreten sah. Sie steigerte sich, als ich erfuhr, daß du zwar als Frau, aber unter deinem Mädchennamen reistet —"

„Und das junge Wesen in meiner Koje trägt denselben Namen und nennt mich Mutter", sprühte es förmlich von Eugeniens vollen Lippen, begleitet von einem funkelnden Zornesblick.

„Mein ganzes Innere sträubt sich dagegen, es zu glauben", versetzte Roland dumpf.

Eugenie preßte ihre Lippen zwischen die Zähne. Ein Weilchen betrachtete sie wie geistesabwesend die Nummer oberhalb des Eingangs zu ihrer Koje, während die Finger der Hand, mit denen sie die Sofalehne umschlang, sich tiefer in die Polsterung einpreßten.

Endlich seufzte sie auf, und sich ruhig emporrichtend, hob sie erzwungen kühl an:

„Glaube, was zu glauben dir angemessen erscheint. Fern sei es von mir, deine Ansichten in irgendeiner Weise beeinflussen zu wollen. Die Gründe, die damals unsere Trennung bewirkten, walten heute noch. Du bist weder mein Richter noch mein Beschützer —"

„Nein, Eugenie, das bin ich nicht," fiel Roland gereizt ein, „nur in Berücksichtigung aller Umstände, die unser Wiedersehen begleiteten, betrachtete ich mein Anerbieten als eine Ehrenpflicht. Du hast es abgelehnt, der beste Beweis für deine glückliche unabhängige Lage, in der du keines anderen Rates, als des eigenen bedarfst."

„Keines anderen bedarf ich," gab Eugenie zu und sie erhob sich, „und damit ist, wie ich denke, das letzte Wort zwischen uns gesprochen. Ich brauche dich wohl nicht daran zu erinnen, daß ich auch fernerhin nicht die Aufmerksamkeit der Mitreisenden auf mich zu lenken wünsche."

„Ich verstehe," antwortete Roland gedämpft, „wir sind einander fremd und — werden es bleiben."

„Das beruhigt mich," erwiderte Eugenie, „und dies Versprechen ist ein Ergebnis unserer Zusammenkunft, für das ich dankbar bin."

Sie neigte ihr Haupt ein wenig, wie zum Gruß, und an den Bänken hin schritt sie ihrer Koje zu.

Roland hatte sich auf den Scheidegruß höflich erhoben und dann wieder Platz genommen. Als Eugenie die zu ihrem Schlafraum führende Tür erreicht hatte, sah sie zurück. Roland hatte sich nach vorn geneigt, den Kopf schwer auf Hände und Arme stützend. Er bot das Bild jemandes, der in schmerzliche Betrachtungen tief versunken ist.

Über Eugeniens Antlitz breitete sich ein Zug der Wehmut aus. Um das Pochen ihres Herzens zu beschwichtigen, preßte sie die Hand auf die Brust. So stand sie ein Weilchen, mit der anderen Hand sich an der geöffneten Tür haltend. Plötzlich aber belebte ihr Antlitz sich wieder feindselig. Aus ihren Augen sprühten Blitze beleidigten weiblichen Stolzes hervor und ein Zug des Hasses umspielte die fest aufeinander ruhenden Lippen.

Dann trat sie mit einer schnellen Bewegung in den Eingang und schallend fiel die Tür hinter ihr ins Schloß.

Bei dem Geräusch fuhr Roland aus seiner träumerischen Stellung empor. Verstört sah er um sich. Dann erhob er sich und stieg ohne sich mit schützender Bekleidung zu versehen, nach dem Verdeck hinauf. Dort umströmte ihn das Licht des vollen Mondes. Das Gewitter war vorübergezogen, das Rollen des Donners nicht mehr vernehmbar. Der Wind blies heftig, jedoch nicht stoßweise; regelmäßiger hatte der Wogendrang sich gestaltet, so daß mehr Segel beigesetzt werden konnten. Silberänderte Wolkenreste, manche ganz gelichtet, folgten dem Gewitter eilfertig nach. Es rief fast den Eindruck hervor, als hätten sie die Nähe des Mondes gefürchtet, der wie nachdenklich die Schatten betrachtete, die auf der phosphorisch schäumenden Wasserwüste gleichen Schritt mit jenen lustigen kleinen Wolkengebilden hielten.

Im Zwischendeck war es still geworden. Auch dort empfand man die Mäßigung des Wetters. Des Buckligen Geige rastete neben ihm, während er selber noch immer nach der Stelle hinüberspähte, auf der Roswitha und der Tubabläser so lange gesessen hatten. Beide hatten ihre Lagerstätten aufgesucht. Das Klagen und Winseln ringsumher war verstummt. Sogar die ängstlichsten Gemüter hatten der Übermüdung nachgegeben. Nur die Reisetaschen, Zeugbündel, vereinzelte Koffer und Blechgefäße setzten nach wie vor ihre unfreiwilligen Wanderungen fort. Bei der düsteren Beleuchtung schien es, als huschten sie wie von dem Buckligen heraufbeschworene mißgestaltete Gnomen in geisterhaftem Reigen hierhin und dorthin.

Sechstes Kapitel.

In alle Winde.

Auf dem Mississippi, hart an der Werftstraße, lag der Cerberus. Am gestrigen Abend war er durch einen Schleppdampfer vom mexikanischen Golf heraufbugsiert worden. Nun lag er da, zierlich aufgeputzt und gesäubert wie

jemand, der durch sein Äußeres einen möglichst günstigen Eindruck hervorzurufen gedenkt.

Als am folgenden Morgen die helle Junisonne ihre ersten Strahlen über die langgestreckte Stadt hinsandte, da herrschte auf dem Cerberus schon reges Leben, indem alles sich zum Verlassen des Schiffes anschickte. Eilfertig ging man ans Werk. Was das Schiff gebracht hatte, beförderten Frachtkarren in Fülle in die Stadt hinein. Ihnen folgten Gruppen von Emigranten zu Wagen und zu Fuß, in den meisten Fällen geführt von zuvorkommenden Agenten, die es sich angelegen sein ließen, ihre Schutzbefohlenen dahin zu schaffen, wo sie selbst mit einem bestimmten Anteil an dem zu erzielenden Gewinn bedacht wurden.

In späten Nachmittagsstunden hatte das Schiff sich erheblich geleert. In der Kajütte befanden sich nur noch wenige Personen und unter diesen Eugenie und Roland. Unter den noch anwesenden Zwischendeckspassagieren ragte dagegen die Kapelle des heiligen Sebastian hervor. Auf dem Vorderdeck saßen die sieben Gefährten mit ihren Instrumenten geduldig beieinander. Ihre Aufmerksamkeit galt der Werftstraße, von woher sie den Kapellmeister erwarteten. Schon zur frühen Morgenstunde hatte er sich in die Stadt begeben, um Vorkehrungen zur schleunigen Weiterreise zu treffen, aber der Tag neigte sich seinem Ende zu, und noch immer harrten sie mit wachsender Unruhe vergeblich auf ihn. Nur der Bucklige schien keine Empfindung für drohendes Ungemach zu kennen. Auf seinem Antlitz lag höchstens der Ausdruck heimlicher Schadenfreude über die Verlegenheit der Gefährten. Roswitha saß ein wenig abgesondert. An der allgemeinen Unterhaltung beteiligte sie sich nicht. Nur wenn der alte Tubabläser sich ihr auf ein Weilchen zugesellte und einige aufmunternde Worte an sie richtete, erhellte ihr liebliches Antlitz sich zu einem schüchternen Lächeln, um indessen alsbald wieder einen sorgenvollen Ausdruck anzunehmen. Die fremde Umgebung wirkte niederdrückend auf sie ein und verschärfte das Bewußtsein des Alleinstehens. Vergeblich suchte sie Mut aus Winsels Versprechen zu schöpfen, daß eine lohnende Beschäftigung ihnen allen in Aussicht stehe: der

Bann, der seit dem ersten Anblick der gewaltigen Stadt sich auf ihr Gemüt gelegt hatte, wollte nicht weichen. Und wo blieb Winsel selber? Wenn er nicht zurückkehrte, die Kapelle gezwungen war, sich aufzulösen, was sollte aus ihr werden in dem großen fremden Lande? Traurig spähte sie die Werftstraße entlang, so traurig, daß Roland, der auf dem anderen Ende des Schiffes vor dem Steuerrad auf einem Feldstuhl saß, sie voll Teilnahme betrachtete.

Ihn selbst hielt nichts mehr an Bord. Mit seinem geringen Gepäck hätte er schon abends zuvor in die Stadt übersiedeln können; allein ahnend, daß Eugenie mit dem ihrer starren Willenskraft entsprechenden Trotz ernste Besorgnisse vor ihm verheimlichte, gewann er es nicht über sich, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Trotzdem beobachtete er streng das zwischen ihnen getroffene Übereinkommen. Förmlicher und zurückhaltender, als jeder andere, begegnete er ihr bis zum letzten Augenblick; so förmlich und zurückhaltend, daß ein aufmerksamer Beobachter darin leicht die Merkmale näherer Beziehungen entdeckt hätte. Um den Schein seiner Teilnahmlosigkeit zu erhöhen, hatte er eine Zeitung zur Hand genommen. Sein Lesen aber bestand darin, daß er mechanisch die Zeilen überflog, ohne zugleich deren Inhalt in sich aufzunehmen. Aufmerksamer aber beschäftigte er sich über das gehobene Blatt hinweg mit der jungen Geigenspielerin im Vorderteil des Schiffes, dann wieder, so oft es wenig auffällig geschehen konnte, mit Eugenie.

Sie saß auf der um das Glashäuschen herumlaufenden Bank, neben sich das liebliche Kind. Rolands Nähe schien sie vergessen zu haben, dennoch glaubte dieser, sowohl aus dem Charakter ihres Geplauders mit der Kleinen, wie aus der Vorsicht, mit der sie vermied, einen Blick nach der Richtung hinüber zu senden, in der er saß, entnehmen zu dürfen, daß seine Anwesenheit sie peinlich beeinflusse, doppelt peinlich, weil sie ihm gänzlich verlassen und vereinsamt erscheinen mußte. Als er am vorhergehenden Abend sich höflich erboten hatte, einen Wagen zu ihrer Übersiedelung nach der Stadt herbeizuschaffen, war dies von ihr ernst aber höflich abgelehnt worden. Sie erwarte jemand, hatte sie kühl als Grund angegeben, und seitdem war

kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt worden. Indem aber die Zeit verrann und der Erwartete nicht kam, empfand sie das Peinliche ihrer Lage von Stunde zu Stunde tiefer und immer wieder schweiften ihre forschenden Blicke mit heimlichem Bangen über das Gewirre auf der Werftstraße hin.

Der Cerberus lag gerade vor einer auf die Werftstraße mündenden Querstraße und zwar so, daß die auf dem Vorderdeck befindlichen Reisenden deren linken Bürgersteig nicht zu übersehen vermochten, wogegen den auf der Kajüttenbedachung Weilenden der rechtsseitige verborgen blieb. Gleichsam instinktartig sich an dem Spähen Eugeniens beteiligend, blickte Roland von seinem erhöhten Sitz in jene Querstraße hinein. Wen oder was er dort suchte, wußte er selber nicht. Plötzlich ließ er die Hand mit der Zeitung sinken und faßte die linksseitige Straßenecke scharf ins Auge. Er hatte den Kapellmeister Winsel erkannt. Bei ihm befand sich ein Fremder, eine vierschrötige Gestalt mit schwarzbärtigem Gesicht, mit dem er sich in einer seinem sonst bedächtigen sanften Wesen nicht entsprechenden Lebhaftigkeit unterhielt. Um die Fußgänger nicht zu hindern, vielleicht auch um sich vor den letzten Passagieren des Cerberus zu verbergen, waren sie dicht an das Eckhaus herangetreten, wo sie indessen um so genauer von Roland überwacht werden konnten.

Mehrere Minuten, nachdem Roland auf sie aufmerksam geworden war, hatten die beiden Männer ihr auf beiden Seiten mit sichtbarer Erregung geführtes Gespräch fortgesetzt, als der Fremde sich von Winsel trennte und die Richtung in die Stadt hinein einschlug. Doch schon nach wenigen Schritten rief Winsel ihn zurück und es erfolgte nun eine eifrige Unterhaltung, die damit endigte, daß beide sich die Hände reichten, der Fremde sich abermals von dem Kapellmeister verabschiedete, jetzt aber auf die Werftstraße hinaustrat. Winsel schritt bis an die äußerste Ecke des Hauses vor, und verschwand gleich darauf in dem Straßengewühl.

Der Fremde, ein älterer Mann mit der scharf ausgeprägten bräunlichen Physiognomie eines Kreolen, war unterdessen auf dem Verdeck des Auswandererschiffes eingetroffen. Roland,

von Argwohn beseelt, erhob sich, und hinter Eugenien vorüberschreitend, trat er an die Quergallerie der Plattform, wo ihm eine freie Aussicht über das Schiff offen stand. Der Fremde hatte eben eine Frage an den nächsten Matrosen gerichtet, die mit Achselzucken beantwortet wurde. Wie zweifelnd schüttelte er den Kopf, worauf er langsam auf und ab zu wandeln begann. Seinen Spaziergang dehnte er jedesmal bis in die unmittelbare Nähe der Spielleute aus, vor denen er auch mehrfach stehen blieb. Glaubte Roland zu entdecken, daß er die junge Geigenspielerin aufmerksam betrachtete, so entging dies den scharfen Augen des Buckligen noch weniger; obwohl dieser den rätselhaften Fremden ebensowenig zu beachten schien, als er von ihm der Beachtung wert gehalten wurde.

So verlief eine Viertelstunde. Plötzlich erkundigte der Fremde sich bei Roswitha nach irgendeinem beliebigen Namen, und als diese tief errötend antwortete, denselben nicht zu kennen, schritt er mit einer Gebärde der Ungeduld davon.

Als er die Straße erreichte, saß Roland wieder auf seinem Feldstuhl, ihm so lange nachspähend, wie er ihn zwischen Wagen und Fußgängern hindurch zu unterscheiden vermochte. Er hob daher die Zeitung wieder empor, und überwachte nach alter Weise Eugenie.

Wiederum verstrich eine halbe Stunde. Die drückende Hitze war bereits einer vom Golf hereinwehenden, erquickenden Meereskühle gewichen. Es nahte die Zeit, in der die vereinzelten hohen Bäume auf dem jenseitigen Ufer ihren Schatten über den Mississippi hinüber verlängerten, als die Aufmerksamkeit aller noch an Bord Befindlichen auf einen mit vier Pferden bespannten Wagen hingelenkt wurde, der mit echt amerikanischer Rücksichtslosigkeit mitten durch das Menschengewühl hindurch im schnellsten Trabe herbeirollte. Der Wagen war eine ringsum offene, omnibusartig gebaute Kalesche, in der mindestens zwölf Personen bequemen Platz finden konnten. Äußere Merkmale, die auf den Besitzer oder die Bestimmung des Gefährts hingedeutet hätten, trug es nur insoweit, als eine rote Fahne über das Verdeck hinwehte, auf der die mit großen weißen Buchstaben hergestellte Inschrift: „Weltberühmte

Kapelle des Herrn Sebastian Winsel" zu lesen war. Es waren dieselben Worte, die schon folgenden Tages in einer nördlich gelegenen Stadt, auf mächtigen Anschlagezetteln in grellen Farben leuchtend, alle Straßenecken, Mauern und Bretterzäune zieren sollten.

Vor dem Cerberus hielt der Kutscher, der das Viergespann von der vordersten Bank aus lenkte, an. Gleich darauf erkannte Roland den sauber gekleideten Kapellmeister, der in Begleitung eines überaus beweglichen mittelgroßen Herrn in lackierten und bespornten Reiterstiefeln, goldbeknöpftem blauem Leibrock und hohem, glänzend gebürstetem Hut dem Wagen entstieg.

An der Seite des sich würdevoll tragenden Kapellmeisters begab der seltsam aufgeputzte bewegliche Herr, auf dessen blendend weißer Weste eine schwere goldene Kette mit mehreren nicht minder auffälligen Ringen und Medaillons spielte, sich an Bord des Cerberus, wo er, von Winsel geführt, gleich darauf die überraschten Mitglieder der Kapelle begrüßte. Nach einer kurzen englischen Ansprache, die außer von Roswitha und dem Buckligen kaum noch von einem andern Mitgliede verstanden wurde, und die sich darauf bezog, daß folgenden Tages der ehrenvolle Empfang der berühmten Künstler in allen Zeitungen verkündet werden würde, bot der bewegliche Herr Roswitha den Arm, mit ihr die Richtung nach der Laufplanke einschlagend. Roswitha, völlig verwirrt durch den sogenannten ehrenvollen Empfang, der indessen den Charakter des Marktschreierischen trug, folgte wie im Traume. Sie wagte weder rechts noch links zu blicken, gewahrte also auch nicht, daß von dem Quarterdeck aus nicht nur Roland, sondern auch Eugenie und die kleine Lucie teilnahmsvoll zu ihr niederschauten, als sie mit dem reichgekleideten Herrn den Künstlerzug eröffnete. Winsel war zurückgeblieben. Er traf noch einige Anordnungen, das Gepäck betreffend, gesellte sich ihr aber zu, als sie noch zögerte, in dem Wagen Platz zu nehmen. Sein Erscheinen und der Anblick des ihr auf dem Fuße folgenden Tubabläsers gaben ihr indessen ihre Fassung zurück, und gleich darauf saß sie zwischen dem Fremden und dem Kapellmeister, auf den Knien ihren Geigenkasten, den der Fremde vergeblich von ihr erbeten hatte.

Um den Blicken des sie frei bewundernden geschniegelten Herrn auszuweichen, kehrte sie ihre Aufmerksamkeit den Gefährten zu, die, vorauf der breitschulterige Tubabläser, einer nach dem anderen einstiegen und sich mit ihren Instrumenten auf den einander gegenüberliegenden Bänken nach besten Kräften einrichteten. Der letzte hatte Platz genommen, als auch der Bucklige, in der einen Hand den Geigenkasten, in der anderen einen kurzen Krückstock, herbeihinkte. Als hätten einzelne Mitglieder sich des unglücklichen Kollegen geschämt, der ohnehin schon spöttische Bemerkungen aus den Reihen der den Wagen umstehenden Neugierigen vernehmen mußte, wechselten auch sie beißende Scherzworte über den elenden Krüppel. Der Kapellmeister dagegen, wohl wissend, daß der bewegliche Fremde der deutschen Sprache mächtig, nahm Veranlassung, feierlich zu bemerken, daß ein buckliger Virtuose ihm lieber sei, als zehn gerade gewachsene Stümper, worauf der geschniegelte Herr ihm lebhaft erwiderte, daß der Bucklige eine vortreffliche Gestalt besitze und er sich die beste Wirkung von ihm verspreche, wenn sein Spiel auch nur halb so gut, wie das ihm von dem Kapellmeister ausgestellte Zeugnis.

Mühsam kletternd und von den Gefährten unterstützt, hatte der Bucklige endlich sein Plätzchen gefunden. Auf einen hellen Ruf des beweglichen Herrn knallte die Peitsche, die Pferde legten sich in die Geschirre, und davon rollte der Wagen, begleitet von einem lustigen Hurrah der zurückbleibenden neugierigen Müßiggänger.

Als die Kapelle den Wagen bestieg, war Roland an die Brüstung getreten. Ebenso wurde Eugenie von der kleinen Lucie, deren Bewunderung die rote Fahne erregt hatte, unter den süßesten Schmeichelworten dorthin gezogen. Nur wenige Schritte trennten sie dort von Roland. Indem sie, nachdem der Wagen ihrem Gesichtskreis entschwunden war, zurücktraten, fügte es der Zufall, daß sie einander in die Augen schauten. Mit Erfolg bekämpfte Eugenie ihren Mißmut, wogegen Roland seine Verlegenheit hinter eine sorglose Bemerkung zu verbergen trachtete.

„In alle Winde stäubt, was vor wenigen Stunden noch dies Schiff als einzige Heimat betrachtete", sprach er ruhig, doch vermochte er seiner Stimme einen Ausdruck der Schwermut nicht zu rauben.

„Und wie wenige sind es, die ihrem Glück entgegeneilen", versetzte Eugenie kalt, und sich dem Kinde zuneigend, gab sie zu verstehen, daß sie das Gespräch nicht fortzusetzen wünsche.

In gereizter Stimmung schritt Roland nach seinem Stuhl zurück, während Eugenie wieder auf ihrer alten Stelle neben dem Glashäuschen Platz nahm. Fester noch, als zuvor, war er jetzt entschlossen, sich Kenntnis von den nächsten Schritten Eugeniens zu verschaffen. Zu der warmen Teilnahme, die ihn bisher beseelt hatte, gesellte sich nunmehr ein feindseliger Trotz, mit dem er die Gelegenheit ersehnte, sie dennoch beschämt seinen Beistand annehmen zu sehen.

Und wiederum rollte ein Wagen herbei, diesmal ein zweispänniger kleiner Omnibus, der auf allen vier Seiten den Namen des Gasthauses trug, zu dem er gehörte. Vor der Laufplanke des Cerberus hielt er an. Ein Portier, in der Hand einen Brief, entstieg dem Gefährt und begab sich schleunigst nach dem Schiff und demnächst nach dem Quarterdeck hinauf. Dem gerade aus der Kajüte tretenden Kapitän die Aufschrift des Briefes zeigend, richtete er eine Frage an ihn, die Roland trotz der regen Spannung nicht verstand. Leicht aber erriet er den Zusammenhang, als der Kapitän auf Eugenie wies und sich nach flüchtigem Gruß entfernte.

Indem Eugenie den Brief in Empfang nahm, sandte sie einen kurzen Blick zu Roland hinüber. Es beruhigte sie, ihn hinter der Zeitung verborgen zu sehen, doch kehrte sie ihm den Rücken zu, bevor sie das Schreiben erbrach. Dieses enthielt offenbar eine nur kurze Mitteilung; denn schon nach wenigen Sekunden entdeckte Roland, daß sie das Papier mit einer heftigen Bewegung zusammenknitterte und in die Tasche schob.

„Es ist gut," sprach sie mit fester Stimme zu dem auf Antwort haarenden Portier, „ist für meine Sachen Platz auf dem Wagen, oder sollen sie später abgeholt werden?"

„Vielleicht nehmen Sie nur das Handgepäck mit“, antwortete der Mann höflich.

„So kommen Sie mit hinunter“, versetzte Eugenie scheinbar gleichmütig, doch trug ihr Antlitz das Gepräge heftiger Erregung, „wir wollen uns beeilen; ich bin lange genug an dieses Schiff gebannt gewesen, um mich nach einer anderen Umgebung zu sehnen.“

Nach einer Weile erschien sie wieder oben. In der rechten Hand trug sie eine leichte Reisetasche, mit der linken führte sie das Kind. Ihr schönes Antlitz war vollkommen ruhig; unten, wo niemand sie beobachtete, hatte sie Muße gefunden, sich auf eine letzte Begegnung mit Roland vorzubereiten. Der Portier, einen Koffer auf der Schulter, begab sich sogleich auf den Weg nach dem Wagen. Sie selbst näherte sich festen Schrittes Roland. Dieser gewahrte kaum ihre Absicht, als er sich erhob und ihr entgegenging. Zugleich suchte er in ihren Zügen nach Merkmalen, die ihm Aufschluß über ihre Stimmung ermöglichten. Doch ihr Antlitz verharrte in undurchdringlicher Ruhe. Nur etwas bleicher erschien es ihm, als zuvor.

„Sie sehen, Herr Roland,“ sprach sie mit einem eigentümlichen Lächeln, dem ein leiser Hauch von Spott beigemischt war, „so freundelos, wie Sie voraussetzten, bin ich nicht. Auf's beste hat man für mich gesorgt; nicht einmal eines guten Wunsches, geschweige denn irgendeines höflichen Freundes bin ich bedürftig. Es war also überflüssig, daß Sie Ihre Zeit mit meiner Überwachung verschwendeten. Ich danke Ihnen aber für den guten Willen, dagegen werden Sie mir das übliche „Auf Wiedersehen“ erlassen.“

„Ihre Erklärung beruhigt mich vollständig über Ihre Lage,“ erwiderte Roland ebenso förmlich, „ich beschränke meinen Scheidegruß daher auf den Wunsch, daß Ihnen bis zum späten Lebensabend Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste als überflüssige Zugaben erscheinen mögen.“

Eugeniens Lippen zuckten trotzig, doch ruhig forderte sie Lucie auf, dem fremden Herrn zum Lebewohl die Hand zu reichen. Das Kind leistete freundlich Folge. Roland aber konnte nicht umhin, sich zu dem kleinen holden Wesen niederzubeugen und es zu küssen.

Dann noch eine höfliche Verneigung von beiden Seiten, und dahin schritt sie mit zuversichtlicher Haltung und dem sie seltsam charakterisierenden edlen Anstande.

Kein einziges Mal sah sie zurück. Selbst als sie dem Kinde sorglich in den Wagen half und hastig folgte, vermied sie, sich nach dem Schiff umzuschauen, das doch sie und das Kind wohlbehalten über den Ozean getragen hatte.

Der Wagen war ringsum mit Glasscheiben versehen. Roland vermochte daher, sie so lange zu beobachten, wie er in seinem Gesichtskreise war. Mit sicheren Bewegungen war sie eingestiegen, dann aber, indem sie, den Rücken dem Schiff zugekehrt, sich niederließ, brach sie in sich zusammen, wie jemand, der einer, seine Kräfte übersteigenden Erschöpfung widerstandslos nachgibt.

Bei diesem Anblick schwoll Rolands Herz vor Jammer. Denn wie mußte sie leiden, wie unter der Wucht unglückseliger Verhältnisse sich winden; wie aber auch unter Aufbietung ihrer äußersten Kräfte gerungen haben, ihren Seelenzustand vor ihm zu verheimlichen. In seiner schmerzvollen Erregtheit fühlte er aber zugleich, daß ihr Bild noch immer in ungetrübtem Glanze in ihm fortlebte. Nein, die Liebe und Treue, die er vor Jahren in ihre Hand gelobt hatte, die hatten keine Wandlung erfahren, konnten nie einer Wandlung unterworfen sein.

Nachdem Eugenie das Schiff verlassen hatte, fesselte auch Roland nichts mehr dort. Der Name des Gasthofes, der prahlerisch den Wagen schmückte, der sie von dannen führte, ermöglichte es ihm, wenigstens Erkundigungen über ihr ferneres Ergehen einzuziehen. Mit ihr unter demselben Dach zu weilen, verwarf er. Er bezog eine Wohnung, weit genug entfernt, um nicht der Gefahr einer Begegnung mit ihr ausgesetzt zu sein. Dagegen schloß er mit dem Wirt jenes Gasthauses Bekanntschaft, und in den Abendstunden, die er zuweilen bei ihm verbrachte, gelang es ihm, Näheres über Eugenie zu erforschen. Nach dessen Mitteilungen hatte er aus Texas durch ein Handelshaus die Weisung erhalten, nach dem Eintreffen des Cerberus sich Eugeniens und des Kindes anzunehmen, ihnen eine freundliche Wohnung einzurichten und es nicht an Bequemlichkeiten

für sie fehlen zu lassen, ferner die Benachrichtigung, daß seine Schutzbefohlenen später abgeholt werden würden.

Eugenie lebte in strenger Zurückgezogenheit. Sie trat mit niemand in Verkehr, höchstens mit dem Wirt, wenn sie ihn um eine Gefälligkeit zu bitten hatte.

Nach vier Wochen endlich erfuhr Roland, daß Eugenie eine Depesche zugegangen sei, infolgedessen sie sich sehr genau nach dem Eintreffen eines bestimmten Eisenbahnzuges erkundigt und den Wirt gebeten habe, sie zu der angegebenen Stunde in einem Wagen nach dem Bahnhofe zu begleiten.

Ihr Wunsch wurde pünktlich erfüllt. Bevor sie dort eintraf, war Roland längst anwesend. Begünstigt durch die abendliche Beleuchtung und die dazwischen gestreuten Schatten fand er im Gepäckraum hinter einer offenen Tür eine Stelle, von der aus alle Reisenden dicht an ihm vorüberschreiten mußten. Auf dem Perron waren nur wenige Menschen anwesend. Es hinderte ihn also nichts, Eugenie fortgesetzt im Auge zu behalten. Das Kind an der Hand stand sie ein wenig seitwärts, jedoch so, daß er ihr Antlitz, dessen Profil ihm zugekehrt war, beobachten konnte. Spannung ruhte wohl auf ihren Zügen, doch nicht jene heftige Erregung, die zu entdecken er erwartet hatte. Dagegen richtete sie mehrfach innige Worte an die Kleine, auf die diese jedesmal in kindlich lebhafter Weise freudige Ungeduld offenbarte.

Als die Wagen sich langsam vorüberschoben, lehnte ein Mann, dessen Antlitz Roland auf den ersten Blick wiedererkannte, sich aus dem Fenster, mit aufrichtiger Freude Eugenie und die Kleine begrüßend. Diese schritten eine kurze Strecke in gleicher Höhe mit ihm einher, wobei Lucie immer und immer wieder jubelnd den Namen Vater ausrief, während Eugeniens Gegengruß sich auf vertrauliches Nicken beschränkte.

Roland stand wie gelähmt. Obwohl er nichts anderes sah, als zu sehen er erwartet hatte, legte es sich wie Eis um seine Brust. Durch seine Adern jagte das Blut, wie damals, als er zum erstenmal den Beweis von Eugeniens Untreue erhielt. Ihm war, als hätte er haßerfüllt auf denjenigen einstürzen müssen, der einst sein Glück mit Füßen getreten und demnächst

— es waltete ja kein Zweifel — sich des gestohlenen kostbaren Gutes so unwert gezeigt hatte. Und dennoch, welcher Vorwurf konnte ihn treffen? Nimmermehr hätte jener sich Eugeniens bemächtigen können, wäre sie ihm, ihrem Verlobten, aufrichtig zugetan gewesen. Wie Blitze durchzuckten derartige Gedanken seinen Geist. In dem kurzen Zeitraum, den der Fremde gebrauchte, aus dem Wagen zu steigen, verlebte er gleichsam Jahre. Als jener aber vor Eugenie hintrat, ihr die Hand reichte und sie flüchtig küßte, was sie freundlich, jedoch ohne äußere Zeichen von Ergriffenheit hinnahm, da meinte Roland, als Rächer vor ihn hintreten, ihn strafen zu müssen.

Doch die Wogen wilder Leidenschaftlichkeit, die über seinem Haupte zusammenzuschlagen drohten, ebneten sich alsbald wieder unter einem Gefühl tiefer Wehmut, als der Mann das Kind emporhob, es an sich drückte und das süße kleine Antlitz mit Küssen bedeckte. Dabei erstickte Rührung seine Stimme, während Tränen ihm in den Augen zusammenliefen.

Um sich dem Gedränge der übrigen Reisenden zu entziehen, trat er mit Eugenie näher an das Stationsgebäude heran, so daß Roland nunmehr auch die zwischen ihnen gewechselten Worte verstand. Und so hörte er, wie jener sein Töchterchen mit allen nur denkbaren Schmeichelnamen überschüttete, vor allen Dingen dessen überraschendes Wachsen anerkannte. Für Eugenie hatte er dagegen nicht einen Blick; er schien sie vergessen zu haben. Und doch las Roland in ihren Zügen innige Genugtuung, die der Anblick des Wiedersehens zwischen Vater und Tochter in ihr wachrief.

Nur wenige Minuten dauerte diese Szene, für Roland Zeit genug, den Vernichter seines Glückes aufmerksam zu betrachten und, einmal weicher gestimmt, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Seine Gestalt, gegen früher etwas voller geworden, war das Urbild männlicher Kraft. Sein wettergebräuntes wohlgebildetes Antlitz beschatteten schwarzes Haar und Bart; von schwerer Arbeit im Freien zeugten die Hände und die stark ausgebildeten Knöchel, von ehrenwerten Gesinnungen sein offener Blick.

„Ich hoffe, du hattest eine gute Überfahrt und fandest hier zuvorkommende Aufnahme?“ fragte er, indem er Eugenie den Arm bot und mit der anderen Hand das Kind führte.

„Die Reise verlief sehr günstig,“ antwortete Eugenie ruhig, „auch im Gasthof fand ich keine Ursache zur Unzufriedenheit. Nur das lange Warten — die Vereinsamung in einer fremden Stadt war wenig tröstlich. Hättest du uns von dem Schiff abgeholt, wie ich zuversichtlich erwartete, so wäre mir manche trübe Stunde erspart geblieben.“

„So böse wird es nicht gewesen sein,“ versetzte der Mann sorglos, „was einmal unmöglich ist, ist unmöglich. Schließlich magst du von Glück sprechen, daß ich überhaupt selbst kam —“

Mehr verstand Roland nicht. Wohl aber glaubte er noch zu bemerken, daß Eugenie die herzlosen Worte hinnahm, als wäre sie seit Jahren an verletzenden Gleichmut gewöhnt gewesen. Gern hätte er Eugeniens Erwiderung gehört, allein in der nächsten Minute waren sie seinen Blicken entschwunden.

Roland trat aus seinem Versteck. Der Vorplatz hatte sich vollständig geleert. Nur noch einige Gepäckträger gingen ab und zu.

„In alle Winde“, wiederholte er in Gedanken die letzten Worte, die er zu Eugenie gesprochen hatte.

„Wo auch ihr Ziel liegen mag, meine treuesten Wünsche begleiten sie auf allen ihren Wegen“, fügte er schwermütig hinzu, indem er den Heimweg antrat.

Am folgenden Morgen trug ihn eins der ersten nördlich steuernden Dampfboote von dannen.

Siebentes Kapitel.

Der Künstlerzug.

Auf der Grenze des Weichbildes einer volkreichen Stadt am Ufer des Mississippi, eine kurze Strecke oberhalb der Mündung des Ohio erhob sich ein altes Gebäude. Ihm war deutlich anzusehen, daß es noch aus den Tagen der ersten Kolonisation der von dem Mississippi durchschnittenen Staaten herrührte.

Das niedrige Erdgeschoß war aus Feldsteinen aufgeführt worden. Auf diesem erhob sich dann, aus behauenen schweren Balken zusammengefügt, der die Wohnungsräume umschließende obere Teil. Auf der Vorderseite von einem Giebel zum andern erstreckte sich eine breite Veranda, die durch eine entsprechende Verlängerung des Daches gegen Regen und Sonnenschein geschützt wurde und zu der man auf acht Stufen hinaufgelangte. Auf diese öffneten die Haustür sich und vier Fenster mit kleinen Scheiben.

Mit den beiden kleinen morschen Stallgebäuden im Hintergrunde rief dieser einsame Wohnsitz von außen keinen sonderlich anheimelnden Eindruck hervor. Düster starrten auf der Vorderseite die niedrig überdachten Fenster und die schmale Tür in den Wald hinein; Moos und Schwämme wucherten auf dem verwitterten Schindeldach und den verwitterten Blockwänden, so daß man das Haus mit einem hinfälligen Greise hätte vergleichen mögen. Im Innern jedoch herrschte nicht nur peinliche Sauberkeit und Ordnung, sondern die ganze Einrichtung verriet auch jene vornehme Behaglichkeit, die man gewohnt ist, einem veredelten Geschmack in Gemeinschaft mit einer gewissen Wohlhabenheit zuzuschreiben.

Dies war also die Heimstätte des Colonel Kirkwall, der weit und breit bekannt war unter dem einfachen Namen Colonel, eines Sonderlings, den je gesehen zu haben sich nur wenig Menschen rühmen konnten. Infolgedessen wurde auch nur wenig von ihm gesprochen, und was man von ihm wußte, beschränkte sich auf die Kunde, daß er vor fünfzehn Jahren, also nach Beendigung des Sezessionskrieges als Invalide das noch nicht mit zur Stadt herangezogene alte Fort nebst einer umfangreichen Waldparzelle angekauft und den Preis dafür bar ausgezahlt habe.

Den Verkehr zwischen ihm und der Außenwelt vermittelte ein alter Korporal und eine uralte ergraute Negerin, ein mürrisches Weib, das alle auf den geheimnisvollen Colonel bezugnehmende Fragen ebenso unhöflich beantwortete, wie der Korporal und jetzige Leibdiener Sullivan. Sogar ein neunzehnjähriges Mulattenmädchen, ein munteres niedliches Ding,

die Enkelin der grauschwarzen Greisin, war klug genug, nicht über Dinge zu reden, von denen ihre Großmutter behauptete, daß sie nicht in die Mäuler neugieriger Müßiggänger gehörten. Und doch hätte sie nichts weiter zu erzählen vermocht, als von einem gütigen Herrn, der viel in Büchern las, viel schrieb, aber auch viele Stunden lang düsteren Grübeleien nachging, ohne daß sein mildes Wesen dadurch nachteilig beeinflußt worden wäre.

Über einen noch älteren Herrn, der zeitweise die Einsamkeit mit dem Colonel teilte, hätte sie zwar ebenfalls berichten können, allein das wäre überflüssig gewesen, indem der schon selber dafür sorgte, daß er überall bekannt wurde. Es gab wenigstens zahlreiche Menschen in der Stadt, die mit Mr. Queer persönlich, wenn auch nur im flüchtigen Verkehr, zusammengetroffen waren und zugleich den wunderlichen alten Herrn seines klaren Urteils und seiner rechtschaffenen Grundsätze wegen achten und schätzen gelernt hatten. Regelmäßig zweimal im Jahr traf er bei dem Colonel ein, um jedesmal zwei Monate zu bleiben, und dann machte er nirgend, wohin er auch kam, ein Geheimnis daraus, daß sie Kriegskameraden seien und ihre Freundschaft bei einem blutigen Ereignis geschlossen worden war. Er vertraute den Leuten sogar freimütig an, daß er im Osten eine Dampfmahlmühle und eine umfangreiche Farm besitze, alles aber zur Bewirtschaftung seinen Nachkommen übergeben habe, um seinen Lebensabend so recht nach Herzenslust zu genießen. Auch das Amt eines Methodistenpredigers hatte er allmählich aufgegeben, um, wie er offen eingestand, seine Lungen zu schonen und anstatt mit Worten, die Leute lieber, so viel in seinen Kräften stehe, durch ein vernünftiges Beispiel zu belehren. —

Die Sonne eines lieblichen Julinachmittages sandte ihre zitternden Lichter zwischen den Wipfeln mehrerer Eichen, Ahorn- und Nußbäume hindurch auf das bemooste Schindeldach des alten Forts nieder.

Als die sonst so stillen Straßen, auf die das alte Gebäude mündete, auf seltsame Weise belebt wurde. Inmitten einer zahlreichen Menschenmenge kam nämlich ein riesenhafter Ele-

fant des Weges daher, von schillernd kostümierten Reitern und Reiterinnen begleitet. Die von ihm ohnedies ausgehende Anziehungskraft wurde noch gesteigert durch die Art, in der man ihn geschmückt und belastet hatte.

Eine in Farben und Formen nach dem Muster der Unionsflagge mit ihren Sternen und Streifen angefertigte Decke, verhüllte den Körper des Untiers bis zu den schweren Säulenbeinen hinab. Auf seinem Rücken erhob sich ein tribünenartiger Bau mit zwei einander gegenüberstehenden Bänken, auf deren jeder drei Personen bequem Platz fanden. Außerdem hing von jeder Seite der Tribüne ein auf eine einzelne Person berechnetes Bänkchen nieder. Alle diese Sitze wurden von Musikern in betreßten roten Röcken und einer zarten Mädchengestalt in dem Kostüm einer Griechin eingenommen. Rechts, wo ihn nichts hinderte, mit seiner blankgeputzten Tuba nach allen Richtungen hinzudonnern, schwebte der biedere Valentin Tatzkow beinah frei in der Luft, während der Waldhornist ihm auf der linken Seite das Gegengewicht hielt. Zwischen den beiden oberen Bänken und etwas erhöht saß der Kapellmeister. Auch er hatte sich dazu bequemt, sein bürgerliches Kleid mit einem scharlachfarbigen Talar und ähnlichem Barett, alles mit goldenen Zauberhieroglyphen benäht, zu vertauschen. Auf den Schultern des Elefanten, also gerade vor der Tribüne saß dann wieder auf einem mit Seitenlehnen versehenen Sessel ein buckliger Clown, der uns bekannte zweite Geiger der Kapelle Winsel.

Welche Empfindungen den Buckligen unter dem Zwange, in einem Narrenkleide öffentlich aufzutreten, beseelten, hätte der aufmerksamste Beobachter nicht aus seinen Zügen herauszulesen vermocht. Wäre sein krankhaft bleiches Gesicht aus Holz geschnitzt gewesen, es hätte nicht ausdrucksloser sein können, und ebenso ausdruckslos starrten die halbverschleierten Augen auf die den abenteuerlichen Zug begleitenden Menschen.

So schwankte der Elefant, von einem beturbanten Türken in roten Pluderhosen geführt, langsam einher, den Rüssel bald nach rechts, bald nach links ausstreckend, um eine ihm von kühnen Schulbuben dargereichte Frucht oder ein Stück Brot in

Empfang zu nehmen und durch einen, Bewunderung erregenden Schwung in seinem Rachen verschwinden zu lassen. Sogar er schien sich der Würde bewußt zu sein, zu der er, echt amerikanischem Geschmack huldigend, berufen worden war.

Der seltsame Zug hatte sich derart bis in gleiche Höhe mit dem Torwege des Kolonels fortgeschoben, als plötzlich auf ein Zeichen des Kapellmeisters die Musik verstummte und der Türke dem Elefanten Halt gebot. Das letzte zum Weichbilde der Stadt gehörende Grundstück war erreicht, genügendes Publikum zur Hand, und da erschien es Herrn Winsel angemessen, bevor er den Rückweg einschlug, eine kleine Ansprache halten zu lassen. Den Rüssel des klugen Tieres als Leiter benutzend, mußte der Türke dessen Kopf besteigen, während die Mitglieder der Kapelle die Pause benutzten, in der sie umringenden Menge eine kurze Umschau zu halten.

Winsel hatte sich von seinem Sitz erhoben und musterte mit Kennermiene das Publikum. Er schien jemand zu suchen und fand ihn auch. Es war derselbe, den Roland als den geheimnisvollen Besucher des sich leerenden Schiffes wieder erkannt haben würde und der nun grüßend seinen breitrandigen Strohhut lüftete.

Der Bucklige klimperte unterdessen nachlässig auf der Geige, während seine scharfen Blicke hierhin und dorthin zuckten. Seine Stellung hinderte ihn, Roswitha zu beobachten; ihre namenlose Verwirrung würde ihm sonst schwerlich entgangen sein. Er bemerkte nur den Herrn in der Nähe des Torwegs und sandte ihm unter den träge niederhängenden Lidern hervor einen Blick zu, den er vorher in Gift getaucht zu haben schien.

„Den Elefanten sehen Sie also, meine Herrschaften, ebenso die weltberühmte Kapelle des Herrn Sebastian Winsel, die aus den hervorragendsten Künstlern Deutschlands zusammengestellt ist," schloß jetzt der beturbante Türke auf seinem hohen Standpunkt, „wollen Sie indessen diesen größten aller Vierfüßler in seinen erstaunlichen Leistungen beurteilen — abgesehen von den anderen Künstlern ersten Ranges — so haben Sie die Güte, sich um sieben Uhr zu der großen Paradevorstellung im Zirkus einzufinden!"

Der Elefant bekräftigte die Ansprache durch einen Trompetenstoß und half dem Türken wieder auf festen Boden, worauf er sich der Stadt zukehrte.

Zugleich hob der Kapellmeister die ihm als Taktstock dienende Klarinette; er senkte sie, sobald das Ungetüm sich in Bewegung gesetzt hatte, und begleitet von hundertstimmigem Hurrah und beifälligem Pfeifen und Johlen sandte die Kapelle das jeden guten Bürger der Vereinigten Staaten begeisternde: „Heil Columbia" in den glänzenden Nachmittagssonnenschein hinaus.

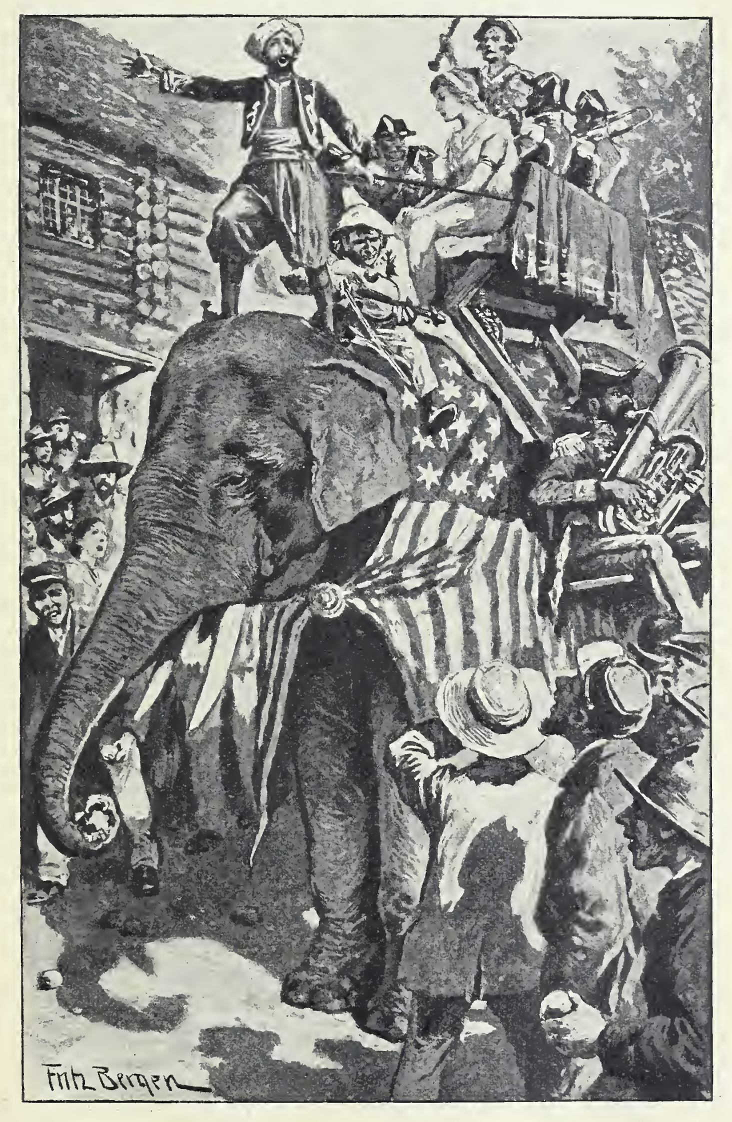
Von den zwei Herren, die auf dem plötzlich leer gewordenem Platze, vor der Tür des Colonels, zurückgeblieben waren, ist uns der eine ebenfalls bekannt. Es war Roland, der Schiffsgenosse Eugeniens und der Kapelle des heiligen Sebastian. Roland nahm eben ein durch den Künstlerzug gestörtes Gespräch mit seinem Gefährten wieder auf.

„Gern möchte ich Sie bei dem Colonel einführen, mein lieber Douglas", sprach er zu dem anderen. „Bis zu einem gewissen Grade Sonderling, sieht der Colonel nicht gern fremde Gesichter um sich. Er überläßt es daher anderen, seinen Verkehr mit der Außenwelt, soweit ein solcher unabweisbar ist, für ihn zu vermitteln. Möglich, daß er auf Ihre Botschaft Sie kennen zu lernen wünscht. Immerhin wird er beklagen, daß Saavedra in Santa Fé unabkömmlich gewesen ist. Er schrieb mir wenigstens, daß er ihn um diese Zeit zuversichtlich erwarte.

Rolands Gefährte, ein junger Mann von kräftigem Wuchs, mit einem zwar unregelmäßigen, jedoch anziehenden freundlichen Gesicht, auf dem der Ausdruck ungestümen Jugendmutes und männlichen Selbstbewußtseins vorherrschend war, hatte während dieser Rede dem Künstlerzuge sorglos nachgesehen. Sobald Roland geendigt hatte, kehrte er sich ihm lebhaft zu, indem er anhob:

„Saavedra schickte einen der gewandtesten Dolmetscher zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains —"

„Den José?" fiel Roland ein, „ich kenne ihn; er soll mit den Comanches gelebt haben. Schlau wie ein Fuchs, und dabei zuverlässig."



„Den Elefanten sehen sie also, meine Herrschaften, ebenso die weltberühmte Kapelle des Herrn Sebastian Winsel. (S. 83.)

„Die schöne Geigenspielerin ist in Wahrheit eine Virtuosin."

„Nun ja," bestätigte Douglas und er drehte seinen weichen rotbraunen Schnurrbart nachlässig empor, „Den José schickte er also mit einem Train an den Missouri, um in Leavenworth Güter in Empfang zu nehmen. Ich dagegen brachte über hundert Maultiere mit, die in Fort Smith ihre Abnehmer fanden. Zurück werde ich wohl mit nur fünf oder sechs Wagen gehen, je nachdem ich in Arkansas einträgliche Frachten finde."

„Wann brechen Sie auf?"

„Es mögen vierzehn Tage darüber hingehen, auch vier, fünf Wochen, je nachdem mir's hier im Osten gefällt", antwortete Douglas heiter. „Wollen Sie sich mir anschließen, so bestimme ich den Aufbruch nach Ihren Wünschen."

„Diesmal muß ich ihr Anerbieten ablehnen. Ich traf Anordnungen, daß bis Ende dieses Monats von unseren Agenten in Kansas ein befrachteter Ochsentrain für mich ausgerichtet wird. Reise ich in den ersten Tagen des August ab, so bin ich Mitte Oktober in Santa Fé, immerhin früh genug, die Bespannung vor Winter an den Mann zu bringen."

„Auf alle Fälle müssen wir uns hier am Ort öfter sehen," versetzte Douglas, „vielleicht treffen wir uns heute Abend im Zirkus?"

Roland betrachtete den lebenslustigen jungen Trader wohlwollend, bemerkte dann aber mit einem Anfluge von Schwermut:

„Die Zeiten, in denen ich Gefallen an dergleichen fand, liegen hinter mir. Sie aber dürfen sich den Spektakel nicht entgehen lassen, zumal es nach dieser Richtung hin bei uns im Westen dürftig genug bestellt ist. Wir mögen uns morgen am Tage treffen; gar mancherlei haben Sie mir noch aus Neu-Mexiko zu berichten."

„Ich müßte mich sehr getäuscht haben, wenn Sie selber nicht dem Künstlerzuge große Teilnahme schenkten."

„Gewiß und mit Recht," versetzte Roland etwas lebhafter, „denn in den betreßten Musikern sah ich plötzlich Leute vor mir, mit denen ich vor einigen Wochen über den Ozean gekommen war. Sie reisten zwar im Zwischendeck, aber ich erfreute mich doch oft an ihrem guten Spiel."

Roland sah lächelnd in des jungen Traders Antlitz und bemerkte scherzhaft:

„Sie scheinen mehr von der schönen Geigenspielerin zu wissen als ich.“

„Nicht mehr, als ein Zuschauer in vier Abendvorstellungen erfahren kann,“ hieß es sorglos zurück.

„So sind Sie wenigstens ein regelmäßiger Besucher des Zirkus gewesen,“ versetzte Roland, „und das verarge ich Ihnen am wenigsten.“

Er trat neben den Hauptpfeiler des Torweges hin und legte die Hand auf einen aus dem Mauerwerk hervorragenden Messingknopf, dann wieder zu Douglas gewendet, der sich zum Gehen anschickte:

„Also bis auf morgen. Ist's Ihnen recht, so suchen Sie mich in den Frühstunden in meinem Hotel auf.“

Douglas versprach es, und nach einem vertraulichen Gruß schritt er eilfertig davon.

Roland blickte ihm sinnend nach. Aufrichtiges Wohlwollen beherrschte ihn. Wie oft hatte er gemeinschaftlich mit dem jungen Manne die Prärien gekreuzt; wie oft sich an seinem ehrlichen Sinn, an seinen heiteren Einfällen ergötzt!

„Der hat's sehr eilig,“ sprach er in Gedanken, indem er den Glockengriff zog, und nach einer kurzen Pause: „so jung und sorglos bin ich selber gewesen; auch ich hatte meine Zeiten, in denen ich in jedem hübschen Antlitz das Ideal meines Lebens gefunden zu haben meinte; und als ich es endlich fand — alles dahin, dahin.“ — —

Achtes Kapitel.

Der Colonel.

Endlich wieder da!“ rief der Colonel Roland zu, als dieser bei ihm eintrat, und streckte ihm beide Hände entgegen. „Seien Sie mir herzlich willkommen, selbst auch dann, wenn Ihre Bemühungen auf der anderen Seite des Ozeans von keinem Erfolg begleitet gewesen sein sollten.“

„In seinem Wesen offenbarte sich eine gewisse ängstliche Spannung, und sein Antlitz verfinsterte sich als er in Rolands Zügen eine ungünstige Nachricht zu lesen glaubte.

Roland schien an derartige jähe Wandlungen im Wesen des Colonels gewöhnt zu sein, denn er bemerkte ruhig, sogar Gleichmut zur Schau tragend:

Ich wurde länger in New-Orleans festgehalten, als ich ursprünglich beabsichtigte. Zwei Monate blieb ich in Deutschland —"

„Und?" forschte der Colonel fast tonlos.

Roland zuckte die Achseln. Der Colonel schaute noch trostloser darein, indem er gesenkten Hauptes an Rolands Seite den Weg in den Waldpark hinein verfolgte. Plötzlich sah er wieder empor. Sein wohlgebildetes Antlitz, ursprünglich das Bild männlicher Schönheit, war starr geworden; eine gewisse Selbstverspottung lag in seiner Stimme, indem er anhob:

„Also auch nach dieser Richtung hin erwartet mich Täuschung, und Sie dürfen sagen, daß Sie, den Launen eines anderen huldigend, Zeit und Mühe nutzlos vergeudeten."

„Sie urteilen ungerecht gegen sich selbst," antwortete Roland, „mit Rücksicht auf Ihren Auftrag ist mein Unternehmen — wie ich es voraussah — allerdings leider erfolglos geblieben. Dagegen dürfen Sie nicht vergessen, daß trotz peinlicher Rückerinnerungen der Besuch meines Vaterlandes längst bei mir beschlossen war. Und so gewährte mir der Auftrag, der mich zu manchen Umwegen zwang, meiner Reise aber einen bestimmten Zweck beilegte, mehr eine Genugtuung, als daß er eine Last für mich gewesen wäre. Alle mir angegebenen Spuren verfolgte ich mit großem Bedacht, überall reiste ich hin und überall erhielt ich Kunde von Familiengeschichten, die sich auf beiden Kontinenten abspannen — nebenbei wirbelten meine Nachforschungen viel Staub auf — allein ich wiederhole: nicht die leiseste Spur entdeckte ich, die des weiteren Verfolgens wert gewesen wäre."

„Ich ahnte es, ich ahnte es," sprach der Colonel dumpf vor sich hin, „doch auch dieser Mißerfolg soll mich nicht abschrecken, mein Suchen immer wieder zu erneuern."

Roland betrachtete den Colonel mitleidig. Erst nach einer längeren Pause, die er ihm gönnte, sich mit der neuen Täuschung vertraut zu machen, hob er wieder an:

„Ich möchte Ihnen von solchem Beginne ernst abraten. Für Ihre Gemütsstimmung wäre es unzweifelhaft besser, Sie beruhigten sich mit der Überzeugung, alles Mögliche aufgeboten zu haben, den übertragenen Gruß auszurichten. Gestattet das Geschick Ihnen kein Mehr, so tragen nicht Sie die Verantwortlichkeit. Und wie viele Tausende von Grüßen, in dem furchtbaren Kriege von Verwundeten und Sterbenden entsendet, verhallten ungehört."

„Wem aber ein Scheidegruß, ein Segen mit solchem Ausdruck anvertraut wurde, wie mir, der empfing Eindrücke, die nimmermehr verwischt oder auch nur gemildert werden können. Nein, meine Nachforschungen setze ich fort bis zum letzten Atemzuge. Stellte ich sie als nutzlos ein, so würde ich damit meine letzte Ruhe hingeben. Tag und Nacht würde mir neben dem drohenden Bilde des Erschossenen das einer jungen Frau mit ihrem Kinde vorschweben, die ohnmächtig gegen das sie von allen Seiten bedrängende Elend ankämpft. Ach, diese Gedanken! Diese Möglichkeiten! Und alles hätte vermieden werden können, wenn ich nicht jenen — jene Unbesonnenheit beging, wenn ich den Sterbenden nach der Heimat der Seinigen gefragt hätte, während ich jetzt nur weiß, daß er ein Deutscher gewesen ist."

„Ich begreife Sie," entgegnete Roland mit tiefem Ernst, „auch die fortgesetzten Nachforschungen will ich nicht tadeln; sie können ihren ruhigen Verlauf nehmen, ohne daß Sie deshalb Ihr ganzes Dasein zu untergraben brauchen. Es liegt sogar etwas Unheimliches — verzeihen Sie die Bezeichnung — in Ihrem Verfahren, in diesem Wahn — ich kenne kein anderes Wort dafür — eine wirkliche Schuld auf Ihr Gewissen geladen zu haben —"

„Das habe ich sicher, das habe ich!" stieß der Colonel hervor, und Roland glaubte zu entdecken, daß er die Farbe wechselte, „sind andere Menschen geneigt, milder zu urteilen, so entschuldigt mich das nicht, weder vor mir selbst, noch vor dem Allwissenden."

„Sie haben eine trübe Vergangenheit gehabt, ich bezweifle es kaum,“ fuhr Roland wieder beruhigend fort, „doch wären Sie verheiratet, sähen Sie sich neu erblühen in einer geistig und körperlich gesunden Nachkommenschaft, Ihr Urteil würde anders lauten.“

Der Colonel lachte mit bitterem Hohn, verfiel aber sogleich wieder in sein melancholisches Wesen, indem er erwiderte:

„Gewiß sind die Erinnerungen, die an die glücklichen Jahre jugendlichen Frohsinns knüpfen, getrübt, und gern erkenne ich an, daß darin eine Verschärfung der mich marternden Empfindungen zu suchen ist.“

Er säumte und sah zwischen den Bäumen hindurch ins Leere. Dann hob er wieder schwermütig an:

„Was hätte wohl vernichtender auf ein jugendlich frisches Gemüt einwirken können, als ein geträumtes irdisches Glück plötzlich infolge politischer Wirren zertreten zu sehen? Ich besaß eine Verlobte, ein schönes anmutiges Wesen, auf deren treuer Anhänglichkeit ich glaubte Welten errichten zu können. Und wie endete dieser Liebestraum? Sie war Südländerin, und als die beiden riesenhaften Gegner ihre Söhne, die Kinder desselben Landes, zu den Waffen riefen, zum mörderischen Bruderkampf, ich selbst aber als Offizier der einzig berechtigten Fahne treu blieb, da begab die Geliebte, die bei nördlichen Verwandten weilte, ohne von mir Abschied zu nehmen, sich nach dem Süden in ihre Heimat zurück. Von dort aus schrieb sie mit kalten Worten, daß sie einem Feinde ihres Vaterlandes nie zum Altar folgen würde. Wenn ich zu den Sezessionisten übertrete, sei sie bereit, mir zu jeder Stunde ihre Hand zu reichen. Schätze ich dagegen die Union höher, so möchte ich ihren Brief als das letzte an mich gerichtete Lebenszeichen betrachten. Ich entschied mich für das letztere und antwortete, daß wenn sie ihre Treue von politischen Ansichten abhängig mache, sie mich sowohl wie sich selbst über ihre Neigung getäuscht habe, ich daher auf ihren Besitz verzichte. Ja, das waren wohl schwere Stunden für mich; allein in dem wilden Kriegsgetümmel überwand ich meinen Schmerz leichter; und wer weiß, ich hätte die alte Ruhe und Zufriedenheit vielleicht zurückgewonnen ohne jene Schreckensszene in der Schlacht bei Richmond.“

„So kam eins zum anderen,“ führte Roland das Gespräch weiter, um dem Colonel nicht Zeit zu neuen herben Betrachtungen zu gönnen, „und ich müßte sehr irren, wäre die Wurzel Ihrer trüben Stimmung nicht mehr in jener erfahrenen Täuschung und in der Sie zur Tatenlosigkeit verdammenden Verwundung zu suchen, als in einem Ereignis, auf das Sie unberechtigt einen übertriebenen Wert legen. Ich weiß an mir selber, wie derartige Täuschungen den ganzen inneren Menschen erschüttern und die erprobteste Mannhaftigkeit keinen Schutz gegen verbitternde Betrachtungen gewährt.“

Roland ließ eine Pause eintreten. Er schien plötzlich mit dem Colonel die Rollen vertauscht zu haben; denn während er die vor ihm im Wege wuchernden Grashalme mechanisch betrachtete, ruhten des Colonel Blicke auf ihm, als hätte er ihrer beiderseitigen Geschicke miteinander vergleichen wollen.

Erst das Einbiegen in eine andere Richtung gab Roland der Gegenwart zurück. Wie alle bösen Erinnerungen gewaltsam von sich abstreifend, sprach er in freierem Tone:

„Als ich gleich nach meiner Ankunft in der Stadt mich auf den Weg zu Ihnen begab, traf ich mit einem jungen Manne zusammen, der schon seit mehreren Tagen eine Begegnung mit Ihnen herbeisehnte.“

„Wer ist es, der mich in meiner Einsamkeit stören möchte?“ fragte der Colonel heftig.

Roland antwortete ruhig:

„Einer der gewandtesten jungen Trader Neu-Mexikos; so lange, wie ich selbst dort hause, kenne ich ihn als einen achtungswerten Charakter —“

„Aber was will er von mir?“

„Saavedra hat ihm einen Auftrag an Sie mitgegeben —“

„Warum kommt Saavedra nicht selber? Er weiß doch, daß ich in ihm einen treuen Freund und Ratgeber verehre. Brieflich versprach er, mich im Laufe des Sommers zu besuchen.“

„So mögen ihn irgendwelche Umstände verhindert haben. Jedesfalls wählte er in meinem jungen Freund einen zuverlässigen Vermittler.“

„Wie heißt er?“

„Douglas!"

„Kein Mexikaner?"

„Nur mütterlicherseits. Sein Vater starb bald nach seiner Geburt, seine Mutter, die Besitzerin einer umfangreichen Hacienda, heiratete zum zweitenmal, und mußte zum zweitenmal den Witwenschleier anlegen, nachdem sie einige Jahre vorher ihr einziges Töchterlein verloren hatte. So findet man überall Menschen, denen ein schweres Kreuz aufgebürdet worden ist."

„Ein schlechter Trost," bemerkte der Colonel spöttisch, „doch was will dieser Douglas von mir? Brachte er Briefe, so konnte er Ihnen dieselben anvertrauen."

„Nur einige mündliche Mitteilungen, und die nahm ich von ihm in Empfang. Sie beschränken sich darauf, daß auch in diesem Jahre alles geschah, was zur Entdeckung der von Ihnen gesuchten Frau hätte beitragen können. Auf allen Stationen, wo nur immer Emigrantenkarawanen die Ebenen kreuzten, waren von ihm genau unterrichtete Leute zur Hand, um die betreffenden Nachfragen anzustellen. Fast fürchte ich, in seiner Freundschaft für Sie ist er zu diensteifrig. Die Kunde von dem, was wir alle gemeinschaftlich anstreben, kann nämlich von gewissenlosen Personen, wenn auch nur zu Geldpressungen benutzt werden."

„So vergeht Jahr auf Jahr," sprach der Colonel, dem letzten Teil von Rolands Erklärung keine Aufmerksamkeit schenkend, „Jahr auf Jahr, und kürzer wird die Zeit, die mich von dem Grabe trennt, in das ich mit unbefriedigtem Sehnen mit dem Bewußtsein, mein Leben verfehlt zu haben, hinabsinken werde." Er richtete sich etwas höher empor; näher rückten seine starken Brauen zusammen, indem er fortfuhr: „und dennoch können die beiden Unglücklichen nicht spurlos von der Erde verschwunden sein! Erlag das zarte Kind den Folgen der schrecklichen Wanderung, so ist die Mutter noch da — sie muß noch leben. Starben aber beide, dann will ich wenigstens ihre Gräber aufsuchen. Die Frau hat unfehlbar Angehörige besessen, die Auskunft zu erteilen vermögen. Ja die Forschungen werden fortgesetzt, und kostet es mich mein ganzes Vermögen. Ich will, ich muß

sie finden, ich will meine Ruhe haben, will wenigstens meinen Lebensabend in Frieden verbringen."

Er beugte wieder den Nacken. Die heftige Erregung, in die er sich hineingeredet hatte, schien ihn erschöpft zu haben; denn noch langsamer als zuvor schritt er jetzt an Rolands Seite einher.

Schweigend wandelten sie im Schatten der vom abendlichen Sonnenschein überströmten Bäume einher, als Roland in der Ferne zwischen dem Gesträuch ein helles Kleid entdeckte.

„Bridget kommt," bemerkte er erleichterten Herzens.

Der Colonel atmete auf.

„Sogar in dem Antlitz des harmlosen braunen Kindes ruht für mich eine ernste Mahnung, in meinem Streben nicht zu ermüden", sprach er gedämpft, „wurden ihre jungen Ohren damals doch von demselben Kriegsdonner betäubt, der die glückselige Witwe mit ihrem Kinde von dannen trieb."

Bridget trat mit der Meldung heran, daß das Abendessen bereit sei.

Der Einladung folgend, schlugen sie die nächste Richtung nach dem Blockhause ein, wo auf der Veranda ein mit Speisen und Getränken reich besetzter Tisch ihrer harrte. Korporal Sullivan stand bereit, mit der von seiner Person unzertrennlichen militärischen Würde sie zu bedienen.

Neuntes Kapitel.

Im Zirkus.

Der Zirkus des Direktor Murner, der ein so gewiegter Yankee war, wie nur je einer auf die Sterne und Streifen des Unions-Banners schwor — war auf einer umfangreichen Wiese außerhalb der Stadt errichtet worden. Ein gewaltiges, spitz auslaufendes Dach aus Segeltuch wölbte sich darüber und gewährte ausreichenden Schutz gegen Sonnenschein und Wolkenniederschläge. Der Direktor Murner war in

seiner kühnen Spekulation von dem Grundsatz ausgegangen, daß eine gewöhnliche Schaubude nichts Neues, dagegen ein Kunsttempel von riesenhaften Größenverhältnissen an sich schon geeignet sei, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu ziehen. Er wußte aber auch, daß bei einer großartigen Anlage auch nur großartige Dinge geleistet werden durften.

Zu einem großen Kunsttempel gehören indessen große Mittel, und so war er auf den klugen Gedanken geraten, sich mit anderen Künstlerfamilien zu einem gemeinsamen Zweck zu vereinigen. Sein Plan fand in den betreffenden Kreisen ungeteilten Beifall, und so geriet er denn sehr bald in die beneidenswerte Lage, den Land- und Städtebewohnern nicht nur mit Seiltänzern, Akrobaten, Feuerfressern, Riesen und Zwergen, sondern auch mit wirklichen Kunstreitern, abgerichteten Vierfüßlern und sogar mit einer ansehnlichen Menagerie aufwarten zu können.

Um die Zeit, in der Roland und der Colonel sich in dem Waldpark ergingen, herrschte in dem Zirkus bereits reges Leben. Noch aber führte ein breiter Weg mitten durch die Manege, die erst dann geschlossen werden sollte, wenn die letzten Besucher sich von dem freien Platz vor der im Halbkreise aufgestellten Menagerie entfernt haben würden.

Der Schaulustigen vor den Käfigen waren es weniger geworden, dagegen mehr vor dem breiten Vorhange, hinter dem in Bretterverschlägen die zum Dienst bestimmten Pferde gesattelt standen, und betreßte Stallknechte, Clowns und andere Künstler und Künstlerinnen, deren Hauptkostüm fleischfarbiger Trikot war, munter aus und einschlüpften. Diesem Vorhange gegenüber schwankte der berühmte Elefant unablässig von dem einen Vorderfuß auf den anderen, gelegentlich auch den einen Hinterfuß, der mittelst einer Kette an einen tief in die Erde getriebenen Pfahl befestigt war, klirrend nach sich ziehend.

Zwei mit Flaggen reich geschmückte Tribünen beherrschten von dem Menagerieplatz aus den ganzen Zirkus. Zahlreiche Notenständer verrieten deren Bestimmung. Die eine gehörte der zu den Kunstvorstellungen aufspielenden Janitscharenmusik, wogegen die andere auf einem breiten weißen Zeug-

streifen in riesenhaften blauen und roten Buchstaben die Inschrift: „Kapelle des Sebastian Winsel" trug.

Neben den Elefanten war eine junge Dame in himmelblauem Sammetkleide hingetreten, dessen ab- und zuschwingenden Rüssel zuweilen mit der Hand flüchtig liebkosend. Ihr spitzes Antlitz mit den kleinen braunen Eidechsenaugen und den geschminkten Wangen strahlte förmlich unter den hellblonden Ringellocken hervor. Ihr war die Aufgabe zuerkannt worden, den Elefanten vorzuführen, bis dahin aber durch ihre Galaerscheinung den Glanz des Zirkus erhöhen zu helfen.

Diese bevorzugte Stellung verdankte sie dem Umstande, daß sie als einziges Kind des Direktor Murner dessen ganzen Stolz bildete, zumal sie trotz ihrer fünfzehn Jahre mit Rücksicht auf Scharfsinn und Körperbeschaffenheit den Eindruck einer recht erfahrenen zwanzigjährigen Person ausübte.

Während sie mit dem Elefanten kindlich tändelte, trat Douglas mit höflichem Gruß zu ihr heran.

„Darf ich um freundliche Auskunft bitten, ob an dem heutigen Abend die junge Geigenspielerin sich wieder hören lassen wird?" fragte er.

Miß Betsy, die bei der ersten Anrede des hübschen sonnverbrannten jungen Mannes, den sie schon seit mehreren Tagen zu beobachten Gelegenheit gefunden hatte, eine überaus liebenswürdige Miene annahm, wandte nach deren Schluß den Kopf mit unverkennbarem Mißmut zur Seite, und antwortete mit geringschätzigem Achselzucken:

„Ich kümmere mich nie um unsere Leute. Wenn Sie den Abend hier verbringen, werden Sie das Nähere erfahren, sonst verweise ich Sie auf das Programm."

„Ah, entschuldigen Sie," versetzte Douglas, und sichtlich ergötzt, strich er seinen langen Schnurrbart spöttisch empor, „ich glaubte, mich an ein Mitglied der Gesellschaft zu wenden."

„Mein Name ist Miß Murner," erwiderte das korpulente Kind stolz, indem es sich dem Elefanten ganz zukehrte.

Douglas betrachtete die seltsame Erscheinung einige Sekunden lustigen Blickes; dann schritt er sorglos an Sebastian Winsels Tribüne vorbei in den Zuschauerraum, wo er auf dem

nächsten Sitze Platz nahm. Aus Betsys kleinen scharfen Augen schoß auf den Davonschreitenden ein Blitz verletzter Eitelkeit. Die für die verhaßte junge Geigenspielerin offenbarte Teilnahme hatte ihr Blut in Gärung versetzt; und doch konnte sie nicht umhin, die kraftvolle Gestalt und sorglose, selbstbewußte Haltung des jungen Fremden zu bewundern.

Da wurde sie ihres Vaters ansichtig, desselben beweglichen blonden Herrn, der in New-Orleans Sebastian Winsels Kapelle so pomphaft von dem Schiff abgeholt hatte. Auch heute prangte er in einem Stallmeisterkostüm, das sich indessen von dem damaligen durch grelle Farben und reichen Tressenschmuck auszeichnete. Eben hinter dem die Stallräume abschließenden Vorhang hervorgetreten, stand er neben einem Manne, in dessen Gestalt sich Kraft und Zähigkeit verrieten, während der unstete sogar tückische Blick seiner grauen Augen wenig geeignet war, Vertrauen zu erwecken.

„Der Name tut nichts zur Sache," sprach er eben zu dem argwöhnisch lauschenden Direktor, dessen kleines Gesicht mit dem sorgfältig gescheitelten blonden Vollbart mehr und mehr den Ausdruck einer gutmütig schnurrenden Katze erhielt, „es genügt, zu wissen, daß ich von sehr weit herkomme und dahin zurückzukehren gedenke, nachdem ich meine Aufgabe hier im Osten erfüllt habe. Was mich hierher führt, hat mit meiner Person überhaupt nichts zu schaffen. Finde ich bei Ihnen kein Verständnis für mein Unternehmen, so muß ich mich an einen anderen wenden."

„Wie kann ich eine Entscheidung treffen, bevor ich weiß, um was es sich handelt?" fragte der Direktor mit heimlicher Spannung.

„Alles zu seiner Zeit," entgegnete der Fremde rauh, „ich dächte, Sie wären selber genug Geschäftsmann, um einzusehen, daß man ein Geheimnis nicht preisgibt, ohne zugleich eine gewisse Bürgschaft für dessen Sicherheit zu gewinnen — also erst fünfzehn Jahre alt," knüpfte er an ein unstreitig auf der anderen Seite des Vorhangs abgebrochenes Gespräch an, und prüfend sah er zu Betsy hinüber, die, sobald sie gewahrte, daß sie der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war, sich einer malerischen Stellung befleißigte.

„Kaum fünfzehn Jahre," bestätigte Murner stolz, „dabei wohnt ein Geist in dem Kinde, der die körperliche Ausbildung noch weit überragt. Es ist zum Erstaunen."

„Schade," versetzte der Fremde zweifelnd, „ich hatte gehofft, in ihr jemand gefunden zu haben, der sich zu einem großen Zweck verwenden lassen würde. Hm, zu jung, viel zu jung. Drei, vier Jahre mehr hätten's getan; ihr Glück und damit das anderer Personen wäre dadurch besiegelt gewesen."

„Aber wie, wenn meine Tochter in der Tat schon achtzehn Jahre zählte?"

Der Fremde kehrte sich schnell Murner zu. Dieser war indessen nicht der Mann, sich leicht aus seiner überlegenden Ruhe bringen zu lassen.

„Sie scherzen," sprach er nach einer kurzen Pause.

„Vielleicht auch nicht," antwortete der Direktor vorsichtig, „nehmen wir an, als Geschäftsmann hätte ich es für vorteilhafter gehalten, meine Tochter für so viel jünger auszugeben; wer wollte mich deshalb tadeln?"

„So, so," meinte der Fremde mit einem Ausdruck des Verständnisses, „hm, Sie scheinen mein Mann zu sein und das ändert die Angelegenheit erheblich. Doch vor allen Dingen: Wie denkt die Mutter darüber?"

„Gar nicht," hieß es mit einem flüchtigen Leichenbittergesicht, „die schläft längst in der Erde."

„Um so günstiger —"

„Bitte — meine Frau war eine ausgezeichnete Lebensgefährtin. Zwei Zentnergewichte hob sie mit steifem Arm, sie schluckte Feuer, wie ein Salamander, und nach ihr artet meine Tochter."

„Ich meinte günstiger mit Rücksicht auf die ganze Angelegenheit," erklärte der Fremde, auf den das Lob der Verstorbenen keinen sonderlich tiefen Eindruck ausübte, „denn je weniger Personen mitsprechen, um so sicherer der Erfolg. Zunächst entsteht die Frage: Würden Sie in eine längere Trennung von Ihrer achtzehnjährigen Tochter willigen, wohl gar Ihrer Vaterschaft entsagen?"

„Wenn der dadurch errungene Vorteil dem gebrachten Opfer entspräche und ich dem Kinde ein höheres Glück sicherte,

als es bei einem noch so glänzenden Zirkusleben möglich ist, — nun, ich wäre kein gewissenhafter Vater, wollte ich da Bedenken tragen", antwortete Murner in dem Bewußtsein, mit diesem Ausspruch sich nichts zu verpflichten.

„In Beziehung zu Ihrer Tochter würden Sie immerhin, wenn auch nur als Pflegevater bleiben können," bemerkte der Fremde, seine Aufmerksamkeit wieder Betsy zukehrend.

„So handelt es sich um eine Adoption?" fragte Murner, das eine Auge schließend und mit dem anderen verständnisvoll blinzelnd.

„Um Ähnliches wenigstens, vorausgesetzt, Ihre Tochter ist nicht unter achtzehn Jahre alt, außerdem nicht Ihre Tochter, sondern aus Barmherzigkeit von Ihnen angenommen worden, und dann — doch das Nähere später, nachdem wir ausführlicher verhandelt haben, und Sie den großen Vorteil —"

In diesem Augenblick stimmte die Janitscharenmusik einen geräuschvollen Marsch an. Douglas kehrte sich der Tribüne zu und sandte einen Blick nach oben. Seine Bewegung erregte des geheimnisvollen Fremden Aufmerksamkeit. Kaum aber streifte dessen Blick das wettergebräunte frische Antlitz mit dem rotbraunen Schnurrbart, als er, wie von einer unsichtbaren Waffe getroffen, zusammenfuhr, jedoch hinlänglich Fassung besaß, sich schnell umzukehren und hinter dem Vorhang zu verschwinden. Murner folgte ihm auf dem Fuße. Wohl hatte er gehört, daß jener das mexikanische: „Caramba!" zähneknirschend vor sich hinsprach, wohl entdeckte er trotz des unbestimmten Zwielichts in dem abgeschlossenen Zeltgange, daß seine Gesichtsfarbe sich merklich veränderte; allein es lag kein Grund für ihn vor, seine Aussage zu bezweifeln, als er vorgab, von einem plötzlichen Schwindel befallen worden zu sein. Zugleich entblößte er sein Haupt, um den Schweiß von der Stirn zu entfernen, wobei eine breite rote Narbe zum Vorschein kam, die sich, anscheinend von einem Messerschnitt herrührend, über die ganze Breite der Stirne nach der linken Schläfe hinüberzog.

„Wieder einer von den verdammten Anfällen, die mir schon öfter das Leben verbitterten," erläuterte er, als er gewahrte, daß des Direktors Blicke nachdenklich auf ihm ruhten, „ich muß hinaus in die frische Luft."

„Sprechen wir weiter von dieser Angelegenheit?“ fragte Murner, eine gewisse Gleichgültigkeit erheuchelnd.

„Zuverlässig soll das geschehen“, hieß es zurück „aber ich verlange Beweise, daß das Alter Ihrer Tochter, ich meine die achtzehn Jahre, von keiner Seite in Zweifel gezogen werden kann. Auch ist der Zirkus nicht der Ort, ein Unternehmen, bei dem für Ihre Tochter vielleicht hunderttausend Dollars abfallen, zu beraten.“

„Und wie viel für Sie?“ fragte Murner spöttisch.

„So viel nicht, wenn ich auch nicht umsonst arbeite,“ versetzte der Fremde, der seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen hatte. „Nebenbei verdienen wir alle noch einen schönen Dank von den betreffenden Personen.“

„So besuchen Sie mich morgen oder übermorgen Abend nach der Vorstellung in meinem Wagen,“ riet Murner, dessen Neugierde den höchsten Grad erreicht hatte, „dort sind wir ungestört, — und nun auf Wiedersehen, ich muß hinein und mich zeigen — Sie hören die Ungeduld des Publikums,“ und flink schlüpfte er zwischen den Falten des Vorhangs hindurch.

Langsamer entfernte sich der Fremde.

„Caramba,“ preßte er wieder zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen hervor, „wie kommt die Brut hierher? Und gerade er —“

Er trat ins Freie hinaus, heiterer Abendsonnenschein strömte ihm entgegen. Argwöhnisch um sich spähend, suchte er sich seinen Weg zwischen den im Halbkreise zusammengefahrenen Wagen hindurch.

Murner hatte sich nach den Stallräumen hinüber begeben, um die zunächst auftretenden Reitkünstler noch einmal einer flüchtigen Prüfung zu unterwerfen. Betsy, die scharfsinnig erraten hatte, daß das Gespräch mit dem Fremden ihr gegolten hatte, folgte ihm, von Neugierde getrieben. Die blaue Schleppe hinter sich herziehend, schritt sie über den freien Platz. Im Vorübergehen heftete sie ihre Augen durchdringend auf Douglas, der die Bankreihe verlassen hatte und den einen Arm auf das Geländer gestützt, neben der nach Winsels Tribüne hinaufführenden Treppe stand. Nachlässig sah er in die nunmehr ge-

schlossene Manege, in der mehrere rotjackige Stallknechte den mit Sägespänen überstreuten Fußboden lockerten und mittels Harken ebneten.

Endlich schlug die Stunde. Eine Klingel ertönte und Stille verbreitete sich auf den dicht besetzten Bänken. Dann stimmte die Janitscharenmusik eine heitere Melodie an und fast gleichzeitig stürmten acht in bunten Farben schillernde Reiter herein, sich sofort zu einer Quadrille ordnend.

Während nun alle Augen und Ohren durch die rauschende Musik und die kunstvoll ausgeführten Gruppierungen gefesselt wurden, öffnete der Vorhang hinter dem Elefanten sich und herein schritt die Kapelle Winsels, vorauf Cello und Waldhorn. Den Schluß bildete Roswitha, in der einen Hand die Geige, mit der anderen ihr einfaches schwarzes Kleid des tiefen Sandes wegen ein wenig aufnehmend. Zu einem anderen Kostüm war sie durch nichts zu bewegen gewesen. Kostete es sie doch ohnehin schwere Überwindung, an den sich täglich wiederholenden Umzügen teilzunehmen. Doppelt lieblich aber kontrastierte sie in der anspruchslosen Bekleidung zu den betreßten roten Röcken und Federhüten ihrer Kollegen.

Die Vordersten des Zuges hatten die Tribüne bereits erstiegen, als sie noch unten stand. Vor ihr befand sich nur noch der Tubabläser. Auch er war im Begriff, den Fuß auf die erste Stufe zu stellen, da neigte Douglas sich ihr mit ehrerbietigem Gruß zu.

„Wenn ich wüßte," sprach er leise, „daß Sie in Ihrer Lage sich unglücklich fühlen, wie Ihr Antlitz es zu verraten scheint, dann möchte ich meinen ganzen ehrlichen Willen und mein ganzes uneigennütziges Können daran setzen, Ihnen zu Diensten zu sein."

Bei dem ersten Ton seiner gedämpften Stimme hatte Roswitha die Augen zu Douglas erhoben. Erstaunen prägte sich in ihren freundlichen Zügen aus, als sie in ein Antlitz schaute, in dem sie nur den Ausdruck höflichen Wohlwollens erkannte. Dann aber flackerte es blutrot auf ihren Wangen empor, und verwirrt senkte sie die Augen, indem sie hastig der Treppe zudrängte. Bevor sie indessen das Geländer ergriff, stürzte

Valentin Tatzkow, als hätte er durch einen Fehltritt das Gleichgewicht verloren gehabt, vor ihr vorüber und so hart an Douglas vorbei, daß dieser, durch die Tuba an die Brust getroffen, einen Schritt zurückprallte, während Roswitha nach der Tribüne hinaufeilte.

„Entschuldigen Sie," kehrte Valentin sich mit feindseligem Grinsen Douglas zu, „ich stolperte, und da hier kein Platz für Zuschauer ist, müssen Sie schon die kleine Unannehmlichkeit verzeihen."

Douglas, eine jener westlichen ungestümen Naturen, die keine Furcht und Rücksicht kennen, wenn sie glauben, irgendwie auf eine Beleidigung antworten zu müssen, aber dennoch die Sanftmut eines gut gearteten Kindes besitzen, betrachtete den grimmigen Tubabläser mit einem einzigen kurzen Blick.

„Nichts zum Entschuldigen," sprach er darauf in einer Weise, daß sein Verkehr mit Valentin, zumal bei der rauschenden Musik und dem Poltern der sich durcheinander windenden Reiter kein Aufsehen erregte, „Sie haben gehandelt, wie auch ich an Ihrer Stelle gehandelt hätte. Nur sollten Sie einen kleinen Unterschied zwischen zudringlichen Menschen und solchen walten lassen, die in ihrem Benehmen von wirklicher uneigennütziger Teilnahme geleitet werden. Ich besitze gute Augen, und daraufhin rate ich Ihnen: „Sollten Sie und Ihre junge Gefährtin eines Tages wohlmeinenden Freundes Rates bedürfen, so kommen Sie ins Mississippihotel und fragen Sie nach dem Trader Douglas. Ich vermute, es wird früher geschehen, als wir beide jetzt glauben; denn Ihre junge talentvolle Freundin gehört ebenso wenig in einen Zirkus, wie die Taube in ein Geiernest."

Valentin, den Federhut herausfordernd in die Stirn gedrückt, starrte auf Douglas mit nichts weniger als feindseligen Augen. Bevor er indessen Worte fand, öffneten einige Stallknechte die Torflügel der Manege, und unter betäubend verstärkter Musik, gellendem Pfeifen und Heulen verschwanden die acht Reiter hinter dem Stallvorhang. Zeit war also nicht mehr zu verlieren. Valentin nickte Douglas mit einem Grinsen zu, das dieser ebenso gut als einen Ausdruck freundschaftlicher Gesin-

nung, wie für eine Drohung hinnehmen konnte, und festen Schrittes folgte er Roswitha nach oben, wo nur noch der Kapellmeister und der Bucklige fehlten. Beide befanden sich noch hinter dem rechtsseitigen Vorhang. Der Bucklige spähte mit den Augen eines beutelüsternen Raubtiers Roswitha nach. Haßerfüllt sah er, wie Douglas sie erschreckte, derselbe Mann, der schon seit Tagen sich an sie herandrängte und, unbekümmert um andere, sich so frei auf den sonst dem Publikum versagten Stellen einherbewegte, als hätte er über das Zirkusvolk und dessen Anordnungen gedacht, wie er selber über eine unbrauchbare Darmsaite.

Im Begriff, sich endlich nach der Tribüne hinüberzubegeben, störte ihn Winsels Stimme in seinem Vorhaben. Um nicht entdeckt zu werden, kauerte er sich, begünstigt durch das Zwielicht, in die Falten des Türvorhangs hinein. Er dachte nicht daran, den Kapellmeister zu belauschen. Als er aber in dessen Begleitung jenen Fremden wiedererkannte, der in der letzten Stunde seines Verweilens an Bord des Cerberus auf dem Verdeck erschienen war, zitterte sein Herz in wilder Aufregung, und der neben ihm in die Erde gerammte Tragepfosten hätte nicht regungsloser dastehen können, als er nunmehr in der schmerzhaft gezwungenen Stellung die zwischen den beiden Männern gewechselten Worte zu verstehen trachtete.

„Mit solch dürftigem Gebot hätten Sie sich die Mühe, mich aufzusuchen, ersparen können," drang jetzt des Kapellmeisters vorsichtig gedämpfte Stimme zu des Buckligen Ohren; „Sie scheinen zu vergessen, daß es keine Schwarze ist, um die Sie feilschen."

„Sie dagegen schlagen ihren Wert zu hoch an," erwiderte der Kreole, „ich bin indessen nicht der Mann, schnell wieder von einem Geschäft abzustehen, nachdem ich es einmal ins Auge gefaßt hatte. Runde zweitausend Dollars biete ich daher für das Mädchen, und das nur um ihres Spieles willen. Also zweitausend Dollars. Schlagen Sie ein, und Sie machen ein glänzendes Geschäft."

„Und beraube meiner Kapelle der besten Kraft," versetzte Winsel ablehnend.



Dann aber flackerte es blutrot auf ihren Wangen empor, und verwirrt senkte sie die Augen, indem sie hastig der Treppe zudrängte (S. 100).

„Diese zu ersetzen, finden Sie wohl Gelegenheit."

„Gewiß, aber gegen unerschwingliches Honorar. Außerdem verstehen Virtuosen sich ungern zu Spazierritten auf Elefanten."

„Da ist der Bucklige, der spielt wie der Teufel und wird wenigstens vorläufig die Lücke ausfüllen. Entschließen Sie sich, und ich ersetze Ihnen noch die Überfahrtskosten für das Mädchen."

„Wollte ich wirklich auf Ihren Vorschlag eingehen," antwortete Winsel, wie mit sich zu Rate gehend, „so würde der Abschluß des Geschäftes am hiesigen Orte unmöglich sein — doch ich muß hinaus — Sie hören das Lachen, das gilt den Clowns; sind die fertig, so folgt meine Nummer. Wünschen Sie mich zu sprechen, so besuchen Sie mich in meinem Wagen. Vielleicht finden Sie bis dahin ein anderes Gebot; sonst kann's mit unserem Handel nichts werden."

Bei den letzten Worten schob er den Vorhang zur Seite und schritt mit der Würde eines Heiligen nach der Tribüne hinüber.

Oben eingetroffen, sandte er einen prüfenden Blick über die Seinigen. Alle waren seines Zeichens gewärtig. Nur der erhöhte Sessel neben Roswitha stand noch leer. Mißmutig kehrte er sich um. Indem er den Blick auf den Vorhang heftete, hinter dem er mit dem Kreolen verhandelt hatte, erwachte auf seinem Antlitz sogar ein Ausdruck von Besorgnis.

Aber dann wurde er des Buckligen ansichtig, wie dieser, in der linken Hand die Geige, mit der rechten sich auf seinen Krückstock stützend, anscheinend von den Ställen her, einer riesenhaften Spinne ähnlich, herbeihinkte. Er hatte, um jedem Verdachte vorzubeugen, von seinem Versteck aus den Weg unterhalb der Menageriewagen gewählt und war endlich unbemerkt neben den Ställen ins Freie hinausgetreten.

Jetzt senkte die Klarinette sich.

Durch den weiten Raum zitterte ein langer zarter Akkord, dem sich alsbald eine rauschende Ouvertüre anschloß.

Nachdem diese beendet, blieben nur noch die beiden Hauptgeigen in Tätigkeit, indem sie mit großem Geschick in die Melodie des „Hail Columbia" übergingen. Leiser reihten die klaren Töne sich aneinander, leiser und doch bis in die ent-

fernteſten Winkel des umfangreichen Raumes hineindringend. Die Zuhörer waren bezaubert und anſtatt, wie bei jeder anderen Gelegenheit jubelnd mit einzuſtimmen, lauſchte alles gleichſam atemlos, um ſich keinen Ton entgehen zu laſſen. Bald trug Roswitha die Melodie vor, während der Bucklige ſie begleitete, bald umgekehrt. Abwechſelnd durchflochten ſie ſie arabeskenartig mit lieblichen Variationen, um immer wieder in das einfache „Hail Columbia“ einzulenken. Zu der allen Ohren ſchmeichelnden Muſik aber geſellte ſich der Anblick der beiden Spieler, die ſich, wie ihre Umgebung vergeſſend, mit ganzer Seele in ihre Aufgabe vertieft hatten.

Holdſelige Jugendſchönheit und abſchreckende Häßlichkeit ſpielten derart vereint nebeneinander. Doch ob die reinen Töne unter dem Bogen Roswithas hervorgingen oder von dem Buckligen erzeugt wurden: Ihnen klebte nichts von dem Kontraſt an, denen jene zueinander bildeten; gleich rein und künſtleriſch, wäre es ſchwer geweſen, allein nach dem Gehör zu unterſcheiden, wem ſie ihr Entſtehen verdankten.

Leiſer wurde die Muſik und zarter, um alsbald wieder anzuſchwellen, den Takt zu beſchleunigen und unmerklich in den luſtigen Yankee-Doodle überzugehen. Einmal ſpielten ſie die wunderliche Melodie durch, ohne daß die überraſchten Zuhörer ſich ſchnell genug zurecht gefunden hätten, um deren Wirkung ſofort nachzugeben. Als aber beim zweiten Male nicht nur die ganze Kapelle Winſels, ſondern auch die volle Janitſcharenmuſik raſſelnd und dröhnend einfiel, da zeigte ſich erſt, wie richtig das Publikum beurteilt worden war. „Yankee-Doodle!“ brüllte es auf allen Seiten in allen nur denkbaren Tonarten; „Yankee-Doodle!“ oben und unten Yankee-Doodle!“ innerhalb des gewaltigen Zeltraumes und außerhalb desſelben; in gellendem Pfeifen, Johlen, kreiſchen und Stampfen aber offenbarte ſich der zügelloſe Enthuſiasmus, als ein ungeſattelter Rappe, auf ſeinem Rücken einen weißgekleideten Matroſen, von dem Menagerieplatz her in mächtigem Sprunge über die Barriere ſetzte und alsbald ſeinen Rundlauf begann. Der Matroſe war auf die Füße emporgeſchnellt und tanzte Sailor-boy, daß es eine Luſt war,

und die Zuschauer am liebsten mitgetanzt hätten. Plötzlich löste er mit schnellem Griff ein Schnürchen auf seiner Brust, und stückweise flog sein weißer, blaugeränderter Anzug nach allen Richtungen davon, worauf er einen ihm zugeworfenen Zylinderhut auf den Hinterkopf drückte und in langschößigem grünem Leibrock, großblumiger Weste und Nankinbeinkleidern einen echten Yankee aus Connecticut darstellte. Neuer Jubel erdröhnte oben und unten, „Yankee-Doodle!“ auf allen Seiten, um nur dann eine kurze Unterbrechung zu erfahren, als der Yankee sich in ein Gärtnermädchen verwandelte. Und aus dem Gärtnermädchen wurde ein Schornsteinfeger, aus diesem ein indianischer Krieger, den nach kurzer Frist der Genius der Freiheit in flatterndem blauseidenem Gewande ablöste, im wilden Rennen das ihm zugereichte Sternen- und Streifenbanner herausfordernd ums Haupt schwingend.

Und wiederum „Yankee-Doodle“ oben und unten mit der äußersten Kraft der Lungen, der Pauken und Trompeten, „Yankee-Doodle“ auf allen Seiten, dazu Pfeifen, Heulen, Stampfen, Gellen, als wären die im Hintergrund unruhig in ihren Käfigen auf- und abwandelnden Bestien losgelassen und auf die Zuschauer gehetzt worden. Erst als der Rappe aus der Manege verschwunden, die Musik verstummt war und unter den Witzen der mutwillig mit eingreifenden Clowns mehrere Stallknechte die zerstreuten Kleidungsstücke auffsammelten, beruhigte man sich einigermaßen wieder.

Zehntes Kapitel.

In den Wohnungswagen.

Während im Zirkus durch die ersten Nummern des Programms die Gemüter erhitzt und in erhöhtem Grade empfänglich für alles folgende gemacht wurden, die Vorstellungen aber ihren ungestörten Fortgang nahmen und im stetem Wechsel zwischen Kunstreiterei, Seiltanz, Gymnastik

und Musik die Zuschauer in steter Spannung lebten, hatte Murner unbemerkt den Kunsttempel verlassen.

Zunächst begab er sich nach seinem eigenen Wagen, dessen größere Hälfte von dem Bureau, einem bequemen Schlafkabinett und dem Zimmerchen seiner Tochter eingenommen wurde. Nur einige Minuten weilte er in dem Geschäftszimmer, dann verließ er dieses wieder, in der einen Hand ein unangezündetes Laternchen, in der anderen ein Bund Schlüssel, deren jeder mit einer besonderen Nummer versehen war. So ausgerüstet schritt er nach einem Nachbarwagen hinüber, der einer größeren Anzahl von Bewohnern zugewiesen war. Die vordere kleinere Hälfte des fahrbaren Hauses bestand aus zwei Gemächern, deren eines dem Kapellmeister Sebastian Winsel, das andere Roswitha zum Aufenthalt diente. In dem Rest das Wagenraumes waren die übrigen Mitglieder bis auf den Buckligen erträglich bequem untergebracht worden. Auch letzterer hätte wohl noch Platz dort gefunden, allein er hatte vorgezogen, sich ganz von ihnen zu trennen und in dem unterhalb des Wagens schwebenden Gerüst, gewöhnlich für Pferdefutter bestimmt, sein Lager aufzuschlagen. Nur zum Aufbewahren seiner geringen Habseligkeiten und zum Umkleiden benutzte er, und dann stets heimlich, das gemeinschaftliche Gemach, wogegen der Geigenkasten unabänderlich das Nachtlager mit ihm teilte.

Vor diesem Wagen blieb Murner also stehen. Dann, nachdem er argwöhnisch umhergespäht hatte, öffnete er mit dem bereit gehaltenen Schlüssel geräuschlos die Tür und verschwand gleich darauf im Innern. Dort zündete er zunächst die Laterne an, worauf er aus des Kapellmeisters Wohnung durch eine schmale Tür in Roswithas Kammer trat. Mit großer Sicherheit, die verriet, daß er nicht zum erstenmal dort eingedrungen war, trat er vor das mit der Giebelwand vereinigte Kleiderspind hin. Vor der unteren Schublade kniete er nieder, und nach kurzem Suchen zwischen den Schlüsseln öffnete er sie vorsichtig. Ein kleiner Wäschevorrat lag vor ihm, außerdem eine bescheidene Auswahl von Handschuhen, Schachteln und Kästchen. Die meisten der unscheinbaren Gegenstände waren Andenken

aus Roswithas Heimat, namentlich eine alte Mappe, in der eine Anzahl Briefschaften ihre Stätte gefunden hatten.

Eine Weile betrachtete er alles aufmerksam, um die herrschende Ordnung seinem Gedächtnis genau einzuprägen. Dann schlug er die Mappe auseinander und begann bedachtsam die Schriftstücke zu prüfen. Alles, was Briefform trug, legte er achtlos zur Seite. Nachdenklicher las er den auf Roswitha Winsel lautenden Paß und mehrere andere auf einen ihm fremden Namen bezügliche Dokumente, bis ihm endlich ein in englischer Sprache verfaßtes und mit einem Kirchenstempel versehenes Schriftstück in die Hände fiel. Auf seinem Antlitz leuchtete es auf, und mit wachsender innerer Befriedigung las er:

„Am sechsten Juli des Jahres 1860 wurde dem deutschen Zimmermann Johannes Hagenberg und dessen Ehegattin Charlotte Hagenberg, eine Tochter geboren. Dieselbe empfing in der Taufe den Namen Charlotte. So bestätigt im Taufregister der Presbyterian-Kirche in Philadelphia am zehnten August des Jahres 1860."

„Das würde passen," bemerkte Murner unbewußt vor sich hin. „Wer mag diese Charlotte Hagenberg sein?" spann er seine Gedanken weiter;" auf alle Fälle eine Verwandte der Roswitha Winsel. Um so besser, um so besser; es kann ihr an dem Wisch nicht viel gelegen sein, sie wird ihn nicht einmal vermissen. Also Charlotte Hagenberg, geboren am sechsten Juli 1860, macht bis heute achtzehn Jahre. Paßt vollkommen zu den Anforderungen des namenlosen Herrn."

Er lauschte nach dem Zirkus hinüber. Mit geübtem Ohr unterschied er die Instrumente Winsels; eine Überraschung war also nicht zu befürchten. Bedächtig schob er den Taufschein in die Brusttasche seines Tressenrocks, noch bedächtiger ordnete er den Inhalt der Mappe, verschloß letztere wieder in die Schiebelade, und geräuschlos, wie er gekommen war, entfernte er sich wieder. Nachdem er Laternchen und Schlüssel in seine eigene Wohnung zurückgetragen hatte, nahm er seinen Rückweg durch die Ställe und den für die Künstler eingerichteten Vorraum. Dort herrschte lebhaftes Treiben, indem fast alle für den Abend

bestimmten Nummern, vom Parforcereiter bis herunter zu dem untergeordnetsten Jongleur daselbst versammelt waren, teils umherstanden, teils auf Teppichstreifen lagen und an ihren Kostümen nestelten, auch wohl einer Flasche mit verdächtig duftendem Inhalt zusprachen und lustig ihre Tonpfeifen oder Zigarren rauchten.

Miß Betsy schien den Ärger über Douglas und die verhaßte Geigenspielerin vergessen zu haben. Gefallsüchtig plauderte sie mit zwei Akrobaten, die sich an den seltsamen Einfällen des frühreifen Kindes höchlichst ergötzten. Als sie ihres Vaters ansichtig wurde, schritt sie ihm entgegen, um ihn bis vor die Manege hinauszubegleiten.

„Höre Betsy," sprach dieser leise zu ihr, während er mit einem Feldherrnblick die zurzeit wirkenden Kräfte prüfte, „es ist nicht unmöglich, daß dir ein großes Glück bevorsteht. Sollte sich jemand nach deinem wirklichen Alter erkundigen, so bist du am 6. Juli 1860 geboren worden."

„Am 6. Juli 1860," antwortete Betsy, bereitwillig auf ihres Vaters Zumutung eingehend, und vor ihrem Geiste zogen wirre Träume des Glanzes und der Rache vorüber, „aber nach der Ursache darf ich wohl fragen."

„Frage nichts," hieß es zurück, während Paukenschall und Trompetengeschmetter das zwischen Vater und Tochter geführte Gespräch begleiteten, „befolge meinen Rat und überlasse alles sonstige meiner Entscheidung. Du weißt, der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser," und lauter dröhnten Pauken und Becken, durchdringender schmetterten die Trompeten und in gehobener Stimmung leitete Murner die weiteren Vorstellungen persönlich. — — —

Nachdem die Vorstellung beendet war und die letzten Zuschauer den Kunsttempel verlassen hatten, zerstreuten die Mitglieder der Gesellschaft sich nach allen Richtungen.

Die meisten Mitglieder der Kapelle, selbst der biedere Valentin, begaben sich, nachdem sie die Kleider gewechselt hatten, noch auf ein paar Stunden in die Stadt.

Die Nacht schritt vor. Die Feuer erloschen, die letzten Gestalten davor verschwanden und tiefe Stille senkte sich auf den Zirkus und dessen Umgebung. Schließlich wachte nur noch der

Bucklige. Zusammengekrümmt lag er in dem wie eigens für seine unglückselige Gestalt geschaffenen schwebenden Bett. In seiner eingeengten Brust gärte und siedete es. Der über seine Lippen dringende Atem war mit Verwünschungen gemischt. Verächtlicher war er sich kaum jemals vorgekommen, als heute in dem Bewußtsein, trotz seines meisterhaften Spiels keinen einzigen Blick des Mitleids empfangen zu haben. Doch was sollte ihm Mitleid? Erwies niemand ihm Mitleid, so brauchte er selber kein Erbarmen zu hegen, wenn er seinem Haß die Zügel frei ließ.

Sternklar war die Nacht. Selbst in den schattigen Winkeln zwischen Segeltuchwänden herrschte keine undurchdringliche Finsternis. Er vermochte daher, zumal seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, in weiterem Kreise um sich zu schauen. Wo nur immer ein Geräusch laut wurde, dahin spähte er argwöhnisch. Fast jeden einzelnen der spät heimkehrenden Nachtschwärmer erkannte er. Er unterschied, daß seine Kollegen, einer nach dem andern eintrafen, leise ihr Lager aufsuchten und bald darauf durch rasselndes Schnarchen ihren gesunden Schlaf verrieten. Was kümmerten ihn jene Menschen? Er hatte nur Sinn für das, was unmittelbar oberhalb seines Lagers stattfand. Er hatte gehört, wie Roswitha dem Kapellmeister freundlich eine gute Nacht wünschte, hatte gehört, wie sie, mit leichten Füßen einherschreitend, sich zum Schlaf niederlegte, unterschied endlich sogar, indem er sich aufrichtete und sein Ohr den ihn überdachenden Brettern näherte, ihre tiefen, regelmäßigen Atemzüge.

Er vernahm auch, wie Sebastian Winsel in dem beschränkten Raum auf und ab wandelte, sich wiederholt auf sein Lager warf, um nach kurzer Frist seinen Gang wieder aufzunehmen. Der Bucklige lachte in sich hinein vor Behagen, daß es außer ihm noch Menschen gab, die das eigene Gewissen oder irgend welche geheime Pläne zur Rastlosigkeit verdammten.

Seine Betrachtungen wurden durch einen einzelnen Mann gestört, der zwischen den Wagen einherschlich und hin und wieder stehen blieb, als hätte er sich über die Richtung seines Weges vergewissern wollen.

Schärfer spähte er hinüber. Augenscheinlich war es ein Fremder, der sich zögernd näherte. Als er aber endlich einen breitrandigen Panamahut unterschied, da meinte er laut aufjauchzen zu müssen vor wildem Entzücken. Denn daß jener Fremde, den er in seinem Gespräch mit Winsel belauscht hatte, so bald eine Zusammenkunft suchen würde, hätte er nimmermehr geglaubt.

Die letzten Zweifel über seine Persönlichkeit schwanden, als er den Fremden die fünf Stufen nach Winsels Wohnung hinaufsteigen und leise klopfen hörte. Der Kapellmeister hatte unstreitig die Schritte auf der Treppe vernommen, denn das Pochen war kaum verhallt, da wurde die Tür von innen geöffnet. Es folgten einige mit gedämpften Stimmen gewechselte Worte, worauf der Fremde eintrat und die Tür leise in ihre Fugen zurücksank.

Das Geräusch des Rückens zweier Feldstühle und des Niedersitzens der beiden Männer benutzte der Bucklige dazu, sich aufzurichten. Behutsam schob er sich nach dem Rande seiner schwebenden Bettstelle hinauf, wo der die beiden Axen verbindende Wagenteil ihm zugleich als Stütze diente, sein Haupt aber bis dicht unterhalb des Bretterbodens gelangte.

Mitten in der Kammer saßen die beiden Männer auf den niedrigen Stühlen einander gegenüber. Die Häupter neigten sie sich gegenseitig zu, daß der Rand des Panamahutes die Stirn des Kapellmeisters fast berührte. Vorsichtig wollten sie ihre Stimmen nicht über die Grenzen der eigenen Ohren hinausdringen lassen, ahnungslos, daß sie gerade dadurch den Schall nach unten lenkten, wo dieser, begünstigt durch die Ritzen des Fußbodens, fast unmittelbar zu dem lauschenden Buckligen gelangten.

„Wir sind ungestört hier?“ fragte der frühere Sklavenhändler, nachdem Winsel in Roswithas Kammer hineingelauscht und sich von deren festen Schlaf überzeugt hatte.

„Vollkommen sicher und ungestört,“ antwortete der Kapellmeister zuversichtlich, „wem auch könnte mehr daran gelegen sein, als mir selber, keinen Horcher in der Nähe zu haben.“

„Überlegen Sie meinen Vorschlag?“ fuhr der Sklavenhändler alsbald fort.

„Eigentlich noch nicht," hieß es gedehnt zurück; „Sie begreifen, das Mädchen ist eine Goldquelle für mich, es kann mir daher nicht viel daran liegen, sie hinzugeben."

„Wohl begreife ich das, aber auch, daß sich sobald keiner mit einem ähnlichen Gebot findet. Auch ich würde nicht so unvorsichtig sein, hätte ich keinen zuverlässigen Abnehmer."

„Wieviel verdienten Sie an den vieren, die ich Ihnen im vorigen Jahre überließ?"

„Blutwenig. Sie gingen fort zum Dutzendpreise. Warum führten Sie diesmal nicht mehr ein? Für geringere Ware hätte ich jetzt die beste Gelegenheit gehabt."

„Erstens liegt brauchbare Ware nicht auf der Straße, und ferner stehen drüben täglich Warnungen in den Zeitungen, die leicht verhängnisvoll werden können."

„Ich will die Kleine nicht herabsetzen, ich erkläre sie sogar für eine Perle, dagegen sind zweitausend Dollars auch ein Preis ohne die zweihundert, die ich für die Reisekosten drauflege."

„Wohin soll sie geschafft werden?" fragte Winsel, das Gebot anscheinend sorglos überhörend.

„Ich dächte, das wäre meine Angelegenheit," antwortete der Sklavenhändler kurz, „für Sie selber ist es sogar ratsamer, wenn Sie nicht wissen, wo sie bleibt. Verrat schläft nie, und da ist es wünschenswert, das Geschäft so bald und so geräuschlos, wie nur immer möglich abzuwickeln."

„So hören Sie mein letztes Wort. Die Zinsen, die sie mit ihrem Geigenspiel repräsentiert, will ich nicht als Grundlage aufstellen, sondern mit einem angemessenen Verdienst mich begnügen. Zahlen Sie zweitausendfünfhundert Dollars alles in allem, und ich trete sie an Sie ab, jedoch unter der Bedingung, daß die Wahl des Zeitpunktes der Übergabe mir überlassen bleibt."

„Ein hoher Preis," meinte der Sklavenhändler nachdenklich, „ich bezweifle indessen nicht, daß wir uns schließlich einigen. Mit Rücksicht auf den Zeitpunkt rate ich indessen: lieber heute als morgen."

„Nein, nein," entschied Winsel lebhaft, „einigen wir uns, so darf die Übergabe nur an einem Orte erfolgen, wo wir noch

nicht bekannt geworden sind — vielleicht auf der Reise von einer Stadt zur andern. Verschwindet sie hier, so möchte das Veranlassung zu Geschrei geben."

„Wohin geht der Zirkus zunächst?"

„Es ist noch unbestimmt. Vierzehn Tage bleiben wir mindestens noch."

„Gut, so bestimmen wir vorläufig die ersten Tage nach Ihrem Aufbruch von hier. Wir richten es so ein, daß sie am nächsten Ziel nicht eintrifft, und für ihr Verschwinden während der Reise ist im Fall von Nachfragen leicht eine Erklärung gefunden. Nebenbei werden Sie froh sein, der Sorge um ein immerhin nicht unerhebliches Kapital überhoben zu sein."

„Ich habe nichts zu befürchten; sie ist zu fest an mich gekettet Nebenbei lasse ich sie keine Stunde aus den Augen."

Der Sklavenhändler lachte verstohlen und sprach mit schlauer Berechnung:

„Bis sie eines Tages von einem kurzen Spaziergange an der Hand eines jungen hübschen Mannes heimkehrt, mit dem sie so unauflöslich verbunden ist, wie nur je ein Notar zwei Liebesleutchen zusammenschrieb. Verdammt, bei einer so ungewöhnlich reizvollen Erscheinung ist dergleichen täglich zu befürchten."

„So schnell geht das nicht," erwiderte Winsel erregt, „die Gefahr erkenne ich freilich an; ein doppelt so hohes Gebot würde mich sonst nicht bewegen, meine Kapelle ihrer Krone zu berauben; auch dann nicht, wenn ich in dem Buckligen vollen Ersatz fände, den mir nicht leicht einer fortheiratete," und er belachte selber seinen boshaften Scherz.

„Dieser verkrüppelte Schuft spielt wie ein Teufel," versetzte der Sklavenhändler gleichmütig, „trotzdem möchte ich ihn nicht täglich um mich haben. Nur zweimal sah ich ihn, hatte aber genug von seinem falschen Blick. Ein Alligator könnte keinen widerwärtigeren Eindruck auf mich ausüben, als dies Ungetüm."

„Wohl wahr," bestätigte Winsel, „allein trotz seiner Mißgestalt und Hinterlist besitzt er für mich doppelten Wert. Wie ein giftiges Gewürm schleicht er umher, und was andere in

Wochen nicht sehen, entdeckt er mit einem einzigen Blick; so ist er es auch, der meine Kapelle zusammenhält. Bevor er zugäbe, daß ein Mitglied entwiche, würde er es zehnmal verraten, und zwar nicht allein, um sich für erfahrene Spöttereien zu rächen, sondern auch aus blassem Neid, weil er selber zum Bleiben verdammt wäre. Doch auch wir müssen vor ihm auf der Hut sein; ich rate Ihnen daher dringend, sich dem Zirkus fernzuhalten. Wünschen Sie, sich mit mir in Verbindung zu setzen, so schreiben Sie ein paar Worte, und ich suche Sie in Ihrem Hotel auf."

„Auch das wäre gefährlich," wendete der Sklavenhändler ein, „die Wände in den Gasthöfen haben Ohren. Treffen wir uns lieber an einem dritten Ort. Es braucht ja nicht weit von hier zu sein."

Sebastian sann ein Weilchen nach; dann antwortete er lebhaft:

„Drüben am Waldessaum, keine fünfhundert Ellen von hier, führt die Eisenbahn vorüber. Ich erging mich dort mehrfach und bemerkte kaum zwanzig Schritte weit vom Fahrdamm im Waldessaum selbst eine morsche Bretterhütte, die noch von den Bahnarbeitern herrühren mag. Von der Stadt kommend, wenn Sie die Bahn selbst als Weg benutzen, bleibt sie auf Ihrer linken Seite liegen. Sie können nicht irren. Als Zeitpunkt mag gelten: Eine Stunde nach Schluß der Vorstellung, gleichviel welchen Tag Sie bestimmen."

„Mir ist jeder Ort recht, auf dem wir gegen unberufene Ohren geschützt sind," erklärte der Sklavenhändler, „wer zuerst dort ist, erwartet den anderen."

Die weiteren Bemerkungen zwischen den beiden Männern verstand der Bucklige nicht mehr. Gedeckt durch die Bewegung in dem Gemach, hatte er sich langsam auf seine Lagerstätte zurücksinken lassen, und als der Sklavenhändler die Stufen hinunterstieg, da lag er in seiner nestartigen Hängematte zusammengerollt wie ein Hund, daß selbst am Tage jemand Mühe gehabt hätte, auf den ersten Blick die verschlungenen Glieder voneinander zu trennen. Ein gedämpftes „Gute Nacht", schallte noch zu ihm herein. Oben wurde die Tür leise zugeschoben und schnellen Schrittes entfernte sich der Fremde.

Eine kurze Strecke war er gegangen, da ragte des Buckligen Haupt wieder über den Rand der schwebenden Bettstelle empor. So lange er die Gestalt mit dem Panamahut notdürftig zu unterscheiden vermochte, spähte er ihr nach, als hätte er die Sehkraft nachtliebender Raubtiere besessen. Dann sank er auf sein Lager zurück, die Blicke starr nach oben gerichtet, wo die feinen Lichtfäden die Wohnung des Kapellmeisters bezeichneten. Weder in einem gelispelten Selbstgespräch noch im Knirschen der Zähne brach das Übermaß seiner heftigen Erregung sich Bahn; aber die Finger hatte er ineinander verschränkt und krampfhaft zusammengeballt, wie um sich dadurch zu hindern, einen wilden Angriff gegen jemand auszuführen, und nach dem Wagenboden starrte er empor, als hätte er, die Bretter mit den Blicken durchdringend, beobachten wollen, wie der Kapellmeister, zufrieden nach vollbrachtem Tagewerk, sich zur Nachtruhe auf sein Lager warf.

Die Lichtfäden erloschen. Unabänderlich starrten in dem tiefen Schatten die unheimlichen Augen des Buckligen nach oben, während es in seinem Gehirn bohrte und flammte wie bei jemand, den das grausige Gespenst des Wahnsinns umschwebt.

„Es gibt schlechtere Menschen als ich," das war der erste Gedanke, der sich von einem Chaos unbezähmbarer Wut, Haß und Rachedurst absonderte, „schlechtere Menschen, als ich, dem ein unerbittlich grausames Geschick keine andere Wahl ließ, als einem ihm unverdient zuerkannten Lose gemäß zu denken und zu handeln. Schlechtere Menschen als ich, mit dessen verkrüppeltem Körper niemand Freundschaft schließen mag; der Hohn erntet, wo er Treue hätte säen mögen; dem nichts anderes bleibt in seiner trostlosen Vereinsamung, keine andere Freude, kein anderer Genuß, als sich für erlittene Unbilden zu rächen, sich als einen Feind der Menschheit zu betrachten, die ihn selbst wie einen Auswurf behandelt und sich vor seiner Berührung scheut, wie vor der eines Aussätzigen. An meinem lächerlichen Narrenkleide ergötzt man sich, mein Spiel nimmt man hin, wie man Perlen aus dem Morast sammelt, ohne zu bedenken, daß der verachtete Schlamm den Perlen erhöhten Glanz verleiht."

Seine Zähne bissen knirschend aufeinander, und wie aus gärendem Gift spann er seine Betrachtungen weiter, ahnungslos, daß in einem solchen Prozeß die verderblichen Elemente oft niederschlagen, den geläuterten gestattend, frei an die Oberfläche zu steigen.

„In gleichem Maße verwünschte ich bisher alle Menschen," folgten seine Gedanken aufeinander, „denn in gleichem Maße wurde dem elenden Krüppel die Verachtung aller zu teil. Das hat sein Ende jetzt. Dich da oben mit deinem Heiligenschein und deinem verbrecherischen Genossen, euch will ich hassen, daß meine Abneigung gegen die ganze übrige Welt opferwillige Liebe dagegen sein soll. Trotz meines jammervollen Zustandes will ich euch verfolgen, wie nur je ein Stück Wild von Bluthunden gehetzt wurde, denn mit Leib und Seele habt ihr euch in meine Gewalt gegeben. Einen Schurken nanntet ihr mich, einen hinterlistigen Verräter und schleichendes Gewürm, gut genug, um als Mittel zu den niedrigsten Zwecken benutzt zu werden, und mit jedem Wort spracht ihr eine hundertfache Lüge aus! Ein zertretener Wurm bin ich, aber kein Schuft. Ihr habt mich verhöhnt, und das räche ich an euch. Euer Opfer entreiße ich euch, und wäre mein Leben der Preis dafür. Den Krüppel sollt ihr fürchten; fluchen sollt ihr ihm, während ich eurer lache; und das Mädchen —" seine Betrachtungen stockten. Vor seinem Geiste erstand Roswitha, geschmückt mit allen Reizen holdseliger Jungfräulichkeit. Rührung sprach aus ihren Augen. Milde lächelnd neigt sie sich zu ihm nieder; ihm war, als fühlte er eine warme kleine Hand schmeichelnd über seine Wangen hingleiten. Ihr Mund, so rosig und frisch, floß über von Dankbarkeit; ihren treuen Gefährten nannte sie ihn, ihren Freund, dem sie mehr Vertrauen schenke, als allen anderen Menschen der Welt.

Einem Gefühl des Erstickens ähnlich, kam es über ihn. Seltsam erweiterte sich seine eingeengte Brust, daß er an die Nähe des Todes glaubte. Seine Augen brannten. Unwillkürlich bedeckte er sie mit der Hand, zog diese aber schnell zurück wie vor Schreck und Erstaunen. Seit seiner frühesten Kindheit hatte er nicht geweint, nicht seit jenen Tagen, in denen

ihm noch die Kraft und Übung fehlten, körperlichen Schmerz und wilden Zorn über ihm zugefügtes Leid zu verheimlichen, seit jenen Zeiten, in denen er darüber aufgeklärt wurde, daß die Tränen eines mißgestalteten Kobolds nur Spott erregten; und jetzt? er konnte es nicht fassen. Jetzt, da er wähnte, daß seine Feindseligkeit gegen das ganze Menschengeschlecht den höchsten Gipfel erreicht habe, mußte er erleben, daß er weinte wie ein Kind, dem man alle Herrlichkeiten des Himmels und der Erde zeigte, zugleich verkündend, daß alles, alles ihm unerreichbar sei.

Er weinte, allein jenes herbe Wehgefühl, wie es ihm aus seinen frühesten Tagen erinnerlich, blieb fern. Er hatte die wohltuende Empfindung einer inneren Erleichterung, als ob mit den Tränen, die seinen Augen entquollen, zugleich das seit Jahren in seiner Brust aufgespeicherte Gift sich von ihm ausgeschieden hätte und er am liebsten gestorben wäre, um nicht eine abermalige Wandlung in entgegengesetzter Richtung zu erfahren.

Ungehemmt ließ er den Tränen ihren Lauf. Er weinte, ohne sich zu schämen, weinte, bis ihm die Augen vor Erschöpfung zufielen, der Engel der Barmherzigkeit die Hand auf sein zuckendes Herz legte, die feindseligen Bilder verscheuchend, die sich sonst stets in seine Träume einzuschleichen pflegten. — — —

Wie die Ungeduld den früheren Sklavenhändler schon in dieser Nacht zu dem Kapellmeister geführt hatte, war auch der Direktor Murner noch zur späten Stunde heimgesucht worden. Sein Wohnungswagen stand etwas abgesondert, wie eines Direktors würdig war. Jene Vorsicht, die der Kapellmeister in seinem Verkehr mit dem Sklavenhändler walten ließ, war daher überflüssig, zumal seine Tochter zugleich seine Vertraute war, vor der er nichts verheimlichte.

„Was man heute tun kann, soll man nicht auf morgen verschieben," mit diesen Worten war der rauhe Geselle in der äußeren Hülle eines Gentleman bei dem Direktor eingetreten.

Dieser warf einen Blick in den Nebenraum, in dem Betsy sich bereits zur Ruhe begeben hatte, dann bemerkte er mit listigem Blinzeln und indem er seinen Bart scheitelte:

„Die Angelegenheit liegt Ihnen offenbar sehr am Herzen."

„Ich bin kein Freund von langem Zaudern," erwiderte der namenlose Gentleman mit dem Wesen eines mexikanischen Packknechtes, und den Hut von seinem Haupte entfernend trug er die große Stirnnarbe frei zur Schau, „wo aber so Wichtiges auf dem Spiele steht, wie in diesem Falle, darf keine Minute mit überflüssigen Berechnungen vergeudet werden."

„Das klingt, als hätten Sie von meiner Tochter günstige Eindrücke empfangen," bemerkte der Direktor, indem er seinem Gast einen Stuhl hinschob und demnächst selbst Platz nahm.

„Den Eindruck, daß sie trotz ihrer großen Jugend mit ungewöhnlichem Scharfsinn die Gabe verbindet, sich in jede Lage zu schicken."

Murner lächelte geschmeichelt.

„Sie vergessen," sprach er mit seinem listigsten Augenblinzeln, „wer seine vollen achtzehn Jahre zählt, darf sich keiner sehr großen Jugend mehr rühmen. Deshalb aber wünsche ich ihr um so mehr eine Umgebung, die zur ferneren Ausbildung geeigneter ist, als die eines wandernden, wenn auch berühmten Zirkus. Sie gehört nicht in eine sandige Manege, sondern in glänzende Salons und auf getäfelte Fußböden."

Um des zweifelhaften Gentlemans bärtige Lippen spielte ein eigentümliches Lächeln; dann sprach er zuversichtlich:

„In glänzende Salons findet sie ihren Weg, wenn Sie beide den ernsten Willen dazu hegen, vorausgesetzt, die Geburtsbedingungen bilden kein Hindernis. Wird Ihrer Tochter aber durch meine Vermittlung ein sehr erhebliches Vermögen zugewandt, so liegt darin nichts weniger, als eine tadelnswerte Handlung. Es gilt nämlich, einen alten reichen Herrn, der von einem seltsamen Irrwahn befangen ist, gründlich zu heilen und seinen Freunden wiederzugeben."

„Wieviel verdienen Sie selber dabei?" fragte Murner verständnisvoll lächelnd.

„Von Ihnen nichts," hieß es gleichmütig zurück, „doch lassen wir das vorläufig. Volles, rückhaltloses Vertrauen kann ich Ihnen erst dann schenken, nachdem ich mich überzeugte, daß die Geburtsbedingungen kein Hindernis sind."

„Über die Geburtsbedingungen mögen Sie selber ein Urteil fällen," erwiderte Murner. Er erhob sich, und in den Geld-

schrank greifend, holte er das Schriftstück herbei, das er aus der Wohnung des Kapellmeisters entwendet hatte. „Hier, prüfen Sie," sprach er feierlich, dem zweifelhaften Gentleman das Papier darreichend.

Dieser betrachtete die Unterschrift und das Kirchensiegel und bemerkte nachlässig:

„Ein Taufschein; die Jahreszahl stimmt in der Tat, die Stadt Philadelphia paßt ebenfalls."

Bedachtsam las er den Schein durch, während des Direktors Blicke mit der Schärfe von Nadeln auf ihm ruhten. Fühlte er auch die Blicke, so gehörte er doch nicht zu jenen Leuten, die in ernsten Lagen sich leicht zu beherrschen vermögen; denn er hatte kaum geendigt, als er mit einem heftigen „Caramba!" emporsprang und in dem engen Raume einige Male unruhig auf und ab wandelte. Die Narbe auf seiner Stirn lief dabei blaurot an, während die struppigen Brauen so dicht zusammenrückten, daß sie wie aus einem Stück bestehend erschienen. Mit einer kurzen Wendung blieb er vor Murner stehen, und ihn fest anschauend, fragte er, jedes Wort betonend:

„Woher stammt dieser Taufschein?"

„Ich fand ihn unter dem Nachlaß meiner seligen Gemahlin," antwortete der Direktor. „Doch Sie sind erregt?" fuhr er mit heimlicher Unruhe fort, „kennen Sie etwa jemand, der in irgendeiner Beziehung zu diesem Schein stehen könnte?"

Der zweifelhafte Gentleman verschärfte seinen Blick, indem er in die zwinkernden Augen Murners sah. Er begriff, daß dessen Erklärungen ebensowenig Glauben verdienten, wie seine eigenen.

„Nein, ich kenne niemand dieses Namens," antwortete er endlich entschieden.

„So wäre das Papier unbrauchbar?"

„Im Gegenteil. Nicht nur die Stadt entspricht meinen Zwecken, sondern der Name enthält etwas, was ihm besonderen Wert verleiht und was ich wohl suchte, jedoch kaum zu finden erwartete. Doch beantworten Sie mir aufrichtig eine Frage: Kann über kurz oder lang jemand auftauchen, der Ansprüche an diesen Namen geltend macht? Sie begreifen, das Unternehmen würde dadurch in nichts zerfallen, des Geschreis nicht zu gedenken."

„Unmöglich," beteuerte Murner, nunmehr überzeugt, daß ein sehr hoher Preis auf dem Spiele stehe, „geradezu unmöglich; denn ich entsinne mich, daß meine Frau mir einst mitgeteilt hat, die Charlotte Hagenberg, auf die dieses Dokument lautet, sei ihrer vereinsamten Mutter ins Grab gefolgt."

„Kann ich darauf bauen, daß Sie keine Charlotte Hagenberg kennen?"

„Zuversichtlich. Erwägen Sie doch, ob es in meinem Interesse liegt, durch eine Unwahrheit meinen Ruf und den meiner Tochter zu schädigen. Hegen Sie noch Zweifel, so hindert Sie ja nichts, die Verhandlung abzubrechen. Außerdem muß ich streng ablehnen, mich in Erörterungen, und zwar mit einem Fremden, über die Zukunft meiner Tochter zu vertiefen, bevor ich einen vollen Blick in die Verhältnisse geworfen habe, auf die Sie Ihr rätselhaftes Unternehmen begründen."

„Einen Einblick sollen Sie gewinnen," entgegnete der zweifelhafte Gentleman, der ein Weilchen nachdenklich vor sich niedergeschaut hatte, „hegte ich Bedenken, so bezogen sie sich einfach darauf, daß wenn die Person, für die dieser Taufschein ausgestellt wurde, noch lebte, ich zu keiner Täuschung zu schreiten brauchte. Freilich, die unberechenbaren Vorteile wären für Ihre Tochter verloren gewesen, obwohl ich selber mich besser dabei gestanden hätte."

„Lebte sie noch, so sollte sie durch mich am wenigsten geschädigt werden, und gäbe ich dadurch Millionen aus den Händen," beteuerte Murner prahlerisch.

„Gut," versetzte der benarbte Gentleman, „so wollen wir Vertrauen gegen Vertrauen walten lassen, bevor wir uns gegenseitig binden."

Dann rückten sie zu einer eifrigen, mit gedämpften Stimmen geführten Unterhaltung zusammen.

Die Zeit schritt vor; mit jeder neuen Viertelstunde wurden die Verhältnisse zwischen den beiden würdigen Genossen klarer und befestigte sich das gegenseitige Vertrauen. Als sie sich endlich trennten, da geschah es unter wiederholtem kräftigen Händedrücken und der ernsten Mahnung, nichts zu übereilen.

Elftes Kapitel.

Eine junge Freundschaft.

Wochen waren vergangen, als der Tag kam, an dem Roland sich rüsten mußte, um eine Karawane am oberen Missouri zu übernehmen. Nur noch einen letzten Abendbesuch hatte Roland dem Colonel zugedacht, um folgenden Morgens in aller Frühe sich an Bord eines Missouridampfers zu begeben.

Als er zu später Stunde bei ihm eintraf, wandelte der Colonel in seinem Zimmer sichtbar erregt auf und ab. Sein Antlitz, sonst farblos, hatte sich gerötet; aus seinen Augen leuchtete eine unruhige Glut und hastig redete er auf den bewährten Freund ein.

„Eine Spur ist entdeckt und wunderbarerweise von einer Seite, von der ich es am wenigsten erwartet hätte. Von einem Fremden, den ich nie beauftragte, dessen Namen ich nicht einmal kenne, der also nur durch Zufall in den Besitz des Geheimnisses gekommen sein kann, doch lesen Sie," fuhr er fort, einen offenen Brief vom Schreibtisch nehmend und Roland darreichend, „lesen und entscheiden Sie, ob Zweifel in der rätselhaften Benachrichtigung gesetzt werden dürfen."

„Sie wissen nicht, von wem?" fragte Roland argwöhnisch, „mir erscheint das mindestens verdächtig. Wie leicht können unvorsichtige Bemerkungen eines der von Ihnen Beauftragten —"

„Lesen Sie, lesen Sie," wiederholte der Colonel dringend, „zunächst diesen Brief und dann die Einlage; vielleicht urteilen Sie dann anders."

Roland hob das Schreiben empor und trug die ein junges Datum tragenden Zeilen laut vor:

„Geehrter Herr. Infolge Ihrer Mitteilungen habe ich hier in Philadelphia in dem von Ihnen bezeichneten Kirchenbuch nachgeschlagen und in der Tat unter dem zehnten August des Jahres 1860 die christliche Taufe der Tochter eines gewissen Zimmermannes Johannes Hagenberg verzeichnet ge-

funden. Ihrem Wunsche gemäß stellte ich in dem Hause, in dem er damals gewohnt hat, Nachforschungen an, jedoch leider mit geringem Erfolg. Von einer alten Frau, einer damaligen Mitbewohnerin des Hauses, erfuhr ich nur, daß ein junges deutsches Ehepaar mit einem kleinen Kinde unter demselben Dach mit ihr geweilt habe. Sie entsann sich, daß der Mann bald nach Ausbruch des Krieges, wahrscheinlich weil die Arbeiten stockten, sich bei einem nordstaatlichen Regiment anwerben ließ. Im Jahre 62 verschwanden alle drei aus ihrem Gesichtskreise. Wohin sie sich gewandt hatten, ob der Mann in einer der zahlreichen Schlachten fiel, ob die ganze Familie oder nur Mutter und Tochter nach Deutschland zurückkehrten, wird wohl schwerlich jemals festgestellt werden können. Ihrem Auftrage gemäß schicke ich diese Beantwortung Ihrer Fragen zusammen mit Ihrem Briefe und der beglaubigten Abschrift des Taufscheins an den Colonel Kirkwall, mit dem Sie sich zurzeit wohl schon in Verbindung gesetzt haben. Der Prediger der Presbyterian-Kirche N. N."

„Das klingt allerdings wunderbar," bemerkte Roland mit tiefem Erstaunen, nachdem er geendigt hatte, und ernst sah er auf die Taufnotizen nieder, „es ruft in der Tat den Eindruck hervor, als beständen Beziehungen zwischen der Familie Hagenberg und dem gefallenen Soldaten —"

„Es ruft nicht nur den Eindruck hervor, sondern die letzten Zweifel sind ausgeschlossen," unterbrach der Colonel ihn erregt, „hier steht Johannes Hagenberg und Zimmermann. Den Namen Lumberjohn gab der Ärmste mir als ein unzweideutiges Erkennungszeichen mit, und der ist unstreitig aus der Zusammenziehung von Zimmerholz und Johannes entstanden — vielleicht unter Freunden, vielleicht war's eine scherzhafte Erfindung seiner Frau. Dazu die Silbe berg, die Buchstaben auf dem Tuch — nein, es kann kein Zweifel walten — ich darf hoffen, endlich Ruhe zu finden — und dennoch —" wie von heimlicher Besorgnis erfüllt, schwieg er.

Roland betrachtete ihn mitleidig. Er begriff, daß eine Täuschung ihn um so tiefer erschüttern würde, je zuversichtlicher er der endlichen Lösung seiner rätselhaften Aufgabe entgegen-

sah. Und doch mußte er mit seinen Einwänden vorsichtig zu Werke gehen, um das Vertrauen des alten Freundes in seinen guten Willen nicht zu untergraben. Einige Sekunden säumte er, dann sprach er mit freundlicher Ruhe:

„Beziehungen zwischen den von Ihnen Gesuchten und denjenigen, auf die der Geburtsschein lautet, sind freilich nicht abzuleugnen. Ob wir aber unserem gemeinschaftlichen Ziel — ich nenne es mit Bedacht so — bereits näher rückten, ist sehr fraglich. Wir dürfen uns nur rühmen, den Namen erfahren zu haben. Die öffentlichen Aufrufe, die unter dieser Bedingung vor vierzehn, fünfzehn Jahren vielleicht Erfolg gehabt hätten, ich fürchte, heut verhallen sie ungehört."

Mit einer Miene der Überlegenheit atte der Colonel den Einwänden gelauscht; dann überreichte er Roland einen zweiten Brief.

„Lesen Sie auch das," sprach er, „es ist das Schreiben, von dessen Beantwortung Sie eben Kenntnis genommen haben."

Roland nahm den Brief. Nachdem er die Eingangsformel überflogen hatte, las er mit wachsender Spannung:

„— Einem Zufall verdankte ich vor einiger Zeit die Kunde über einen gewissen Colonel Kirkwall, der sich zur Lebensaufgabe gemacht haben soll — Gründe dafür kenne ich nicht — eine im Sezessionskriege verschollene Familie auszukundschaften. Ich legte dem keinen sonderlichen Wert bei, bis eines Tages mir ein Schriftstück in die Hände fiel, das mich in hohem Grade überraschte. Aus ihm geht hervor, daß im August des Jahres 1860 in Ihrer Kirche die Tochter eines Zimmermanns Hagenberg getauft wurde. Die offizielle Bestätigung dieser Angabe wäre von großer Wichtigkeit für den genannten Colonel, weil ich es dann in der Hand hätte, jenes Kind, nunmehr eine achtzehnjährige Dame, ihm zuzuführen. Beruht meine Voraussetzung auf einer Täuschung, so übergeben Sie die Angelegenheit der Vergessenheit. Anderenfalls ersuche ich Sie, die Beantwortung dieses Briefes zusammen mit diesem nebst einer Abschrift des Geburtsscheines und sonstigen darauf bezüglichen Angaben an den Colonel zu über=

mitteln, dessen Adresse ich anfüge. Meinen Namen verschweige ich vorläufig, um den betreffenden Personen keine Gelegenheit zu bieten, mich durch Fragen in Verlegenheit zu setzen. Erfüllen sich meine Hoffnungen, so trete ich so bald wie möglich mit dem Colonel in Verbindung, der bis dahin Zeit gefunden hat, sich auf das Ereignis vorzubereiten. Dann aber genügt die einfache Anfrage, ob ein Brief aus Philadelphia eingetroffen sei, mich bei ihm einzuführen."

„Das ändert freilich die Sache," sprach Roland erstaunt, dem Colonel den Brief zurückgebend, „da indessen jener Fremde keinen Zeitpunkt bestimmte, bleibt nur übrig, das Weitere mit Geduld abzuwarten, mögen nun Wochen oder Monate darüber hingehen."

„Ob Wochen oder Monate," versetzte der Colonel lebhaft, „das Warten soll mich nicht verdrießen. Schon jetzt empfinde ich die Wirkung der erfreulichen Kunde, schaffe ich mir ein Bild des armen Kindes. Der Vater — o, ich sehe ihn noch vor mir —" und Roland entdeckte, daß eine seltsame Veränderung in des Colonels Antlitz stattfand, „er war ein schöner Mann — die großen blauen Augen, obwohl mit dem Blick des Todeskampfes —" er kehrte sich ab, scheinbar um die Briefe wieder auf den Schreibtisch zu legen, in der Tat um zu verheimlichen, daß ein Schauer ihn durchrieselte. Er faßte sich indessen schnell, und zu Roland gewandt, der ihn mit tiefer Teilnahme beobachtete, fuhr er fort: „Ich setze voraus, Sie sind nunmehr von Ihrem Unglauben geheilt?"

„Die Vorsicht des Mannes zeugt wenigstens für einen gewissen Grad von Ehrenhaftigkeit," erklärte Roland, „trotzdem würde ich an Ihrer Stelle Queer von allem in Kenntnis setzen."

„Um von dem mißtrauischen alten Herrn ebenfalls nur Verdächtigungen zu hören? Nein, mit Tatsachen will ich ihn überraschen, mit unwiderleglichen Tatsachen, anstatt in meinem Verfahren behindert zu werden."

„Leider ist es mir versagt, das junge Mädchen schon jetzt kennen zu lernen."

„Sie wollen fort?"

„Ich kam, um mich zu verabschieden. Die Ausrüstung meiner Karawane ist ziemlich beendigt. Es bedarf nur meiner letzten Prüfung.“

So lange hatten die beiden Männer gestanden. Dann aber lud der Colonel Roland zum Niedersitzen ein. Mit dem Gedanken an die bevorstehende Trennung dehnten sie ihr Beisammensein bis weit über Mitternacht aus. — —

Während der Colonel und Roland uneigennützig über die Wohlfahrt ihnen noch unbekannter Personen berieten, waren auf einer anderen Stelle die sträflichsten aller Leidenschaften rege, um klingenden Gewinn den Lebensfrieden eines arglosen Kindes zu untergraben, zu vernichten. — —

Still lag der in nächtliches Dunkel gehüllte Wald, still die morsche Bretterhütte neben dem Eisenbahndamm und von diesem durch einen trockenen Graben getrennt. Wie alt der bescheidene Bau sei, ließ sich annähernd aus dem Strauchwerk berechnen, das, seitdem die letzten Arbeiter dort gehaust hatten, aus den Wurzeln der zu seiner Zeit gefällten Bäume wieder zu einer beträchtlichen Höhe emporgeschossen war.

Der umfangreiche Zirkusbau erhob sich auf der angrenzenden Wiese, einer Befestigung ähnlich. Die Wagen standen im Schatten, dürftig geschmückt mit den rötlichen Reflexen vereinzelter halb niedergebrannter Lagerfeuer. Stille herrschte überall. Bis auf wenige Mitglieder, die nach der Vorstellung noch Zerstreuung in der Stadt suchten, hatte sich alles zur Ruhe begeben, als der Bucklige zwischen den Wagen hervor auftauchte und langsam der Stadt zuschlich. Wie durch die Anstrengung erschöpft, blieb er zuweilen stehen. Argwöhnisch spähte er dann um sich. Als er die ersten Häuser erreicht hatte, bog er landwärts ab, wobei er Sorge dafür trug, daß sein gekrümmter Körper mit den Schatten einer niedrigen Einfriedigungshecke zusammenfiel. Nach kurzer beschleunigter Wanderung stieß er auf die am Waldessaum hinlaufende Eisenbahn, die er fernerhin als Weg benutzte. Etwa hundert Schritte trennten ihn noch von der Hütte, als er hinter sich eilige Schritte vernahm. Nur wenige Sekunden schwankte er, dann, auf dem grasigen Abhange des die Bahn von dem Walde trennenden

Grabens niederkauernd, glitt er so tief hinab, daß er von oben nicht entdeckt werden konnte. Ein wenig später traf der einsame Fußgänger ihm gegenüber ein, wodurch dessen Oberkörper zwischen seine Augen und den gestirnten Himmel gelangte.

„Herr Valentin Tatzkow!" rief er leise hinauf.

„Da wären wir ja beisammen," antwortete der Tubabläser ebenso vorsichtig, „und für den prächtigsten Burschen der Welt erkläre ich Sie —"

„Sparen Sie Ihren Hohn und helfen Sie mir hinauf," antwortete der Bucklige verdrossen, „oder wir erleben, daß die beiden Herren vor uns zur Stelle sind."

Im nächsten Augenblick war der Tubabläser an seiner Seite, und ihn kräftig unterstützend half er ihm wieder nach dem Eisenbahndamm hinauf, wo sie ihren Weg gemeinschaftlich fortsetzten.

„Ich bin der letzte, Herr Archibald Fleder, der einen unglücklichen Nebenmenschen verhöhnt," entschuldigte Valentin sich gutmütig, „gebrauchte ich aber das Wort prächtig, so galts Ihrem Charakter."

„Erhielten Sie einen Beweis dafür?" fragte der Bucklige scharf; „trachte ich, unsere junge Kollegin vor Unheil zu bewahren, so wissen Sie am wenigsten, obs nicht allein geschieht, um den beiden Bösewichtern einen Streich zu spielen."

„Wenns nur Roswitha zustatten kommt," erwiderte der Tubabläser, „es wird übrigens Künste kosten, sie den Krallen des scheinheiligen Winsel zu entreißen."

„Daran zu denken, ist's zu früh. Wir müssen zuvor ihre Anschläge kennen lernen; dann ist nur nötig, daß Roswitha sich vertrauensvoll unseren Ratschlägen fügt. Besäße ich Ihre gesunden Gliedmaßen, so brauchte ich keinen Beistand. Ich wollte beweisen, was ein Mann mit ernstem Willen zu leisten vermag."

„Sie verfügen über die meinigen," versetzte Valentin, „und was Sie glauben, allein ausführen zu können, muß unseren vereinigten Kräften gelingen. Doch hier ist die Hütte," und er half dem Buckligen nach der anderen Seite des Grabens hinüber.

Vor der Hütte prüften sie zunächst deren Umgebung.

„Wenn man nur wüßte, ob sie hineingehen oder hier draußen bleiben," bemerkte der Bucklige zweifelnd.

„Wenn sie überhaupt kommen," erwiderte der Tubabläser.

„Bleiben sie aus, so haben wir unsere heutige Mühe verloren," erklärte der Bucklige, doch ich täuschte mich nicht." Der Fremde war heute zum erstenmal wieder im Zirkus; nachdem ich ihn entdeckt hatte, ließ ich ihn nicht mehr aus den Augen, und das Zeichen, das er dem Winsel hinter dem Vorhang gab, verstand ich ebensogut, wie dieser, zumal er gleich darauf verschwand. Möglich, daß brieflich andere Verabredungen stattfanden, allein ich glaube nicht daran. Beide haben zu viel Ursache, vorsichtig zu sein."

„Verbergen wir uns hier, so entdeckt uns das schärfste Auge nicht. In dem Gebüsch ist es so schwarz, wie in einem Sack," — meinte Valentin.

„Wir müssen uns trennen, damit wenigstens einer sich im Bereich ihrer Stimmen befindet," versetzte der Bucklige einfallend, „das Weitere hängt vom Glück ab."

Bei den letzten Worten schlich er nach der Hütte hinüber. Ein Weilchen tastete er mit seinem Stock, dann verkroch er sich in einen unter den halb verfaulten Planken hervorgewachsenen Sassafrasstrauch, der noch ein wenig in den Eingang hineinragte.

Der Tubabläser beobachtete den Gefährten verwundert. Grauen beschlich ihn, indem er inne wurde, zu welchen unglaublichen Anstrengungen tief gewurzelter Haß und Rachedurst den hilflosen Krüppel trieben. Ihm war, als hätte in der unförmlichen Hülle, die mit den schleichenden Bewegungen eines Raubtiers vor seinen Blicken sich gleichsam in schwarze Schatten auflöste, die Seele des Bösen gewohnt. Wie geringfügig erschien ihm die von ihm selbst geforderte Mühe im Vergleich mit den Anforderungen, die jener an seinen widernatürlich zusammengekrümmten Körper stellte. Doch dann ertönten von dem Eisenbahnwall Schritte herüber; gleichzeitig entdeckte Valentin zwischen Buschwerk hindurch bewegliches Licht. Erschrocken kauerte er sich unter einen dichtbelaubten

Strauch, der ungefähr in der Mitte zwischen dem Eisenbahngraben und der Hütte den Raum einer Quadratrute beschattete.

Atemlos vor Spannung lauschte er. Der Mann mit der Laterne schritt vorüber. Ein Bahnwärter war es, der die der Stadt zunächst liegende Strecke ableuchtete und voraussichtlich nach kurzer Frist zurückkehrte.

Mehrere Minuten verrannen, und wiederum unterschied er das Geräusch von Schritten, über deren Richtung er im Ungewissen blieb. Erst als zwei Männer beinah gleichzeitig in der Nähe der Hütte eintrafen, unterschied er, daß sie sich, mit gedämpften Stimmen begrüßten, und unwillkürlich ballte der Tubabläser die Fäuste, als er das gleißnerische Organ des Kapellmeisters erkannte.

„Menschen überall,“ hieß es verdrossen, „sogar hierher muß sich einer verirren und obenein mit einer Leuchte.“

„Der hindert nicht viel,“ antwortete der Sklavenhändler, „ist's Ihnen lieber, mögen wir eine andere Stelle suchen oder in Bewegung bleiben —“

„Nein, nein,“ fiel Winsel ängstlich ein, „drüben bei der Hütte sind wir am sichersten; ich betrachtete sie heute am Tage. Wohin wir uns sonst wenden mögen, müssen wir befürchten, entweder dem Tubabläser oder dem buckligen Gewürm zu begegnen. Diese sind nämlich unterwegs, und Gott weiß, wo sie herumschleichen. Seitdem sie Freundschaft mit einander geschlossen haben, muß ich auf der Hut sein; ich fürchte nämlich, sie beabsichtigen zu fliehen und das Mädchen mitzunehmen.“

„Um so mehr Grund, unser Geschäft zum Abschluß zu bringen,“ versetzte der Sklavenhändler, und behutsam folgte er dem Kapellmeister durch den Graben auf die Hütte zu.

Kurzes Schweigen trat ein, während die beiden Genossen auf der Türschwelle der Hütte neben einander Platz nahmen.

Der Bucklige lag ihnen nunmehr so nahe, daß bei einiger Helligkeit seine Entdeckung unausbleiblich gewesen wäre. Er zitterte bei diesem Gedanken und schloß die Augen in dem dumpfen Gefühl, daß seine von unauslöschlichem Haß erglühenden Blicke ihn hätten verraten müssen. Er brauchte nur

lauter zu atmen, durch eine unbewußte Bewegung ein dürres Zweiglein zu knicken, und alles war verloren. Doch mehr noch als von sich selbst, fürchtete er von dem Tubabläser eine Unvorsichtigkeit. Denn auch dieser lag nahe genug, um die in dem Hütteneingang gewechselten Worte zu verstehen, besaß aber vielleicht nicht die Selbstbeherrschung, bei der Offenbarung der verbrecherischen Pläne sich ruhig zu verhalten.

„Hier befinden wir uns sicher genug," eröffnete der Kapellmeister alsbald das Gespräch, „und mit der endgültigen Abwicklung unseres Geschäftes ist niemand zufriedener, als ich selber. Entweder ja oder nein, damit ich meine Maßnahmen darnach treffen kann."

„Wie lange werden Sie noch bleiben?"

„Zwei Tage, heißt es; dann folgen noch die beiden unwiderruflich letzten Vorstellungen auf vieles Verlangen. Ich wurde wenigstens aufgefordert, am fünften Tage von morgen gerechnet mich reisefertig zu halten."

„Welches ist Ihr nächster Bestimmungsort?"

„St. Louis. Seit Wochen ist die dortige Bevölkerung auf unser Erscheinen aufmerksam gemacht worden."

„Sie reisen mit der ganzen Gesellschaft?"

„Ich habe keine Veranlassung, mich von derselben zu trennen."

„Auch nicht, wenn es zur Förderung unseres Geschäftes erwünscht wäre?"

„Das ändert die Sache, nur muß ich zuvor erfahren, wie eine Förderung zu ermöglichen wäre."

„Indem Sie für sich und das Mädchen Plätze auf einem nordwärts bestimmten Dampfer belegen, der, von unten heraufkommend, diesen Teil der Fahrt während der Nacht zurücklegt. Ich erwarte Sie dann auf einer noch näher zu bezeichnenden Stelle in der Nähe der Missourimündung. Dort besitze ich Freunde, die mir gern hilfreiche Hand leisten. Um jedes Mißverständnis unmöglich zu machen, brenne ich als Signal in der Nähe eine rote bengalische Flamme ab. Sobald Sie diese bemerken, wissen Sie, daß ich zur Hand bin und Sie das Mädchen bereit zu halten haben. Während nun der Dampfer auf das Signal die Maschinen anhält, gleite ich mit einem

gut bemannten Ruderboot neben ihn hin. Das Mädchen unter irgend einem Vorwande zu mir hereinzuschaffen, ist dann Ihre Sache, und bevor es recht zur Besinnung gelangt, haben wir Sie weit hinter uns zurückgelassen —"

„Ein wohl überlegter Plan. Wird er mit entsprechender Umsicht ausgeführt, so kann der Erfolg nicht fehlen," erwiderte Winsel. „Wie ich dem Mädchen die Sache klar machen soll, ist mir freilich noch ein Rätsel. Doch Zeit bringt Rat. Es bliebe daher nur noch der Hauptgrund, an dem das Unternehmen scheitern könnte. Wir einigten uns doch noch nicht um den Preis."

„Sagte ich nicht früher, wie weit ich mit meinem Gebot gehen könne?"

„Verwarf ich das Gebot nicht als unannehmbar?" fragte Winsel zurück.

„Sie verwarfen es, allein ich hoffte, Sie würden Vernunftgründe walten lassen."

„Die lasse ich walten; denn erziele ich aus dem Handel nicht die unverkürzte Summe von zweitausendfünfhundert Dollars, so ziehe ich vor, meiner Kapelle die beste Kraft zu erhalten."

„Ist das Ihr letztes entscheidendes Wort?" fragte der Sklavenhändler, indem er sich, wie um Abschied zu nehmen, erhob.

Er hatte indessen einen nicht minder schlauen Gegner vor sich, denn Winsel antwortete mit großer Entschiedenheit:

„Mein letztes Wort und ich bedauere die Unbequemlichkeiten dieser Nacht."

Der Sklavenhändler schien zu schwanken, setzte sich aber wieder zu dem Kapellmeister.

„Wohlan," sprach er wie jemand, der im Würfelspiel einen hohen Einsatz wagt, „so mag es darum sein. Zweitausendfünfhundert Dollars, und es bleibt bei meinem Vorschlage der Übermittelung des Mädchens. Hier ist meine Hand."

Winsel legte die seinige in die dargebotene. In demselben Augenblick tönte von der Stadt das eigentümliche Heulen herüber, mit dem die amerikanischen Lokomotiven signalisieren.

Als sei dies eine Warnung für ihn gewesen, zog Winsel seine Hand scheu zurück. Er bedurfte einiger Sekunden, um den Glauben an Zeichen und Wunder zu überwinden. Dem Heulen hatte sich unterdessen das dumpfe Rasseln einer langen Wagenreihe beigesellt, das sich schnell verstärkte.

Plötzlich wie es entstanden, verhallte das Poltern, Brausen und Knirschen; nur das Heulen drang noch einmal gedämpft aus der sich rasend schnell vergrößernden Entfernung herüber.

„Wir sind also einig," brach der Sklavenhändler alsbald wieder das Schweigen.

„Bis auf den Modus der Bezahlung," antwortete Winsel. „Ihren guten Willen bezweifle ich nicht, allein mit Rücksicht auf Leben und Sterben gehe ich von dem Grundsatz aus: Kein Geld, keine Ware."

„Was ich als berechtigt anerkenne," entgegnete der Sklavenhändler, und er zog einen in Briefform zusammengelegten Papierstreifen hervor, „in Voraussicht unserer Einigung wie auch Ihres starren Willens, nichts von dem Preise abzulassen, habe ich einen Wechsel ausgestellt, zahlbar in St. Louis nach sieben Tagen von heut gerechnet. Sollte das Unternehmen im letzten Augenblick scheitern, kostet es mich nur die Depesche, ihm den Wert zu rauben —"

„Sie haben nichts zu befürchten," bemerkte Winsel spöttisch.

„Gleichviel," hieß es geschäftsmäßig zurück, „was Ihnen recht ist, kann mir nur billig sein; wollen Sie den Wechsel gleich prüfen, so genügt ein Schwefelhölzchen —"

„Um Gottes willen," versetzte Winsel hastig, „möchten Sie mit Gewalt die Aufmerksamkeit irgend eines in der Nähe Weilenden auf uns ziehen? Zum Prüfen ist's morgen früh Zeit genug — doch ein anderer Umstand von Wichtigkeit: Eine neue Zusammenkunft kann gefährlich werden, weil ich vor dem Buckligen auf der Hut sein muß. Ich darf ihn so wenig aus den Augen verlieren, wie seinen neuen Freund, den Tubabläser. Und doch bedarf es noch der Verständigung über den Termin und das zu wählende Dampfboot."

„Was leicht im Briefwechsel zu erledigen ist. Der angedeutete Punkt ist eine Holzstelle etwa dreißig englische Meilen

unterhalb St. Louis auf dem linken Mississippiufer, behalten Sie wohl: auf dem linken. Die bengalische Flamme sagt das Weitere.“

„Gut, gut,“ sprach Winsel unruhig, „gebrauchen Sie indessen die Vorsicht, Ihren Briefen eine Form zu geben, daß ein anderer sie ohne Gefahr lesen kann, — doch hier hält uns wohl nichts mehr; nebenbei ein unheimlicher Ort; ich sehne mich nach meinem Wagen. Wer weiß, wozu der Tubabläser und der Bucklige meine Abwesenheit benutzten.“

Sie hatten sich in Bewegung gesetzt und schritten nach dem Graben hinüber. Oben auf dem Eisenbahndamm wechselten sie noch einige Worte, die indessen nicht mehr verständlich zu den beiden Lauschern herüberdrangen. Dann trennten sie sich. Der Sklavenhändler begab sich auf der Eisenbahn zur Stadt, während der Kapellmeister die nächste Richtung über die Wiese nach dem Zirkus einschlug.

Ihre Schritte waren längst nicht mehr vernehmbar, als der Tubabläser sein Versteck verließ und sich dem Sassafrasstrauch neben der Hütte näherte.

„Die stören uns nicht mehr,“ hob er an, und seine Stimme hatte einen grimmigen Klang erhalten, „wenn ich aber je in meinem Leben Wut und Vergnügen zugleich empfand, so geschah's in dieser letzten gesegneten Viertelstunde.“

„Helfen Sie mir,“ bat der Bucklige röchelnd, „mein Körper ist wie gelähmt, der schreckliche Zwang erschöpfte mich vollständig — fassen Sie meine Hände und ziehen Sie, so — so — jetzt stützen Sie die hinterlistige Kröte gefälligst ein wenig,“ und seine Stimme glich mehr einem Zischen, „die elende Kröte wird Mühe haben, ihr Bett zu erreichen —“

„Keine Not,“ unterbrach der Tubabläser ihn sanft, als hätte er ein hilfloses Kind getröstet, „lehnen Sie sich fest auf meinen Arm; ich führe Sie so weit, wie's ohne Gefahr, entdeckt zu werden, möglich ist. Um die bissigen Reden kümmern Sie sich nicht weiter, ich steh von jetzt ab auf Ihrer Seite —“

„Was scheren mich Hohn und Spott,“ erwiderte der Bucklige, und die beiden Gefährten schienen mit ihrem Gespräch scheu um das herumgehen zu wollen, was sie eben entsetzens-

voll erlauschten, „auch Sie dürfen mir nicht anders begegnen, als bisher, wollen Sie den Argwohn Winsels nicht verschärfen. In die Stadt gehen Sie noch —"

„Nun ja," fiel der Tubabläser ein, „als ich hier unter dem Busch lag, hörte ich nicht nur die grausamste Niedertracht und Verräterei, sondern ich habe auch gegrübelt, wie man die beiden Schurken an der Ausführung des Verbrechens hindert; da ward mir denn klar, daß es ohne die Hilfe eines Dritten schwerlich gelingen möchte."

„Es muß gelingen," versetzte der Bucklige, noch immer schwer atmend unter den Folgen, die aus seiner gezwungenen Lage erwuchsen, „auch ich habe gehört und gedacht, gehört, daß es verächtlichere Menschen gibt, als häßliche Krüppel mit verdorrten Herzen, gedacht, daß die Zeit gekommen ist, dem heiligen Sebastian den Rücken zu kehren, bevor das Verhängnis über Roswitha hereinbricht. Wir müssen fort, heimlich und ungesehen; denn mit Gewalt richten wir nichts aus — kommen Sie — für mich ist der Weg ein sehr langer. Erlauben Sie daher, mich ein wenig schwerer an Ihre Hand zu hängen — auf der anderen Seite genügt der Stock — so, nun vorwärts. Erschöpft's mich über die Maßen, so mögen wir eine Minute rasten, wenn's Ihnen recht ist."

Nicht ohne Mühe gelangten sie nach dem Eisenbahndamm hinauf. Indem sie dann der Stadt zuschritten, bemerkte der Tubabläser wie in tiefe Gedanken versunken:

„Ja, wir müssen fort, aber um das auszuführen, bedarf es nicht nur des guten Willens, sondern auch des Geldes, und vielen Geldes obenein, wenigstens mehr, als wir von dem Schurken, dem Winsel, von unserem Honorar loszueisen vermögen."

Eine Strecke verfolgten sie ihren Weg schweigend, der Bucklige abwechselnd mit einem langen und einem kurzen Schritt, Valentin seine Bewegungen genau nach denen des unglücklichen Gefährten abmessend.

Plötzlich blieb ersterer stehen, und sich auf seinen Krückstock setzend, fragte er gespannt:

„Sie wollen zur Stadt, wollen sich nach einem anderen Beistand umsehen, wollen mit dem Mädchen entfliehen,

wollen mich zurücklassen, der ich nur ein Hemmnis für Sie wäre, eine Art Aushängeschild, um die Verfolger auf unsere Spuren zu bringen?“ Er lachte geräuschlos, aber unsäglich bitter, und indem er sich wieder nach vorn schob, fügte er hinzu: „Was wundere ich mich über Dinge, die sich von selbst verstehen? Ist das Mädchen gerettet, was hat’s da viel mit mir zu bedeuten? Mein Brot verdiene ich, und ist’s damit vorbei — pah — jedes Ding muß einmal ein Ende nehmen.“

„Herr Archibald Fleder,“ hob der Tubabläser entrüstet an, und die Aufrichtigkeit seiner Worte offenbarte sich in dem Umstande, daß er dem Gefährten seinen vollen Namen gab, wie er selbst als Künstler sich am liebsten Valentin Tatzkow nennen hörte, „wenn wir uns davon machen, geschieht’s zu dreien, und wenn ich in der Stadt nach Hilfe ausschaue, geschieht’s, weil ich dort jemand kenne, bei dem ich nicht vergeblich anklopfe. Der hat mir nämlich eines Tages angeboten, wenn wir — Roswitha und ich — je in Not seien, möchte ich zu ihm kommen, wie zu einem Freunde, und dabei sah er nicht aus wie ein Mann, der etwas verspricht, um es alsbald wieder zu vergessen, oder dem ein paar hundert Dollars zu fest ans Herz gewachsen, um einem darum Benötigten damit auszuhelfen. Wir mögen’s ihm später abzahlen, und mit dem Henker müßt’s zugehen, bildeten wir drei nicht einen Stamm, um den sich binnen kurzer Frist eine anständige Kapelle schart. Sie der Kapellmeister, ich —“

„Wer ist der Mann, der Fremden verschwenderisch Beistand anbietet?“ unterbrach Fleder argwöhnisch den Redefluß des Gefährten.

„Douglas heißt er, Sie müssen ihn bemerkt haben. Allabendlich besucht er den Zirkus, leicht kenntlich an seiner mannhaften Haltung und einem langen Schnurrbart. In seinem Gesicht ist nach meinem Dafürhalten die Denkungsart eines Gentleman ausgeprägt.“

„Also der,“ sprach der Bucklige kaum vernehmbar vor sich hin. Er blieb stehen, sich schwerer auf seinen Stock und Valentins Arm stützend, „säumen Sie ein wenig,“ fuhr er nach

einer kurzen Pause bittend fort, „ich bin sonst nicht verweichlicht, allein das lange Liegen war für meine Glieder wohl etwas zu viel — ja, den Mann bemerkte ich — er zollte Roswitha mehr Aufmerksamkeit, als es sonst gesitteten jungen Damen gegenüber Brauch ist.

„Auch mir behagte seine zudringliche Art nicht," pflichtete Valentin bei, „allein nachdem ich mit ihm gesprochen hatte, schwand mein Zorn. Ich muß ihm nachrühmen: Die Grenzen eines freimütigen Anstandes überschritt er nie. Vertrauen erweckend klang es sogar, als er riet, vorkommendenfalls mich ohne Scheu an ihn zu wenden."

„Und das wollen Sie noch in dieser Nacht?"

„Nach unseren Erfahrungen bei dem Rattennest unbedenklich. Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe."

„Gewiß," gab der Bucklige nunmehr freier zu, „denn was sollen wir beide ohne die entsprechenden Mittel, zumal wir die Landesverhältnisse erst wenig kennen? Wäre ich ein gesunder kräftiger Mann, wie Sie oder jener Douglas — aber in meinem jetzigen Zustande kann ich bei dem Versuch der Rettung nur stören, und da ist's ratsamer, ich überlasse es Ihnen und Ihrem Freunde, das Werk zu vollenden."

„Das Werk, das Sie begannen?" fragte Valentin vorwurfsvoll, „ein Werk, das ohne Sie nie hätte unternommen werden können? Herr Archibald Fleder, Sie muten uns zu, davonzugehen und Sie der Rachsucht des hinterlistigen Winsel preiszugeben? Nein, Herr Archibald Fleder," und weicher klang des ehrlichen alten Burschen Stimme, „das wäre eine miserable Probe unserer Ehrenhaftigkeit, sogar schwarzer Undank."

„Keines Menschen Dank verlange ich," versetzte der Bucklige mit schneidender Schärfe, „als ich die beiden Männer in dem Wagen belauschte, beging ich keine dankenswerte Handlung, noch weniger, wenn ich die Pläne eines Schurken zu durchkreuzen trachte. Winsels Rachsucht fürchte ich nicht; nachdem er Roswithas Geige verloren hat, bin ich ihm unersetzlich — nein, er kann mich nicht missen. Fragt er mich aber, ob ich um des Mädchens Flucht gewußt habe, so räume

ich alles ein, und anschauen will ich ihn dabei mit allem Gift, das mir seit meiner Kindheit eingeflößt wurde; Spott und Hohn soll er in meinen Augen lesen —"

„Nicht doch," suchte Valentin den Gefährten zu beruhigen, „dergleichen dürfen Sie nicht, sollen Sie nicht; denn auch am eigenen Gift kann man zugrunde gehen. Wie sich alles gestalten wird, ahne ich freilich nicht; aber diesen Douglas halte ich für einen klugen, zuverlässigen Mann, und dem stelle ich die Bedingung — zum Teufel, die brauch ich nicht zu stellen. Er verlangt von selber, daß Sie, der eigentliche Retter des Mädchens, uns begleiten, gleichviel wohin. Und aus welcher Lage haben Sie das arme Kind gerettet! Herr Archibald Fleder, erwägen Sie doch! Bisher hielt ich's für Märchen, wenn ich von verruchtem Mädchenhandel hörte, wie er von vereinzelten Deutschen nach hier betrieben werde, und je schöner und gebildeter, um so kostbarer die Ware! Verdammt, Herr Archibald Fleder, ich vernahm, daß in diesem gesegneten Lande der Freiheit das Volk zuweilen selber richtet, lynchen nannten sie es. Wohlan, sollten die Schurken dennoch schlauer sein als unsereins, dann wollen wir beide durch die Straßen wandeln Arm in Arm und laut ausschreien, was wir wissen; die Menschen wollen wir in Raubtiere verwandeln, daß sie sich auf den schamlosen Verbrecher werfen, ihn zerreißen —"

„Nicht so laut," riet der Bucklige bedachtsam, obwohl der Wutausbruch des erbitterten Tubabläsers seinem Ohr und seinem Herzen schmeichelte, „was Sie da vorschlagen, bleibt als letztes Mittel. Das Mädchen muß geschont werden, wenigstens nach meinem Gefühl. Ihr Name darf nicht gemeinschaftlich mit denen jener Verbrecher in die Öffentlichkeit getragen werden; sie darf nicht einmal die ganze Wahrheit ahnen. Und mit dem Davongehen? Ich fürchte, es wird Mühe kosten, Roswitha ohne einen triftigen Grund dafür zur Flucht zu bewegen."

„Ich besitze ihr Vertrauen," versetzte Valentin zuversichtlich, „nur einen ausführbaren Plan muß ich zuvor kennen, damit ich nichts verderbe, und da scheint mir, wir bewahren vorläufig unser Geheimnis auch vor Roswitha."

Der Bucklige antwortete nicht. Valentin glaubte, Erschöpfung sei die Ursache seines Schweigens. Jener hatte die Hand von dem Arme des Gefährten zurückgezogen, ein Zeichen, daß er sich wieder im Besitz seiner Kräfte fühlte. Er beschleunigte sogar seine Schritte, und geduldig hielt Valentin sich an seiner Seite.

In der Nähe der ersten Häuser blieb der Bucklige stehen.

„Hier müssen wir uns trennen," sprach er eintönig, „wir dürfen nicht zugleich im Lager eintreffen. Mir allein gelingt es leichter, unbemerkt ein Plätzchen zum Ruhen zu finden — ich bin nicht verwöhnt."

„Und ich gehe in die Stadt," versetzte der Tubabläser entschlossen, „was ich dort ausrichte — nun, findet sich keine Gelegenheit zu einem Gespräch, so lesen Sie es aus meinem Angesicht. Ich werde wohl erst gegen Morgen heimkehren, und schwanke ich ein wenig, kommt's aus einem nüchternen Kopf. Als einen Säufer schilderte er mich und dadurch zeigte er mir selber den Weg zu einem klugen Verfahren. Also auf Wiedersehen."

Er drückte dem Buckligen kräftig die Hand und in aufrechter Haltung verfolgte er seinen Weg in die Stadt hinein.

Der Bucklige war am nächsten Morgen schon frühzeitig in Bewegung. Anscheinend gedankenlos und wie um seine Kräfte zu üben, hinkte er auf der Außenseite der Wagenburg umher. Der letzte Blutstropfen schien aus seinem Antlitz gewichen zu sein. Nur als er später dem Tubabläser begegnete und in gewohnter Weise einen Gruß mit ihm austauschte, eilte ein Schimmer von Röte über seine eingefallenen Wangen. Er mußte in seinen Augen etwas gelesen haben, was ihn tief erregte.

Roswitha war erwacht, wie die Vögel des Waldes. Ihre großen blauen Augen blickten mit heiterer Unschuld in den sonnigen Tag hinaus. Sie saß in der offenen Tür ihres Kämmerchens, auf dem Schoß eine Näharbeit. Freundlich beantwortete sie hin und wieder eine Frage, die der hinter ihr zwischen seinen Noten blätternde Kapellmeister an sie richtete.

„Wir beide werden einen Dampfer zur Reise nach St. Louis benutzen," sagte er plötzlich, „mir ist daran gelegen,

dich so viel wie möglich dem Verkehr mit den Zirkusleuten zu entziehen."

„Sie alle begegnen mir freundlich und zuvorkommend," erwiderte Roswitha, ihre Arbeit wieder aufnehmend, „aber ich freue mich auf die Flußfahrt. Werden die übrigen Herren der Kapelle uns begleiten?"

„Voraussichtlich nicht. Ich fordere sie wenigstens nicht auf. Will der eine oder der andere den bequemen Wasserweg auf eigene Kosten benutzen, so bleibt es ihm unbenommen."

Und weiter blätterte der Kapellmeister zwischen seinen Noten, weiter nähte Roswitha, und weiter schien die höher steigende Sonne auf den umfangreichen Kunsttempel, auf Wiese und Wald, auf Böse und Gerechte nieder.

Zwölftes Kapitel.

Der letzte Zirkustag.

Mit großer Befriedigung konnte der Direktor Murner auf die Erfolge der letzten Wochen zurückblicken. An jedem Abend hatte er ein volles Haus gehabt, und auch heute vor der unwiderruflich letzten Vorstellung schlug man sich in dem Eingange fast um den Vortritt. Selbst Leute, die schon ein Dutzendmal dort ihren Abend verbracht hatten, betrugen sich, als ob von der heutigen Vorstellung ihr Seelenheil abhinge. Nur einer der eifrigsten Besucher des Zirkus, der Trader Douglas, fehlte, und zwar auffälligerweise schon seit vier Tagen. Roswitha bemerkte wohl, daß eine fremde Person seinen gewöhnlichen Platz einnahm, aber sie sprach nicht darüber, dagegen blickte sie freier nach der Stelle hinüber, von der aus ihr so vielmals begeistert Beifall gespendet worden war. Valentin Tatzkow und Archibald Fleder verheimlichten ebenfalls ihre Teilnahme für den rätselhaft verschwundenen Fremden, und doch waren sie unter den vielen Hunderten von Zuschauern die einzigen, die über seinen Verbleib Aufschluß zu erteilen vermocht hätten. —

Es war also die letzte Vorstellung. Obwohl sich alles mit großer Pünktlichkeit abspann, jede einzelne Nummer des Programms mit dem reichsten Beifall gelohnt wurde, schwebte der Direktor doch in einer Unruhe, die er nur mit Mühe fremder Aufmerksamkeit entzog, und in die seine Tochter Betsy sich augenscheinlich redlich mit ihm teilte. Im Geiste begleitete er nämlich seinen namenlosen Geschäftsfreund, den benarbten Gentleman, der sich nach Einbruch der Dunkelheit zu dem Colonel begeben hatte.

Des Benarbten Frage, ob ein Brief aus Philadelphia eingetroffen sei, genügte dem militärisch straffen Sullivan, ihn bei dem Colonel anzumelden, jedoch nicht ohne, daß er zuvor mit unverkennbarem Mißvergnügen die seltsame Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen gemustert hätte."

Der Colonel, sichtbar heftig erregt, hatte dagegen keinen Blick für dessen äußere Erscheinung. Er kannte eben nur den Zweck, der den Fremden zu ihm führte.

„Ich erwarte Sie bereits seit Wochen," redete er ihn ohne Säumen an, indem er ihn zum Niedersetzen einlud, „Sie ersehen daraus, daß mir von Philadelphia aus die verheißendsten Nachrichten zugegangen sind."

„Damit wären wir der gegenseitigen Vorstellung und der einleitenden Erörterungen überhoben," erwiderte der Fremde mit einem Wesen, das zwischen dem eines Gentleman und eines Maultiertreibers auffällig schwankte, „zu meiner Legitimation mag indessen dieses hier dienen," und er überreichte dem Colonel einen Geburtsschein, der die unverkennbaren Merkmale eines höheren Alters trug.

Aufmerksam las der Colonel das kleine Schriftstück, dann bemerkte er tief aufseufzend:

„Vergleiche ich dieses Dokument mit den mir bereits übermittelten Schriftstücken, so schwinden meine letzten Zweifel, daß jener unglückliche Lumberjohn in der Tat der hier verzeichnete Johannes Hagenberg, also derselbe Mann ist, dessen Familie ich nunmehr schon seit einer langen Reihe von Jahren suche. Nun könnte ich auch gewisse Pläne zur Ausführung bringen — —"

Er stockte einen Augenblick, fuhr dann aber, als der andere ihn fragend ansah, fort:

„Ich beabsichtigte nämlich, im Falle es mir gelingen sollte, die Witwe und ihre Tochter auszukundschaften, mich ihrer anzunehmen, ihre Zukunft sicher zu stellen, das Kind sogar zu adoptieren. Da entsteht denn freilich die Frage, ob das Mädchen in den Kreisen, in denen es sich bisher bewegt hat, sich einen Grad von Bildung aneignete, der mir den täglichen Verkehr mit ihm nicht erschwerte."

„Sie ist ein unverdorbenes Kind," versetzte der zweifelhafte Gentleman mit rauher Entschiedenheit, „in manchen Beziehungen vielleicht noch zu sehr Kind. Um so mehr aber steht zu erwarten, daß das weiche Gemüt sich in die von Ihnen bevorzugten Formen leicht hineinfügen wird."

„Eine gute Empfehlung," entgegnete der Colonel nachdenkend, „und da meine Ansprüche sich darauf beschränken, ihr Glück zu begründen, so berechtigt Ihr Urteil mich zu den freundlichsten Hoffnungen. Sie werden also meine Spannung begreifen, wenigstens eine der beiden Personen persönlich kennen zu lernen, die meine Gedanken so lange beschäftigten."

„Ich darf nichts übereilen," erwiderte sein Gegenüber mit einer Berechnungsgabe, die man kaum hinter der verwahrlosten Physiognomie gesucht hätte, „zunächst betrachte ich es als meine Pflicht, Sie mit allen Verhältnissen vertraut zu machen, bis dahin aber über die Persönlichkeit selber, wie über deren Aufenthaltsort strenges Geheimnis walten zu lassen. Es muß die Möglichkeit offen gehalten werden, daß wenn der Eindruck meiner Mitteilungen kein günstiger ist, es Ihnen unbenommen bleibt, von Schritten abzustehen, die keine Befriedigung versprechen."

Besorgt, sogar ängstlich spähte der Colonel in das zu ihm erhobene verwilderte Antlitz; dann bemerkte er zögernd, wie in Scheu vor einer schmerzlichen Kunde:

„Sie verheimlichen Arges vor mir; Sie setzen voraus, daß ich bitter enttäuscht werde. Doch was es auch sei, das sich feindlich zwischen mich und das arme Geschöpf drängt, es darf mich nicht an der Erfüllung einer heiligen Pflicht hindern."

„Machen Sie sich keine bösen Vorstellungen,“ versetzte der zweifelhafte Gentleman, „gab ich durch meine Andeutungen Veranlassung zu solchen, so erwägen Sie, daß es besser, Sie finden Ihre Erwartungen übertroffen, als wenn diese hinter dem Ihnen vorschwebenden Bilde zurückstehen. Ich schrieb bereits, daß ein Zufall mich mit Ihrer Lage und Ihrem Bestreben vertraut machte. Absichtslos erlauschte ich ein Gespräch zwischen mehreren mexikanischen Tradern, die anscheinend von Ihnen beauftragt waren, auch im Westen Nachforschungen nach einer bestimmten Person anzustellen. Ich legte keinen sonderlichen Wert auf das Vernommene, zumal jene Männer selbst die vorhandenen Spuren, die sich vorzugsweise auf den Bruchteil eines Namens, die Silbe „berg,“ und den entstellten Namen Lumberjohn beschränkten, als völlig unzulänglich bezeichneten. Schließlich wäre das mir als kaum nennenswert erscheinende Ereignis meinem Gedächtnis ganz entschwunden, hätte ein anderer wunderbarer Zufall mich nicht abermals in Beziehung zu ihm gebracht.“

„Ich wurde nämlich bekannt mit einem Herrn, einem Witwer, dessen vermeintliche Tochter durch ihren seltenen Scharfsinn einen überaus günstigen Eindruck auf mich erzeugte. Als ich mein Erstaunen darüber aussprach, erfuhr ich, daß das Mädchen nur seine Pflegetochter, er sie aber wie sein eigen Kind liebe und daher auch seinen Namen auf sie übertragen habe. Selbst als ich erfuhr, daß sie eigentlich Charlotte Hagenberg heiße, fand ich darin nichts Befremdendes. Aufmerksamer wurde ich erst bei der Mitteilung, daß der Vater in der Schlacht bei Richmond gefallen sei und dessen Gattin ihn nur kurze Zeit überlebt habe. Was soll ich noch hinzufügen? Ich erbat mir den Taufschein, und mit diesem in der Hand nahm ich die Nachforschungen auf, deren Resultat Ihnen zugegangen ist.“

„Und das jetzt nach meiner Begegnung mit Ihnen jeden ferneren Zweifel ausschließt,“ versetzte der Colonel und bedauernd fügte er hinzu: „Waren Sie weniger vorsichtig, so befand das Mädchen sich jetzt schon hier.“

„Ich hätte Ihnen die junge Dame allerdings zuführen können,“ erwiderte der zweifelhafte Gentleman, und indem

erhielten seine Blicke einen lauernden Ausdruck, als sie sich auf das geneigte Antlitz des Colonels hefteten, „wenn nicht eben mancherlei Rücksichten, sowohl dem Pflegevater und seiner Tochter, wie auch Ihnen selbst gegenüber dringend geboten gewesen wären."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Colonel befremdet.

„Zunächst kann es dem Pflegevater, sofern er ein gewissenhafter Mann ist, nicht gleichgültig sein, in wessen Hände die junge Dame übergeht; dann aber ist sehr fraglich, ob an deren augenblicklicher Lage Ihre eigenen Entschlüsse nicht scheitern."

„So klebt ein Makel an ihrem Ruf?"

„Ihr Ruf ist tadellos; allein die äußeren Verhältnisse sind derartig, daß ihrer Aufnahme in diesem Hause vielleicht unbesiegbare Vorurteile entgegenstehen. Das Mädchen, an dem Sie die Ungerechtigkeit des Geschicks zu sühnen wünschen, ist nämlich ein Mitglied jener Künstlergruppen, die in öffentlichen Schaustellungen ihren Erwerb suchen."

Auf des Colonels Antlitz prägte sich Bestürzung aus.

„Mitglied einer Gauklergesellschaft," sprach er düster vor sich hin, „und dorthin gelangte sie durch meine Schuld; ich bin verantwortlich dafür — —"

Er atmete tief auf. Damit schien aber auch die letzte Spur der Schwäche von ihm gewichen zu sein, denn er sprach mit fester Stimme:

„In welche Lage sie auch immer durch unberechenbare Fügungen gebracht wurde: getreulich will ich mich ihrer annehmen. Und wäre sie eine Verworfene, so sollte es meine Aufgabe sein, sie auf die Bahnen der Tugend zurückzuführen, ihr ein Loos zu bereiten, wie es ihre armen toten Eltern nur hätten wünschen können. Mit der Offenbarung dieser Ansichten hoffe ich Ihre letzten Bedenken beseitigt zu haben; ich bitte daher, führen Sie mir das Mädchen zu, oder sagen Sie, wo ich es zu suchen habe."

„Nur noch eine Form bleibt zu beobachten," erwiderte der andere mit kalter Entschlossenheit, „nachdem die Hauptfragen in einer Weise erledigt worden, daß von keiner Seite mehr Zweifel wachgerufen werden können, tritt der geschäft=

liche Teil in den Vordergrund. Es kann nämlich nicht erwartet werden, daß der Pflegevater die Ansprüche an seine Schutzbefohlene aufgibt, ohne zugleich eine Bürgschaft dafür zu haben, daß wenn sie über kurz oder lang zu ihm zurückkehren sollte, er in der Lage ist, ihr eine sichere Zukuft zu bieten —"

„Mit anderen Worten, ich soll ihm das Mädchen abkaufen," fiel der Colonel ernst ein, und jetzt erst wurde Mißtrauen in ihm rege.

„Sie wählen nicht das richtige Wort," war die kaltblütige Antwort, „um eine bestimmte Geldsumme handelt es sich allerdings, allein da mein Gewährsmann keine weiteren Angehörigen besitzt, könnte die betreffende Summe als unantastbar auf den Namen des Mädchens eingetragen werden. Und auch darin dürfen wir nur einen Beweis treuer Fürsorge eines Mannes entdecken, der gewissenhaft über seine eigene Lebensdauer hinausdenkt. Doch auch ich bin Geschäftsmann, und es kann nicht erwartet werden, daß ich Zeit und Geld — meine Reisen kosteten viel — nur zu einem wohltätigen Zweck verschwendete —"

Der Colonel hatte sich erhoben und wandelte in sichtbarer Erregung auf und ab. Plötzlich blieb er vor dem zweifelhaften Gentleman stehen, und ihn durchdringend anschauend, sprach er mit tiefem Ernst:

„Welches Licht muß es auf jene Waise werfen, wenn sie Ihnen gut genug erscheint, als feile Ware behandelt zu werden? Welchen Wert aber können Ihre Worte nach Ihrer letzten Kundgebung noch haben?"

Der andere erhob sich.

„Ich wiederhole, ich bin Geschäftsmann," sprach er mit unerschütterlichem Gleichmute, obwohl seine Augen unheimlich unter den buschigen Brauen hervorfunkelten, „ist's mit unserem Geschäft nichts, so bedaure ich, meine Mühe und mein Geld nutzlos drangegeben zu haben."

Wiederum schritt der Colonel einige Male auf und ab. Der Handel widerstrebte ihm offenbar. Indem ihm aber die möglichen Folgen seiner Weigerung vorschwebten, kehrte er sich dem Fremden wieder zu.

„Was verlangen Sie für Ihre Mühewaltung?“ fragte er endlich mit Überwindung.

„Von Ihnen nichts,“ lautete die ruhige Antwort, „ich möchte auch nicht den Schein einer Unredlichkeit auf mich laden. Nachdem die junge Dame ihren Einzug in dieses Haus gehalten hat, also von keiner Seite mehr Zweifel walten, zahlen Sie dem Pflegevater achttausend Dollars, von denen er dann das mir Gebührende abrechnet.“

„Achttausend Dollars!“ rief der Colonel erstaunt aus.

„Sie dürften im Laufe der Jahre wohl mehr als das Vierfache und vergeblich obenein in der Verfolgung Ihres Zweckes hingegeben haben,“ versetzte der benarbte Gentleman mit schlauer Berechnung und fußend auf des Colonels seltsamer Gemütsstimmung.

„Es ist gut,“ erwiderte der Colonel finster, jedoch bereitwilliger, als der Benarbte bisher zu hoffen gewagt hatte, „um heilige Rechte und deren unschuldige Trägerin feilsche ich nicht; den augenscheinlich längst berechneten Gewinn sichere ich Ihnen hiermit zu. Betrachten Sie das zugleich als meinen Dank für den mir geleisteten Dienst, und damit erreicht mein Verkehr mit Ihnen sein Ende, vorausgesetzt, die junge Dame wird mir durch deren Pflegevater zugeführt.“

„Morgen in aller Frühe, wenn Ihnen damit gedient ist, wird der Zirkusdirektor Murner Ihnen seine Pflegetochter, die bisherige Miß Murner, vorstellen,“ erklärte der zweifelhafte Gentleman.

Der Colonel runzelte seine Brauen tiefer.

„Der Mann, der seit Wochen hier am Ort weilt?“ fragte er sichtbar peinlich überrascht.

„Derselbe. Wurde dieser letzte entscheidende Schritt nicht schon vor Wochen getan, so liegt's daran, daß wir Ihnen sowohl wie der jungen Dame Rücksichten schuldig zu sein glaubten. Morgen wird der Zirkus abgebrochen, übermorgen befindet er sich auf dem Wege nördlich, und damit sind die letzten Beziehungen der jungen Dame zu ihrer Vergangenheit abgeschnitten.“ — — —

Am folgenden Morgen in aller Frühe wurde in der Tat mit dem Abbruch des Zirkus begonnen.

Der Direktor Murner hatte Augen und Ohren überall. Seine Tochter Betsy war bald nach Tagesanbruch samt ihrem Gepäck von ihm selber in einer geschlossenen Kutsche nach der Stadt gebracht worden, wo sie, wie es allgemein hieß, eine kurze Zeit bei Verwandten verbringen sollte. Das Weitere kümmerte niemand, beachtete niemand. Hatte doch jeder genug mit sich selbst zu tun: der eine, auf dem Wagen ein bequemes Plätzchen für sich auszuwählen, der andere, eine seinen Neigungen mehr entsprechende Reisegelegenheit zu suchen.

Die hervorragenderen Kräfte verschmähten dieses Mal fast einstimmig, sich an der eigentlichen Zirkusfahrt zu beteiligen. Sogar der Tubabläser und der Bucklige begaben sich schon in aller Frühe an Bord eines nordwärts bestimmten Dampfers, ersterer angeblich, um in St. Louis einen Verwandten aufzusuchen, der Bucklige, um nicht den unablässigen Erschütterungen eines rollenden Wagens ausgesetzt zu sein.

Mit heiterem Gruß verabschiedeten sie sich von Roswitha, die ihnen freundlich und frei von jeder Befangenheit das wohlgemeinte: „Auf Wiedersehen" zurückgab, und kameradschaftlich wanderten sie nebeneinander mit ihren Instrumenten und Reisetaschen dem Mississippi zu.

Mit innerer Befriedigung sah der Kapellmeister sie scheiden, mit so großer Befriedigung, daß er nicht umhin konnte, ihnen ein mildes: „Auf fröhliches Wiedersehen in St. Louis!" nachzurufen.

Er selber gedachte erst gegen Abend in Roswithas Begleitung aufzubrechen, die Zeit bis dahin aber noch in der Stadt zu verbringen.

Bevor der lange Wagenzug, eröffnet von dem Elephanten, den jetzt wüsten Zirkusplatz verließ, begab der Direktor sich noch einmal in die Stadt hinein. Dort traf er mit dem benarbten zweifelhaften Gentleman zusammen, der sich ebenfalls reisefertig gemacht hatte. Beide befanden sich in der besten Stimmung. Ihr gemeinschaftlicher Besuch galt einem Bankier, dem sie einen Wechsel über achttausend Dollars präsentierten.

Als sie sich bald darauf mit einem freundschaftlichen Händedruck voneinander trennten, trug jeder die Hälfte dieser Summe in seiner Brieftasche mit sich fort.

Betsy fühlte sich um diese Zeit als Charlotte Hagenberg bereits heimisch in dem einsamen Hause ihres Wohltäters, der tief gerührt und mit bebenden Lippen die letzten Liebesgrüße und Segenswünsche des erschossenen Soldaten ihr übermittelt hatte. Ihr behagten vor allem die Zimmereinrichtung und die pünktliche Bedienung von seiten der braunen, fröhlichen Bridget. Trug sie aber in ihrem Verkehr mit dem Colonel irgend welche wenig bestechende Seltsamkeiten zur Schau, so begegnete sie deshalb nicht minder den mildesten Gesinnungen und einem nachsichtigen Urteil, aber auch einem mit Schwermut gepaarten Ernst, der ihr eine gewisse Scheu einflößte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Entführung.

Wie ein schwimmender Gasthof schob der Dampfer „Franklin" sich stromaufwärts. Hell leuchteten die Buglaternen und die langen Fensterreihen der beiden oberen Stockwerke. Die auf den nächtlich schwarzen Fluten des Mississippi tanzenden Reflexe ließen das keuchende Gebäude doppelt so umfangreich erscheinen. Mit den schwarzen Wolken, die den beiden mächtigen Schornsteinen entstiegen, vermischten sich, einem Heer lustiger Leuchtkäfer ähnlich, zahllose Funken, um nach kurzem eilfertigen Umherschwärmen zu erlöschen.

Die Nacht war weit vorgeschritten. Die meisten Reisenden hatten sich in ihre Schlafräume zurückgezogen. Nur vereinzelt saßen auf den Galerien Menschen, sich nach des Tages Hitze der lieblichen Nacht erfreuend. Auch der Kapellmeister Winsel war noch munter. Auf der obersten Gallerie hatte er Platz genommen, von wo aus er den breiten Strom mit seiner

schwarzen Waldeinfassung weithin zu übersehen vermochte. Neben ihm saß Roswitha. Zum Schutz gegen die nächtliche Kühle hatte sie auf seinen dringenden Rat einen leichten Mantel um ihre Schultern gehangen. Da Winsel sie nicht dazu aufforderte, wagte sie nicht, sich zurückzuziehen. Er war dagegen redseliger denn je zuvor. Durch sorgloses Geplauder schien er der jungen Gefährtin Müdigkeit verscheuchen zu wollen.

„Wie weit ist es bis zur Missourimündung?" fragte er wie beiläufig einen vorübergehenden Aufwärter.

„Noch anderthalb Stunden Fahrt," antwortete dieser höflich, worauf der Kapellmeister sich Roswitha wieder zukehrte.

„Eine freundliche Überraschung ersann ich für dich," hob er mit schmeichelndem Organ an, „nachdem wir nunmehr seit einer Reihe von Wochen Tag für Tag angestrengt beschäftigt gewesen sind, ist eine kleine Erholung dir nicht nur zu gönnen, sondern auch eine Notwendigkeit geworden. Du verlierst deine frische Farbe, das beunruhigt mich."

„Und doch fühle ich mich wohl," antwortete Roswitha verwundert, „ich wüßte nicht, worüber ich klagen sollte."

„Und doch muß etwas geschehen, dir deine Gesundheit zu erhalten," versetzte der Kapellmeister feierlich, denn was sollte ich beginnen, fehlte mir deine Geige? Nein, mein Kind, die wenigen Tage der Rast dürfen wir nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Du sollst nämlich einige Tage bei guter Pflege auf dem Lande verbringen, und zwar bei lieben Freunden von mir. Einfache Farmersleute sind es, Deutsche, bei denen ich dich anmeldete, und die du gewiß schnell lieb gewinnen wirst —"

„Ist das Ihr Ernst?" fragte Roswitha freudig überrascht.

„Gewiß, mein Kind, doch höre mich zu Ende; vier, fünf Tage magst du bleiben, bis dahin wird der Zirkus in St. Louis eingetroffen und errichtet sein, was zugleich das Ende deines Urlaubes bezeichnet. Du weißt, auf deinen Schultern ruht eine große Verantwortlichkeit. Ich wäre in Verzweiflung, versäumtest du die erste und wichtigste Vorstellung. Deine Geige und deine sonstigen Habseligkeiten nimmst du mit. Einesteils magst du durch Spiel den guten

Leuten dich erkenntlich zeigen, dann aber hast du alles beisammen, wenn sie mit dir an dem bestimmten Tage nach St. Louis fahren.“

„Sie sind so gütig,“ antwortete Roswitha zögernd, nachdem sie ein Weilchen über den unerwarteten Vorschlag nachgedacht hatte, „allein wenn ich offen sein soll — es ängstigt mich, fremden Menschen vielleicht lästig zu werden —“

„Beunruhige dich deshalb nicht,“ unterbrach Winsel sie aufmunternd, „das Fremdfühlen dauert nur so lange, bis du alle im Hause begrüßtest — ist es dir indessen peinlich und du bleibst lieber bei mir, so scheue dich nicht, es auszusprechen. Fern sei es von mir, dich zu irgend etwas zwingen zu wollen, und wäre es eine Wohltat für dich.“

Roswitha sann wieder nach. Vor ihrem Geiste zog das Bild einer ländlich belebten Farm vorüber, wie sie solche bisher nur aus Schilderungen kennen gelernt hatte, und freier sprach sie:

„Gewiß möchte ich mir das freundliche Anerbieten zunutzen machen, wenn ich nur wüßte —“

„Schon gut, mein Kind, ersparen wir uns die Wenns. Du besuchst die guten Leute, und ich weiß, wenn du von ihnen scheidest, wirst du bedauern, daß die Freude so bald ihr Ende erreichte. Dein Koffer steht so, daß er gleich ins Boot geschafft werden kann?“

„Seitdem wir aufs Schiff kamen, ist er nicht angerührt worden.“

„So wollen wir noch hier oben sitzen bleiben. Achten wir aber stromaufwärts. Mein alter Freund Jacobs wohnt in der Nähe eines Holzplatzes. Seit zwei Jahren sah ich ihn nicht; damals verbrachte ich mehrere Wochen bei ihm. Heut mag sich dort viel geändert, der Holzplatz sich in ein Städtchen verwandelt haben oder auch wieder Wildnis geworden sein. Das ändert indessen nichts an der Sache. Er und seine Familie erwarten dich heute, und damit wir nicht unvorbereitet seien, schrieb er, er wolle nach Einbruch der Dunkelheit, so oft ein Dampfboot vorüberkomme, eine bengalische Flamme abbrennen. Das gilt nämlich den Bootsleuten als Zeichen, daß jemand

abgeholt zu werden wünscht. Zugleich schickt er ein Boot, um dich und deine Sachen in Empfang zu nehmen. Halte dich also bereit; wenn du nach St. Louis kommst, hoffe ich dich recht erfrischt wiederzusehen."

„Dies alles klingt so geheimnisvoll," bemerkte Roswitha wieder befangener.

Winsel lachte gutmütig.

„Wäre es Tag, möchtest du anders empfinden," sprach er darauf sorglos, „zumal wenn statt des farbigen Lichtes ein Fähnlein als Signal diente. Ferner nehmen grüne Waldmauern sich nicht so ungastlich aus, wie jetzt drüben die schwarzen Wälle. Und doch wohnt hinter diesen dieselbe herzliche Gastfreundschaft, wie hinter jenen —"

Er verstummte und blickte schärfer nach vorn, wo auf dem linken Ufer unter dicht belaubten Bäumen sich ein matter Schein entwickelte und allmählich eine tiefrote Färbung annahm.

„Sollte dies schon die Stelle sein?" sprach er befremdet, „mir ist doch, als hätten wir noch um die nächste Biegung herumgemußt. Aber die Erinnerung täuscht nur zu leicht, namentlich im Dunkeln — ja, das ist unzweifelhaft eine bengalische Flamme," fuhr er lebhafter fort, als das prachtvolle Rot immer noch an Umfang gewann und sich eigentümlich zwischen den Bäumen und Zweigen brach, „nein, es kann kein Irrtum walten — sieh doch, Roswitha, wie die Glut sich zauberisch in dem Strom spiegelt — doch eile hinab in deine Koje; ich folge mit einem Aufwärter, der deinen Koffer in das Boot hinabreicht."

Auf dem Bug des Dampfers ertönte die Schiffsglocke zum Zeichen, daß man das Signal verstanden habe und zu berücksichtigen gedenke. Der Dampfer wich indessen nicht aus seinem Kurse, ermäßigte aber seine Eile, bis die Maschinen endlich ganz stille standen und das mächtige Gebäude nur noch langsam durch die eigene Schwere nach vorn getragen wurde.

Als die Strömung soweit das Übergewicht gewann, daß der Dampfer beinah still lag, schallte von vorn her eine Stimme über das Wasser.

„Ist der Kapellmeister Sebastian Winsel an Bord?“ hieß es aus einer rauhen Kehle.

„Ist an Bord!“ antwortete Winsel selber von dem niedrigen Schiffsrande aus, wohin er mit Roswitha getreten war, und wo sie sich kaum vier Fuß hoch oberhalb des Wasserspiegels befanden.

„Alles bereit!“ rief ein Mann im Bug des Schiffes, indem er eine zusammengerollte Leine nach hinten schwang.

„Vorwärts!“ antwortete eine Stimme auf dem Wasser.

Ein mit vier Ruderern bemanntes Boot trieb in den Schein der geöffneten Maschinenöfen. Klappernd fiel die Leine über das kleine Fahrzeug, wo sie aufgefangen und sogleich befestigt wurde. Winsel sandte einen prüfenden Blick über das von tiefen Schatten bedeckte Boot. Die beiden aufrechtstehenden Ruderer, deren Gesichter er bei dem über ihre Häupter hinstreifenden flackernden Schein einer Leuchtpfanne notdürftig zu unterscheiden vermochte, waren ihm fremd; die beiden andern Insassen des Bootes hingegen hatten anscheinend Mühe, indem sie sich über Bord neigten, das Boot gegen allzu heftiges Schwanken zu bewahren. Er begriff, daß sie nicht erkannt sein wollten. Außerdem trieb alles zur Eile, so daß Roswitha kaum wußte, wie sie, an den Händen von dem Kapellmeister gehalten, unten von kräftigen Armen in Empfang genommen, in das Boot hinabgelangte. Ebenso schnell wurde der kleine Koffer nachgereicht, und Roswitha hatte sich eben mit dem Geigenkasten auf den Knien niedergesetzt, als das Kommando „Vorwärts“ erschallte und auf verschiedenen Stellen des Dampfers wiederholt wurde.

Die Leine fiel klatschend ins Wasser. Durch einen kräftigen Stoß gelangte das Boot aus dem Bereich der sich schwerfällig umwälzenden Radschaufeln, wo es sofort von der heftigen Strömung fortgetragen wurde, während der Dampfer sich mit wachsender Schnelligkeit nach vorn schob.

Winsel war auf dem Schiffsrande zurückgeblieben. So lange das Boot sich noch auf der breiten Wasserfläche auszeichnete, spähte er ihm nach. Endlich begab er sich nach der oberen Plattform hinauf, wo er bedächtig auf und ab schreitend, den

Gewinn berechnete, den er in St. Louis einheimsen sollte; einen verhältnismäßig hohen Reingewinn, doch konnte er dieser Aussicht nicht recht froh werden. Mit Gewalt trachtete er, das Bild des lieben vertrauensvollen Kindes von sich auszuschließen; es gelang ihm nicht. Immer wieder meinte er in die schönen unschuldvollen Augen zu schauen, in denen sich ein eigentümliches zaghaftes Flehen um Nachsicht, eine rührende Bitte um Schonung unbewußt offenbarten.

Eine Viertelstunde ging dahin, und er dachte daran, bis zur Ankunft in St. Louis auf einer Bank in der Kajütte zu rasten, als seine Blicke abermals einen rötlichen Schimmer auf dem linken Stromesufer streiften.

Von Unruhe beschlichen, spähte er schärfer hinüber. Der Schimmer verstärkte sich und die Schiffsglocke gab das übliche Zeichen. Der Bug des Dampfers schwang ein wenig herum, offenbar in der Absicht, bei dem Feuer zu landen. Allmählich tauchten in dessen Lichtkreis Holzstöße auf, wie solche auf beiden Ufern des Stromes in seiner ganzen Länge für die vorüberkommenden Dampfboote in kleineren und größeren Zwischenräumen bereit gehalten werden. Starren Blickes betrachtete Winsel die blutrot beleuchtete Stätte. Wem galt dies neue Signal? Unheil ahnend stieg er hinab, um das Landen des Schiffes und das Einnehmen von Brennmaterial zu beobachten. Eine kurze Strecke trennte den Dampfer noch von dem roten Licht, als von dem Wasser abermals die Frage herüberschallte, ob der Kapellmeister Sebastian Winsel an Bord sei.

Winsel erkannte die Stimme; einer Antwort war er nicht fähig, in solchem Maße hatte jäher Schreck sich seiner bemächtigt. Erst als von dem seine Arbeit einstellenden Dampfer aus einem herbeischießenden Boot eine Leine zugeworfen wurde und dieses gleich darauf anlegte, gewann er seine Fassung einigermaßen zurück.

„Kapellmeister Winsel an Bord!" rief er mit unsicherer Stimme aus, und zugleich trat er wieder auf den Rand des Schiffes. Sobald er aber den Sklavenhändler unten in dem Boot vor sich stehen sah, neigte er sich hinab, um ihm flüsternd mitzuteilen, daß Roswitha bereits vor einer halben Stunde von seinen Leuten abgeholt worden sei.

„Von meinen Leuten?" fragte der Sklavenhändler heftig, „meine Leute sitzen hier im Boot, und Ruderer sind's obendrein, wie sie auf dem ganzen Mississippi nicht zuverlässiger gefunden werden. Aber ich verstehe, der Handel ist Ihnen leid geworden —"

„Ich schwör's," versetzte Winsel einfallend, „und waren's nicht Ihre Leute, so hat Verrat gewaltet. Ich sah die Signalflamme, ich hörte die Frage nach meinem Namen, das Boot lag vor einer halben Stunde genau wie das Ihrige jetzt hier vor mir; mit meinen eigenen Händen half ich dem Mädchen hinab."

Ein Fluch drängte sich zwischen den knirschenden Zähnen des Sklavenhändlers hervor; dann sprach er mit Unheil verkündender Ruhe:

„Ich glaube Ihnen; aber hüten Sie sich, wenn Sie mich täuschten. Ich weiß Sie überall zu finden; mit dem Wechsel hat's keine Not. Bevor ich des Mädchens Herr geworden, ist er nicht mehr wert als eine gelesene Zeitung —"

„Fragen Sie die Leute hier —"

„Zum Henker mit den Leuten; die können nur bestätigen, daß ich auf die elendeste Weise hintergangen wurde."

„Wer bürgt dafür, daß es nicht dennoch von Ihnen beauftragte Leute gewesen, Sie nur eine Komödie in's Werk setzten—"

„Verdammt," schnitt der Sklavenhändler des Kapellmeisters Rede ab, „so hätten Sie mit dem Wechsel in der Hand sich immer noch an meine Person halten können — zum Teufel mit dem Unsinn — das Mädchen ist gestohlen worden, und finden muß ich den Flüchtling, und wäre ich gezwungen, den ganzen Kontinent darnach abzusuchen — doch heraus mit der Erklärung: Wo ist sie an Land gegangen?"

„Höchstens vor einer kleinen halben Stunde."

„In der Nähe einer Stadt oder Ansiedlung?"

„Ich entdeckte nichts, was den Wohnungen von Menschen ähnlich ist. Mitten im Stromkanal stieß das Boot zu uns — erkundigen Sie sich bei den Leuten —"

„Überflüssig; uns ist ein so schlauer Streich gespielt worden, wie nur je einer in dem Schädel eines hinterlistigen Gauners



Außerdem trieb alles zur Eile, so daß Roswitha kaum wußte, wie sie, an den Händen von dem Kapellmeister gehalten, unten von kräftigen Armen in Empfang genommen, in das Boot hinabgelangte. (S. 150.)

ausgeheckt wurde, nachdem man auf die eine oder die andere Art Kenntnis von unserem Plan erlangte. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Aus der Nachbarschaft des Stromes kann sie unmöglich verschwunden sein, und wo sie sich zeigt, vergißt man ihr Gesicht so leicht nicht. Welche Richtung nahm das Boot?"

„So weit ich zu unterscheiden vermochte, stromabwärts."

„Gut, wollen Sie sich an der Verfolgung beteiligen?"

„Ich kann nicht — ich muß schleunigst nach St. Louis, oder die ganze Kapelle zerstreut sich — und dann — ich half ihr selbst ins Boot hinab."

„Wieviel Männer befanden sich in dem Boot?"

„Vier entdeckte ich; ob sie alle ruderten, erkannte ich nicht."

„Ich habe deren sechs; wollte ich in dieser Nacht doch eine gute Strecke hinter mich legen — los das Tau!" rief er seinen Leuten zu, als der Bug des Dampfers nur noch eine kurze Strecke von dem hell beleuchteten Holzplatz entfernt war. Gleich darauf trieb das Boot ab. — — —

Roswitha befand sich um diese Zeit weit abwärts und hatte sich, wenn auch bangen Herzens, mit dem Gedanken vertraut gemacht, nicht mehr zu dem Kapellmeister zurückzukehren.

Eine kurze Strecke trennte das Boot, in dem sie saß, von dem nördlich steuernden Dampfer, als sie inne wurde, daß anstatt dem Ufer zugeführt zu werden, die vier Ruderer mit kräftigen Schlägen die Hauptströmung suchten. Befremdet, dann besorgt, wagte sie doch nicht, eine Frage an den hinter ihr sitzenden Mann mit dem breitrandigen Hut zu richten, der augenscheinlich mit geringerer Fertigkeit ruderte als seine Gefährten. Da stellte dieser seine Arbeit plötzlich ein, aber laut aufjubeln hätte sie mögen, als sie des biederen Valentin Stimme vernahm, der ihr riet, nunmehr alle Angst schwinden zu lassen.

„Gott sei Dank," sprach sie ermutigt, „ich bereute schon, mich von Herrn Winsel getrennt zu haben. Jetzt hingegen, da ich weiß, daß ich nicht allein bin, soll der Besuch auf dem Lande mir doppelte Freude gewähren."

„Also ein Besuch bei Farmersleuten?" versetzte der Tubabläser behaglich lachend, „nun das mögen schöne Farmersleute sein."

Roswitha starrte auf das Antlitz des alten Freundes, als hätte sie ihn nicht verstanden gehabt.

„Nun ja," bekräftigte sie verwundert, „in seiner freundlichen Fürsorge meldete er mich bei ihnen an. Es kam mir sehr überraschend; am wenigsten konnte ich ahnen, daß seine Güte sich auch auf Ihre Person erstrecken würde."

„Darum trug er Ihnen beim Scheiden auch den schönen Gruß an seine Freunde auf," versetzte Valentin wiederum lachend, „aber das wäre schwerlich geschehen, hätte er meine Nähe geahnt."

„So wußte er von Ihnen nichts?"

„Weder von mir, noch von Ihrem besten Freunde, unserer zweiten Geige. Halloh, Herr Archibald Fleder, wir sind weit genug, brauchen keinen Menschen mehr zu fürchten. Kommen Sie zum Vorschein und helfen Sie mir, Fräulein Roswitha beruhigen."

Roswitha horchte hoch auf und neuer Schrecken bemächtigte sich ihrer, als vor ihr eine schwarze Anhäufung anscheinend übereinander geworfener Decken sich zu regen begann und, bevor sie noch des Buckligen Gestalt zu unterscheiden vermochte, dessen Stimme ihr Ohr erreichte. Gewandter im Denken, als Valentin, sprach er mit Zutrauen erweckender Milde, wie sie Roswitha bisher fremd an ihm gewesen war:

„Um Sie vor einem gräßlichen Unglück zu bewahren, haben wir viel gewagt —"

„Ein Unglück?" fiel Roswitha klagend ein, „wo sollte mir ein Unglück drohen? Ich kann es nicht glauben — Sie täuschen mich — auch Herr Valentin — schon früher deuteten Sie an, Herr Winsel nütze unser Spiel aus und es sei ratsam, uns von ihm zu trennen —"

„Nein, Fräulein Roswitha, nicht weiter," nahm der Bucklige schnell wieder das Wort, „wenn Sie je zuverlässige Freunde besaßen, so sind wir es, der Herr Valentin Tatzkow und ich, und wenn je ein Sterblicher einer entsetzlichen Gefahr mit genauer Not entrann, so sind Sie es. Daran halten Sie fest; durch nichts lassen Sie sich in Ihrem Vertrauen in unserer Gewissenhaftigkeit beirren."

„Herr Fleder, Sie ängstigen mich," entgegnete Roswitha fast atemlos — „Sie sind so ganz anders — ich kenne Sie nicht wieder."

„Das glaube ich gern," versetzte der Bucklige, als Roswitha stockte, „aber irgendein unvorhergesehenes Ereignis ist oft dazu angetan, den ganzen Menschen umzuwandeln. Bei mir genügte ein Blick in den Abgrund, der sich vor Ihnen öffnete, meinen elenden Körper und meine nicht minder verkrüppelte Seele daran zu setzen, Ihnen Rettung zu bringen. Und nun sagen Sie, sind Sie bereit, uns anzuhören?"

„So gilt es keinen Kontraktbruch, um anderweitig bessere Einnahmen zu erzielen?" fragte Roswitha zaghaft.

„Zunächst gilt es, Sie zu retten," hielt der Tubabläser nunmehr für angemessen, sich an dem Gespräch zu beteiligen, „dann aber aus einer Gegend zu verschwinden, wo Sie vor hinterlistigen Nachstellungen nie sicher sein würden. Doch Herr Archibald Fleder hat die Sprache besser in seiner Gewalt, außerdem hörte er alles Wort für Wort, wogegen ich nur 'nen Teil davon erfuhr."

Roswitha bebte in Erwartung der bevorstehenden Schilderungen. Der Bucklige aber wagte nicht ohne eine unmittelbare Aufforderung, mit seinen Enthüllungen zu beginnen.

Das Boot glitt unterdessen mit mäßiger Schnelligkeit auf seiner glatten Bahn einher. Der hinter Valentin sitzende Mann hatte sein Ruder ebenfalls eingezogen, anscheinend um nicht das Gleichgewicht zu stören. Die anderen beiden Männer handhabten dagegen ihre Riemen mit der Regelmäßigkeit und Kraft alter Bootsleute. Plätschernd tauchten sie sie in die Fluten, plätschernd kamen sie wieder zum Vorschein. Vor dem schwarzen Bug gurgelte das Wasser geheimnisvoll, bald schwächer, bald stärker, je nachdem das Boot wirbelreiche Stellen des Stromes durchschnitt. Die schwarzen, von keinem Licht unterbrochenen Ufer senkten ihre unbestimmt begrenzten Spiegelbilder tief in die etwas hellere Wasserfläche hinein. Zauberisch funkelten die Sterne. Die Luft war still. Wie Geisterruf zitterte zuweilen der heisere Schrei eines Reihers über das gewaltige Strombett hin.

Minuten verrannen. Da richtete Roswitha sich wieder empor. Sie warf einen furchtsamen Blick über den Strom, wie um sich zu überzeugen, daß sie nicht träume, und leise, als hätte sie den Ton der eigenen Stimme gefürchtet, forderte sie den Buckligen auf, nicht länger zu säumen.

„Die Ungewißheit tötet mich," sprach sie mit bebenden Lippen, „ich muß alles wissen — und dann die Zukunft — was soll daraus entstehen —"

„Um die Zukunft sorgen Sie nicht," tröstete der Tubabläser in seiner treuherzigen Weise, „über Ihnen waltet ein Muttersegen, und da muß alles ein gutes Ende nehmen."

In seiner Einfalt griff er zu einem Trostesgrunde, wie er von einem Seelsorger nicht wirksamer hätte erdacht werden können. Denn Roswitha kehrte sich alsbald dem Buckligen zu, für diesen das Zeichen, mit seinen Enthüllungen zu beginnen.

Und er erzählte, wie er zum erstenmal die Unterredung des Kapellmeisters mit dem Sklavenhändler erlauschte; wie sein Argwohn durch Mitleid rege gehalten worden war und er den Kapellmeister keine Stunde des Tages oder der Nacht aus den Augen gelassen habe, bis es ihm endlich gelungen sei, sich Kenntnis von dessen verbrecherischem Treiben zu verschaffen.

„Und dies alles erfahre ich erst jetzt?" fragte Roswitha, wie von wirren Träumen umfangen.

„Jetzt erst und noch immer früh genug," erwiderte Valentin überzeugend, „ein Wort an Sie hätte Sie beunruhigt, und Sie selber wären zum Verräter an uns geworden, oder Sie hätten aus demselben harten Stoff bestehen müssen wie ich und mein verehrter Freund, der Herr Archibald Fleder."

„Was soll nun werden?" forschte Roswitha ängstlich weiter.

„Vorerst Flucht, nur Flucht," erklärte der Bucklige, „befinden wir uns dann außerhalb des Bereiches der drohenden Gefahren, so mögen wir auch die ferneren Schritte in Betracht ziehen."

„Die Sinne verwirren sich mir," klagte Roswitha, „ich mag alles Schreckliche, was Sie verkünden, nicht in Zusammenhang zu bringen. Wohin sollen wir uns wenden? Vergeblich frage ich, womit ich Böswilligkeit gegen mich herausgefordert

haben könnte, und doch klingen Ihre Worte so klar und aufrichtig — ja, so werden diese rätselhaften Feinde mich überallhin verfolgen, überall werde ich sie fürchten müssen —"

„Dort, wohin wir uns begeben, haben weder Kontrakte noch verwandtschaftliche Beziehungen Gültigkeit," hob der Tubabläser an, als Roswitha schnell wieder das Wort nahm:

„Er kann nicht mein Verwandter sein und daß ich den Namen Winsel bisher führte, geschah auf seinen Rat, der mit Rücksicht auf meine sonstige Vereinsamung wohlmeinend genug klang."

„Hab's längst geahnt," beteuerte der Tubabläser, „denn eine solche Verwandtschaft erschien mir wie Unnatur. Um so ratsamer ist's daher, von jetzt ab unter Ihrem richtigen Namen aufzutreten —"

„Charlotte Hagenberg heiße ich," versetzte Roswitha lebhaft. „Lottchen nannte mich meine Mutter, nannten mich alle Menschen, die mich in meinem Heimatsort kannten, und Lottchen höre ich heute noch gern."

„Also Lottchen Hagenberg," wiederholte der Tubabläser treuherzig, „nun, als Lottchen Hagenberg brauchen Sie noch weniger trübe in die Zukunft zu schauen. Sind wir aber auch mit den hiesigen Landesverhältnissen nicht sonderlich vertraut, so steht uns ein Freund zur Seite, auf dessen Treue wir blindlings bauen dürfen."

„Eines Freundes? Woher sollte uns in dem fremden Lande ein Freund kommen? Ich entsinne mich nicht, Sie in freundschaftlichem Verkehr mit jemand gesehen zu haben."

„Was ich gern glaube, dagegen kennt er Sie —"

„Mich?" fiel Lottchen ängstlich ein.

„Gewiß, Fräulein Lottchen Hagenberg, wie so viele tausend andere Menschen, lernte auch er Sie im Zirkus kennen."

Lottchen sann wieder nach. Vor ihrem Geiste zogen alle Gestalten vorüber, die ihr bei den Abendvorstellungen mehr oder minder aufgefallen waren. Plötzlich erschrak sie heftig, und wie den Ton der eigenen Stimme fürchtend, neigte sie sich dem Buckligen zu:

„Herr Douglas?" fragte sie befangen.

„Das ist der Name des uneigennützigen Freundes,“ bestätigte der Bucklige.

„Aber wohin sollen wir gehen, um endlich eine erträgliche Ruhe zu finden?“

„Zunächst nach Neu-Mexiko,“ antwortete der Bucklige, „sind wir erst dort — Herr Douglas meinte, wir möchten wohl vor dem rauhen Spätherbst eintreffen — so befinden wir uns vorläufig in Sicherheit; zugleich bietet die dortige Musik liebende Bevölkerung die günstigsten Aussichten für Ausübung unserer Kunst. Ist der Winter vorbei — ich wiederhole nur Herrn Douglas' Ansichten — und es eröffnet sich eine geeignete Reisegelegenheit, so ist Kalifornien unser Ziel, wo man Kräfte, wie die unsrigen, gegen reichen Lohn willkommem heißt.“

„Wird Herr Douglas uns begleiten?“

„Nur bis an den Rio Grande. Er ist nämlich einer jener unerschrockenen und abgehärteten Männer, die mit ihren Karawanen zwischen den Vereinigten Staaten und Neu-Mexiko vermitteln. So werden wir auch jetzt in seinem nach dort bestimmten Wagenzuge ein bequemes Unterkommen finden und verhältnismäßig mühelos unser nächstes Ziel erreichen.“

Lottchen antwortete nicht mehr. Sie bedurfte der Zeit, um sich mit allem, was sie eben gehört hatte, vertraut zu machen. Valentin und der Bucklige errieten ihre Stimmung und schwiegen ebenfalls. Ersterer griff sogar nach dem Ruder, um gemeinschaftlich mit seinem Hintermann sich an der Arbeit zu beteiligen.

Die Zeit floh dahin und im Osten begannen bereits vereinzelte Orangestreifen den Morgen zu verkünden, als vor den Reisenden ein mächtiger Wall aus den Fluten des Mississippi emportauchte.

„Nach der rechten Seite herum,“ riet der hinter Valentin sitzende Ruderer, „dort ist leichtes Landen, und einige Stunden Rast dienen uns allen.“

Beim ersten Ton jener Stimme richtete Lottchen sich hastig aus ihrer gebeugten Stellung empor. Scheu blickte sie um sich; dann sank sie wieder in sich zusammem, wie jemand, der einen letzten entscheidenden Schlag ohne einen Laut der Klage hinnehmen will.

Gleich darauf glitt das Boot an einer Felseninsel hin, die den Wasserspiegel turmartig überragte. Sprudelnd teilten die heftig strömenden Fluten sich dort; ungestüm nagten sie an den Seiten, um sich hinter diesen mit tiefem Gurgeln wieder zu vereinigen. Dort nun, wo sich in dem der Strömung weniger ausgesetzten Winkel eine Bank gebildet hatte, deren Grundfesten gestrandetes und mit abgesetztem Erdreich bedecktes Treibholz bildeten, und wo dicht verzweigte Bäume dem feuchten Boden ihre Nahrung entnahmen, verließ das Boot den Schifffahrtskanal. Langsam glitt es unter mehreren, dem Wasserspiegel sich zuneigenden Baumwipfeln hin, bis es mit dem Vorderteil knirschend auf festem Boden auflief.

Die Ruderer erhoben sich. Der eine sprang an's Ufer. Nachdem er den Genossen einige Worte zugeraunt hatte, verschwand er im Dickicht. Ein anderer kehrte sich alsbald dem Tubabläser zu.

„Kommt auf's Land," sprach er höflich, „eine lange Reise liegt vor uns, und da ist eine kleine Erfrischung ratsam."

Schweigend reichte Valentin Lottchen die Hand; behutsam half er ihr aus dem Boot, worauf der Mann, der zuletzt gesprochen hatte, sie eine kurze Strecke zwischen dichtem Buschwerk hindurch auf eine ebene und trockene Rasenfläche führte. Bald nach ihnen traf der zweite Ruderer ein, gefolgt von dem Buckligen.

„Hier macht's euch bequem," sprach er, mehrere Decken auf den Rasen werfend, „lange soll's nicht dauern, bis ein warmer Trunk euch wieder etwas aufmuntert," und bevor er sich nach dem Boot zurückbegab, half er dem Tubabläser die Decken ausbreiten.

Nach einigen Minuten flackerte auf dem Uferrande ein kleines Feuer. Wie durch einen Schleier hindurch beobachtete Lottchen, daß die beiden Männer mehrere Blechgefäße in die Glut schoben und Fleisch in eine Pfanne schnitten.

„Die haben es wenigstens ehrlich mit uns im Sinn," erklärte Valentin flüsternd zu Lottchen gewendet, um sie zu trösten, denn ihr fortgesetztes Schweigen beunruhigte ihn mehr, als hätte sie sich herben Klagen hingegeben, „besser, als der

Kapellmeister Winsel. Wäre sein Anschlag geglückt, möchten Sie sich jetzt schwerlich so wohl fühlen."

Aus der Richtung, in der der dritte Ruderer verschwunden war, drang warnendes Zischen herüber. Alle verhielten sich still. Voll heimlicher Besorgnis erfüllt, sahen die Gefährten zu den beiden rötlich beleuchteten Männern hinüber, die ungestört ihrer Küchenarbeit oblagen. Da trat auch der dritte neben sie hin, jedoch vorsichtig den Schein des Feuers meidend. Trotzdem erkannte Lottchen den Fremden aus dem Zirkus, dessen Stimme sie schon auf dem Wasser unterschieden zu haben glaubte. Obwohl auf das Zusammentreffen mit ihm vorbereitet und dankbar seine freundliche Rücksicht anerkennend, klopfte ihr Herz bange. Ihre Gedanken wogten noch planlos durcheinander, als das Geräusch vernehmbar wurde, mit dem ein stark bemanntes Boot in demselben Strömungskanal, in dem sie eben gekommen waren, mit großer Eilfertigkeit an dem Felsenturm vorbeitrieb. In der Höhe des Feuers bog es auf ein lautes Kommando in das stille Wasser ein. Fast gleichzeitig ergriffen Valentin und der Bucklige Lottchens Hände.

„Das ist er selber," flüsterten sie entsetzt, denn unter Tausenden hätten sie jene Stimme herauserkannt, die sie, haßerfüllt, bei der alten Eisenbahnhütte im Gespräch mit dem Kapellmeister belauscht hatten. Dann saßen sie so regungslos, wie die Bäume, die, schwarzen Schatten spendend, sich über sie hinneigten.

Das Boot war unterdessen in der Entfernung von etwa zwanzig Ellen von dem Feuer zum Stillstand gelangt, und abermals ertönte die Stimme des Sklavenhändlers:

„Halloh, wer ist da so früh auf den Beinen?"

„Kommt her und seht selber zu!" wiederholte der eine Bootsmann laut die ihm von Douglas hinter einem Baumstamm hervor zugeflüsterten Worte, „möchtet Ihr Euch am Holzfällen beteiligen, sollt Ihr uns gegen einen mäßigen Tagelohn willkommen sein. Sobald es Tag ist, rudern wir hinüber, bis dahin gönnen wir Euch gern einen Platz am Feuer!"

„Zum Henker mit dem Holzfällen!" rief der Sklavenhändler zurück, „es mag gut genug sein, solange man nichts

Besseres zu tun hat. Seit wann rastet Ihr hier, wenn's Euch nicht zu viel ist, Auskunft zu erteilen?"

„'ne Stunde vor Mitternacht mochte es sein, als wir landeten, und 'ne behagliche Stätte fanden wir obendrein."

„Bemerktet Ihr ein Boot mit vier Ruderern, das seinen Weg stromabwärts nahm?"

„Mit vier Ruderern und einem Frauenzimmer? Nun ja, ein solches Fahrzeug kam hier vorüber. Das Feuer lockte die Leute an. Sie erkundigten sich, ob wir gegen 'ne gute Entschädigung 'n halb Dutzend Stunden mit unseren Riemen und Armen aushelfen möchten. Aber der Teufel traue solchen Nachtvögeln. Man dient wohl gar 'ner Brut, die für den Galgen reif ist, und wird man mitgefangen, hat man seine Unbequemlichkeiten davon!"

„Recht so, Mann, die hättet Ihr unfehlbar davon gehabt; denn es war in der Tat eine Gesellschaft hinterlistiger Gauner, die ihren Raub in Sicherheit zu bringen trachtete. Und von 'nem halben Dutzend Stunden sprachen sie? Da müssen sie noch 'nen ziemlichen Weg vor sich haben."

„Ich vermute bis nach Memphis hinunter und wohl noch weiter."

Nach kurzem Sinnen fuhr der Sklavenhändler fort:

„Habt Ihr Lust, etwas mehr, als einen gewöhnlichen Tagelohn zu verdienen?"

„Warum nicht?" hieß es nachlässig zurück.

„Wir müssen jenes Bootes habhaft werden, und da sollt Ihr Euch an der Jagd beteiligen. Der Mississippi ist breit, und die Flüchtlinge mögen bequem auf der einen Seite ans Ufer schlüpfen, während wir auf der andern nach ihnen ausschauen. Ist's erst hell, müßt's mit dem Henker zugehen, fielen sie uns nicht in die Hände."

„Das ist leicht gesagt, und es möchte auch gehen, wäre der Mississippi nicht größer, als ein Ententeich," rief der Bootsmann mürrisch hinüber, „und ich wiederhol's: Der Teufel traue Nachtvögeln."

„So bleibt und seid verdammt obenein!" antwortete der Sklavenhändler ergrimmt über den Zeitverlust. Auf einen

Wink von ihm lehnten die Ruderer sich über ihre Riemen, und wie ein Pfeil schoß das Boot mit der Strömung davon.

Die beiden Männer vor dem Feuer lachten.

„Wenn die nicht auf 'ne falsche Fährte gebracht sind, ist noch nie jemand auf eine Wildegänsejagd geschickt worden", bemerkte der andere.

„Auf dem Strome wird's am hellen Tage desto unsicherer sein," versetzte der andere.

In diesem Augenblick trat Douglas zu ihnen heran, sich alsbald in ein leises Gespräch mit ihnen vertiefend, und jetzt erst wagten die drei Flüchtlinge wieder, ein Lebenszeichen von sich zu geben.

„Das nenne ich doppeltes Glück," meinte der Tubabläser erleichterten Herzens zu Lottchen gewandt, „denn landeten wir nicht, so wären wir jetzt wohl schon eingeholt gewesen."

„Ihren Offenbarungen schenke ich vollen Glauben," antwortete Lottchen nunmehr entschlossen, „wohl aber bezweifle ich, daß wir den rechten Weg eingeschlagen hätten. Jetzt bin ich beruhigt. Mag aus mir werden, was da wolle; zu ihm, der mich und mein Spiel verkaufte, kehre ich nie zurück — nein, nimmermehr, und nimmermehr könnte jemand derartig an einer auf seinen Schutz zählenden Verwandten gehandelt haben. Wäre er mein leiblicher Onkel, so sollte sein Name mir als eine Schande erscheinen. Durch nichts mehr will ich an ihn erinnert werden; meinen eigenen Namen führe ich fortan, den meiner armen schwer geprüften Mutter, die in der deutschen Heimat schläft, und den meines Vaters, der in dem schrecklichen Revolutionskriege sein Ende fand und wer weiß wo, in der fremden Erde eingescharrt wurde."

Traurig klang ihre Stimme, indem sie dies sagte; doch fester fügte sie hinzu:

„Jedes peinliche Gefühl ist jetzt von mir gewichen. Nur noch Dankbarkeit kenne ich gegen Sie und denjenigen, der auf Ihre Veranlassung sich unserer annahm."

In der Erregung hatte sie etwas lauter gesprochen, auch wohl nicht auf Douglas geachtet, der sich alsbald umkehrte und auf sie zuschritt.

„So brauche ich meine Anwesenheit nicht länger zu ver-

heimlichen oder zu entschuldigen," sprach er ehrerbietig, indem er vor Lottchen hintrat, „dagegen muß ich jeden Dank für eine Handlung ablehnen, die nur als eine Pflicht bezeichnet werden darf. Ein Weilchen haben wir noch gegen Schwierigkeiten zu kämpfen, mancherlei Beschwerden werden Sie sich unterziehen müssen; sobald wir aber Fort Smith am Arkansas erreicht haben, sind wir in Sicherheit. Dort wartet mein Train; nur noch einige Tage des Vorbereitens nach unserem Eintreffen, wenige weitere Tage des bequemen und zugleich schnellen Reisens, und wir befinden uns da, wo die reine Prärieluft uns umweht, Sie fröhlich aufatmen und erkennen werden, daß es Schöneres gibt, als Städte und Eisenbahnen, Verlockenderes, als der Verkehr mit geputzten Menschen, als der Flitterstaat von Gauklern und Seiltänzern."

„Das ist mir stets zuwider gewesen," hob Lottchen schüchtern an, als Douglas schnell wieder einfiel:

„Nicht so deuten Sie meine Worte. Ich beabsichtigte nur, den Kontrast hervorzuheben zwischen den vor Ihnen liegenden Tagen und denjenigen, die Sie in jüngster Zeit über sich ergehen lassen mußten. Mit den Verfolgern vor uns, dürfen wir bei der Fortsetzung der Stromfahrt nur mit größter Vorsicht zu Werke gehen. Das Tageslicht ist unser Feind; wir werden daher die Zeit bis zum Abend hier verbringen, und auch dann noch muß die größte Wachsamkeit walten."

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, begab er sich zu den Ruderern hinüber. Gleich darauf rief er den Tubabläser zu sich, und mit verhältnismäßig leichter Mühe gelang es den vier Männern, das Boot ganz aufs Trockene zu ziehen, wo die tief herabhängenden Zweige der sich stromabwärts neigenden Baumwipfel und üppig belaubtes Strauchwerk es auf der Wasserseite vollständig verbargen.

Ein wenig später saßen alle vereinigt beim Mahl. Das Feuer war ausgelöscht worden, um keine verräterische Rauchsäule über den Felsenturm hinausdringen zu lassen. Der Osten hatte sich gelichtet. Nur noch kurze Zeit, und goldiger Sonnenschein lagerte auf dem Versteck, in dem die Flüchtlinge sich zu einer neuen nächtlichen Stromfahrt kräftigten. — — —

Vierzehntes Kapitel.

Im Tal des Rio Grande.

Wenn Herbststürme, begleitet von scharfen Nachtfrösten dem an Regen armen Sommer gefolgt sind, dann bietet das breite, ebene Tal des Rio Grande del Norte einen eintönigen, melancholischen Anblick. Um so freundlicher und einladender gestaltet sich dessen Charakter, sobald der erwachte Frühling die umfangreichen, fruchtbaren Niederungen wie mit einem lichtgrünen Sammetmantel bekleidet, das im fetten Erdreich wohnende Leben nach verhältnismäßig kurzem Winterschlaf sich in wechselnden Formen hervordrängt, hier das Auge des Menschen entzückend, dort seine Hoffnung auf Gewinn steigernd. Es ist dann, als ob die Natur ihre kostbarsten Schätze hervorsuche, um die Bewohner des Tales für den rauhen Winter mit seinen wilden Schneestürmen im reichsten Maße zu entschädigen.

Lichtblau wölbt sich der wolkenlose Himmel; lichtblau türmen sich die gigantischen Bergjoche hintereinander auf. Die Atmosphäre ist klar und wie durch einen hauchartigen Schleier erkennt man auf weite Entfernungen hin die Farben der verschiedenen Gesteinsformationen, die schroffe Abhänge bildend, regelmäßig übereinander geschichtet sind, oder sich ohne Ordnung kreuzen.

Auf einem dieser mehr hervorragenden Hügel, der sich noch besonders durch einen auf seinem Gipfel rastenden gewaltigen Felsblock auszeichnete, saßen an einem lieblichen Nachmittage des Frühsommers zwei Männer in eifrigem Gespräch beieinander. Ihre gesattelten, jedoch abgezäumten Pferde weideten unten auf dem Abhange, wo vereinzelte frische Grasbüschel ihnen ein kärgliches Mahl boten.

Bekleidung und Sattelzeug verrieten wohlhabende Mexikaner. Der ältere, ein ernst dareinschauender, wettergebräunter Mann mit teilweise ergrautem, schwarzen Vollbart, zeigte in seinem Äußeren, außer der rotseidenen Schärpe und den schweren Schnallsporen, nichts, was an die Nationaltracht eingeborener

Mexikaner erinnerte, der jüngere dagegen, dessen hübsches Gesicht ein weicher, schwarzer Schnurrbart zierte, prangte in dem vollen Reisestaat eines Kavaliers. Und prächtig kleidete ihn alles: Die kurze dunkelblaue, mit Bandschnur besetzte Jacke, wie die aus rehfarbigem und hellblauem Tuch hergestellten Calzoneros oder Reitbeinkleider mit der doppelten Reihe silberner Kugelknöpfe und dem dichten, schwarzen Schnurbesatz. Bis zu den Knien hinauf standen sie auf den Seiten offen, infolgedessen die weiten Unterkleider von weißem Baumwollstoff sich aus den Schlitzen hervorbauschten. Auch er trug die landesübliche rote Schärpe, durch die die Calzoneros mit dem faltigen Hemde oberhalb der Hüften zusammengehalten wurden.

„Sagen Sie selber, Señor Saavedra," bemerkte der junge Reitersmann im Laufe des Gesprächs, indem er aus einem Maishülsenblatt und feingeschnittenem Tabak eine Zigarette drehte, „da sitzen wir wer weiß wie lange, und der José kommt nicht. Wo mag der uns suchen, wenn er sich überhaupt auf den Weg begab?"

„Mein Freund Gonzales urteilt gern vorschnell," antwortete Saavedra ruhig. „Der José sagt nie etwas zu, wenn er bezweifelt, sein Versprechen halten zu können, ein Wunder obenein, nachdem er seine Kindheit unter den Wilden verlebte, bei denen die Ehrlichkeit nicht zu Hause ist."

Gonzales erwiderte sorglos:

„Ich bin neugierig, den Burschen näher kennen zu lernen. Gesehen habe ich ihn oft genug."

„Trotz seines verhältnismäßig jugendlichen Alters — er zählt ja kaum sechsundzwanzig Jahre — ein ganzer Mann," versetzte Saavedra, „als Karawanenführer und Dolmetscher von unschätzbarem Werte, namentlich beim Tauschhandel. Roland, dem er häufig dient, weiß von ihm zu erzählen. Hab' ihn selber, bevor ich's Traderhandwerk aufgab und mich auf eigene Hand pensionierte, mehrfach mit mir über die Ebenen genommen. Er war damals ein junges Bürschchen, allein ich merkte, was in ihm steckte. Caramba! wo der nur ein Auge hinschlägt, sieht er mehr, als mancher andere in vierundzwanzig

Stunden ausfindig macht. Auch jetzt noch nehme ich ihn zuweilen in meine Dienste."

„Sie schickten ihm Botschaft, hierherzukommen?"

„Ich hätte ihn ebensogut nach der Hazienda Herera bestellen können, allein mir lag daran, ihn vor unserem Zusammentreffen mit der Señora gesprochen zu haben. Ich muß wissen, wie viel Wahres an dem Gerücht betreffs des Kindes ist, um nicht unvorbereitet zu sein, im Falle es bis zu ihr gedrungen sein sollte. Und dergleichen befürchte ich. Ihre Bitte um meinen Besuch lautete zu dringend, und dann der Wunsch, meine Reise vor Douglas zu verheimlichen. Es wäre geradezu befremdlich, wenn der eigene Sohn nicht ihr volles Vertrauen besäße."

„Das Kind soll damals in den Flammen umgekommen sein; bisher vernahm ich wenigstens nie einen Zweifel darüber," wandte Gonzales nachlässig ein.

„Weil überhaupt keine Ursache zu Zweifeln vorlag," erklärte Saavedra, „eine Mutter denkt indessen anders. Es wurden keine Spuren in der Asche gefunden — und was hätte der furchtbaren Glut widerstehen können? — und daraufhin klammerte die arme Frau sich an die Überzeugung, daß ihr Töchterchen dem Tode entgangen sei und bei irgendeinem Indianerstamme noch heutigen Tages lebe. Unmöglich wäre es allerdings nicht, allein so unwahrscheinlich, namentlich in Anbetracht der vielfachen gewissenhaften Nachforschungen, daß ich es für ernste Pflicht halte, mit allen Kräften und Vernunftgründen den Glauben der sich noch immer in Gram verzehrenden Mutter zu bekämpfen."

„Wie und wo will man jetzt nach vierzehn, fünfzehn Jahren noch Spuren entdeckt haben?"

„Das möchte ich eben von dem José erfahren oder auch durch ihn auskundschaften lassen. Es heißt, bei einem Stamme auf der Ostseite des Rio Grande sei ein weißes Mädchen, jedoch vollständig Indianerin geworden, einem Reisenden aufgefallen. Caramba! was bedeutet das? Fällt ein mexikanisches Kind in die Hände der Wilden, so wandert es auf dem Wege des Tauschhandels oft genug von Stamm zu Stamm, bevor es endlich bei dem einen oder dem anderen bleibt."

„Der eigentliche Zusammenhang jenes Ereignisses mit der Señora Herera ist mir nie recht klar geworden," bemerkte Gonzales nach einer kurzen Pause; „es wirbelte damals viel Staub auf, allein ich war noch ein Knabe, der sich nicht lange um ein und dieselbe Geschichte kümmerte. Später, als ich durch Sie und Roland auf der Hazienda eingeführt wurde, fielen mir die alten Geschichten wohl ein, allein ich gewann es nicht über mich, irgend welche Fragen zu stellen, die peinlich hätten berühren können. In jenen Tagen munkelte man davon, daß ein Amerikaner, der Spanker, Sie kennen ihn ja, an dem Überfall beteiligt gewesen."

„Zuzutrauen wäre es ihm sicher gewesen," entgegnete Saavedra, seine buschigen Brauen tiefer runzelnd, und wenn nicht aus Gewinnsucht, so doch um sich zu rächen; allein der Verdacht, den man auf ihn geworfen hatte, schwand wieder, als man einige Wochen später erfuhr, daß er oben in Taos krank darniederliege. Durch einen Schlag mit einem Beil, wie er behauptete, war ihm die Stirnhaut in zwei Teile zerschnitten worden. Mich überzeugte das freilich nicht. Nach meinem Dafürhalten konnte er die Wunde ebensowohl bei dem Überfall der Hazienda, wie auf jeder anderen Stelle davon getragen haben. Hätte der arme Bursche, der mit dem blutigen Messer in der Faust neben der Brandstätte lag, nur sprechen können."

„Im verflossenen Winter soll er mehrfach in Santa Fé gewesen sein und im Spiel wie bei Gelagen mit großen Summen um sich geworfen haben."

„Geschah das, so hatte er das Geld am wenigsten auf redliche Art verdient," bemerkte Saavedra wieder mit einer unwillkürlichen Offenbarung des Hasses, „ich wette darauf, daß er über die meisten Pferde Auskunft zu erteilen vermöchte, die bald hier, bald dort auf den Weiden vermißt werden. Wenn man ihn nur auf frischer Tat ergreifen wollte — Mille Caramba! der nächste Baumast wäre der seinige."

„Wie konnte ein solcher verrufener Räuber überhaupt in Beziehung zu der Señora treten?" fragte Gonzales.

„Damals war er noch kein Räuber," erklärte Saavedra finster, „erst später sank er immer tiefer, bis endlich kein

rechtschaffener Mann mehr Gemeinschaft mit ihm haben wollte. Und seine Beziehungen zu der Señora? Caramba, die hätte ihm niemand verargt, ihm so wenig wie — pah, was brauche ich mich dessen zu schämen — wie mir und noch einem anderen, die wir alle drei um die ebenso schöne als auch gutherzige junge Witwe freiten. Don Herera führte sie heim, um sich seines Glückes leider nur wenige Jahre zu erfreuen; der Spanker wurde Bandit und Pferdedieb und wohl noch Schlimmeres, und ich selber endlich, ich war und blieb der Freund und Ratgeber der schwer geprüften Frau bis auf den heutigen Tag und werde es bleiben immerdar. Und was wir beide in den letzten fünfzehn Jahren erlebt und gemeinschaftlich durchgekämpft haben, ist ganz dazu angetan, unsere Freundschaft zu befestigen."

„Von ihrem ersten Gatten, dem Vater unseres Freundes Douglas, kann ich nicht viel sprechen. Er war ein Ehrenmann, der seine Frau auf Händen trug, ihretwegen auch dem lustigen Tradergewerbe entsagte und sich dafür dem Ackerbau und der Viehzucht zuwandte. Er starb im vierten Jahre seiner Verheiratung. Wäre er am Leben geblieben, so hätte die Señora sicher nie Gelegenheit gefunden, ihre Wahl zu bereuen. Als er sich in's Grab legte, war sie erst einundzwanzig Jahre alt, während ihr kleiner Sohn kaum drei zählte. Mehrere Jahre vergingen, und da die junge Witwe in ihrem heranwachsenden Söhnchen gewissermaßen neu auflebte, zog sie auch wieder die Aufmerksamkeit heiratslustiger junger Leute auf sich. Sie wählte Don Herera, und ich wiederhole, während Spanker, nachdem die Entscheidung gefallen war, lodernde Wut im Herzen mit wilden Flüchen beschwor, ihre Schwelle nie mehr betreten zu wollen, blieb ich nach wie vor ihr und ihres Gatten Freund. Ich hatte sie zu lieb gewonnen, sie zu sehr achten gelernt, um durch ihre Wahl beleidigt werden zu können, mocht's mich immerhin tief betrüben.

„Wiederum gingen Jahre dahin und ein liebliches Kind, ein Mädchen, erhöhte das Glück der beiden braven Menschen, als ein böses Verhängnis auf sie hereinbrach und sie mit einem Schlage ebenso elend machte, wie sie zuvor glücklich gewesen waren.

„Sie waren zu einer Festlichkeit ausgeritten, von der sie voraussichtlich erst gegen Morgen heimkehren sollten. Galt es doch einer Hochzeit, bei der es hoch herging. Der junge Douglas befand sich bei ihnen, dagegen war ihr Töchterchen unter der Obhut seiner Wärterin und eines zuverlässigen Mannes, der die Stelle eines Majordomo ausfüllte, zurückgeblieben, wie es häufig geschah und ohne Besorgnis geschehen konnte. Die übrigen Bewohner der Hazienda, bis auf eine gebrechliche Greisin hatten sich über Land auf einen Fandango begeben. Der größte Teil der Nacht verstrich ungestört, als plötzlich in den Morgenstunden Feuerschein weithin über das Tal leuchtete und die Nachbarn in die Sättel trieb. Mit den ersten zu Hilfe Eilenden trafen Herera und seine Gattin auf der Unglücksstätte ein. Die Szene, die nunmehr folgte, zu schildern — ich war Augenzeuge — unternehme ich nicht; sie war zu entsetzlich, zu ergreifend. Und wie hätte es anders sein können? Das Wohnhaus war in allen seinen Teilen bis auf den Erdboden niedergebrannt; ein qualmendes Aschenfeld bezeichnete die Stätte, auf der Tags zuvor noch Friede und Glück ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Eifrige Nachforschungen ergaben, daß ein Überfall und zwar von seiten der Eingeborenen stattgefunden hatte. Vor dem Hause lag nämlich der Majordomo mit zerschmettertem Schädel, in der Hand das blutige Messer, ein Zeichen, daß er bei der Verteidigung seines Lebens und das des Kindes gefallen war. Ein Beilhieb hatte ihm den Kopf gespalten. Die aufgehende Sonne beleuchtete ferner eine Anzahl indianischer Spuren, und als später die erkaltete Asche durchsucht wurde, entdeckten wir noch einige kaum erkennbare Überreste menschlicher Gebeine, unzweifelhaft die der Wärterin, wogegen die zarten Gliedchen des Kindes allerdings in Asche zerfallen sein mußten. Durch die zurückgebliebene Greisin erfuhren wir nun, daß der Überfall vor Mitternacht und in geräuschloser Weise stattgefunden hatte, daß die Angreifer Eingeborene gewesen waren und man alle Vorkehrungen getroffen hatte, sich gegen Verrat durch versteckte Zeugen zu schützen. Sie selbst war wie durch ein Wunder dem Verderben entronnen, hatte aber von ihrem Versteck aus nicht mehr beobachten können, als daß schwarze Gestalten sich ab und

zu bewegten, und erst nachdem sich alle entfernt hatten, die Flammen aus Fenstern und Türen schlugen. Auch die schattenhaften Umrisse eines Weißen glaubte sie bemerkt zu haben, und daß die Gestalten beutebelastet die Unglücksstätte verließen. Großen Wert durften wir den Aussagen der stumpfen und von Todesangst geschüttelten alten Person nicht beimessen. Allein ihre Behauptung, einen Weißen gesehen zu haben, konnte nach meinem Dafürhalten doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein, zumal damals nach Beendigung des Krieges das Land von Strolchen wimmelte. Auf alle Fälle war der Raubzug von jemand geleitet worden, der mit den Verhältnissen auf der Hazienda und in deren Umgebung sehr vertraut war, auch wußte, daß gerade an diesem Tage die Besitzung von Menschen entblößt sein würde. Ich selber bezweifle nicht, daß jener Spanker, von unauslöschlichem Rachedurst beseelt, den Überfall geleitet hat, wohl gar selbst Hereras und der Señora teuerstes Kleinod zertrat; sollte ich aber ohne jeglichen Beweis gegen ihn auftreten? Ich hörte seit langer Zeit nichts mehr von ihm, das letzte Mal im vorigen Jahre von zwei Jägern, die in Santa Fé in einer Schänke über einen ihnen von Roland erteilten Auftrag — Sie kennen ja die Geschichte mit dem wunderlichen Colonel — berieten, nicht achtend eines im nahen Winkel schnarchenden Mannes. Erst als dieser sich erhob und den Raum ohne einen Gruß verließ, erkannten sie den verrufenen Räuber. Sie meinten, am liebsten hätten sie ihm eine Kugel nachgeschickt."

„Seitdem muß er immerhin einträgliche Geschäfte betrieben haben, da er in diesem letzten Winter in Santa Fé wie ein reicher Verschwender mit einer Anzahl verworfener Genossen zu leben vermochte," bemerkte Gonzales, sich mit seinem Taschentuch Kühlung zufächelnd.

„Der Krug geht solange zum Brunnen, bis er bricht, sagen die Deutschen," erwiderte Saavedra, „und wo gäbe es ein einträglicheres Geschäft, als Pferde und Maultiere verkaufen, deren Ankauf nichts kostete —"

Das kurze Wiehern des einen Pferdes lenkte seine Aufmerksamkeit auf den Pfad, der sich dem Gebirge zu zwischen den Kieshügeln verlor. Gleich darauf drang eisenscharfer Hufschlag

herüber, und ein wenig später tauchte ein auf isabellfarbigem Maultier berittener Mexikaner in seinem Gesichtskreise auf. Ein schlanker Bursche mit braunem, hageren Antlitz, dessen beinah finsterer Ernst ihn weit über seine Jahre hinaus gereift erscheinen ließ. Gekleidet war er in weißes faltiges Baumwollenzeug, das durch Staub und längeren Gebrauch allmählich eine gelbbraune Farbe angenommen hatte. Sein Haupt bedeckte ein Strohhut. Statt der Stiefel trug er indianische Mokassins, über diese hatte er schwere eiserne Sporen mit auffallend großen Rädern geschnallt, von denen klirrende Kettchen und Blechnestel niederhingen.

„Nun sage einer, daß Don José nicht zuverlässig sei," bemerkte Saavedra, sobald er des Reiters ansichtig wurde, „kommen Sie, Gonzales, was sollen wir uns länger hier von der Sonne rösten lassen," und gefolgt von dem Gefährten, schritt er den Hügelabhang hinunter.

Fast gleichzeitig mit ihnen traf José bei den Pferden ein. Freundschaftlich begrüßten sie ihn, worauf sie sich in die Sättel schwangen und ohne Zeitverlust die Richtung nach dem Rio Grande einschlugen.

„Man spricht also davon, daß die Tochter der Señora Herera noch lebe?" eröffnete Saavedra zu José gewandt alsbald das Gespräch, „woher stammt das Gerücht und wie lautet es in seiner ursprünglichen Form?"

„Der Posttrain stieß in der Prärie auf die Kioways," antwortete José, „er rastete einige Stunden in deren Nähe, und da benutzte einer von der Begleitungsmannschaft die Gelegenheit, ein Paar Mokassins einzuhandeln. Der behauptet, eine sonnverbrannte junge Weiße gesehen zu haben, die aus dem Zelt des Häuptlings getreten sei."

„Er wollte sie anreden, aber der Häuptling trieb sie mit harten Worten zurück. Indem sie sich umkehrte, glaubte er, einige weiße Haare auf ihrem Hinterkopf zwischen den schwarzen zu entdecken —"

„Er sah sie nicht deutlich?" forschte Saavedra lebhaft.

„Sobald der Häuptling gewahrte, daß er dem Mädchen nachspähte, trat er vor ihn hin, wodurch er ihm die Aussicht raubte.

Scheu wie eine Antilope, verschwand sie im Zelt und kam nicht mehr zum Vorschein."

„Und weil die Señora noch immer an das Leben ihrer Tochter glaubt, schließt man, diese Person müsse die Verlorene gewesen sein," versetzte Saavedra in der Absicht, José zu neuen Kundgebungen zu bewegen.

„Das verlorene Kindchen soll ein weißes Löckchen auf dem Kopf gehabt haben," erwiderte José!

„Ganz recht," fuhr Saavedra fort, „ich entsinne mich dessen genau. Im zartesten Alter fiel es von dem Arm der Wärterin und verletzte sich die Kopfhaut. Nachdem die Wunde geheilt war, wuchsen aus der Narbe weiße Haare hervor. Die Mutter selber zeigte sie mir. Dergleichen geht indessen im Lauf der Zeit verloren. Unstreitig hat dein Mann davon gehört, und da spielt ihm die Phantasie einen Streich; er hielt eine ins Haar geflochtene Feder oder etwas Farbe für eine weiße Locke."

„Es erscheint Ihnen überflüssig, näher auf diese Mitteilungen einzugehen?" fragte Gonzales.

„Im Gegenteil," antwortete Saavedra, „Nachforschungen sollen, wenn auch nur zu meiner eigenen Beruhigung, eingeleitet werden, doch ist das Wann und Wie zu berücksichtigen. Erhielt die Señora Kunde von dem Gerücht, so ist eine Übereilung zu befürchten. In ihrer Angst erfüllt sie das Land mit Klagen und das Nächste ist, daß irgendein Indianer oder sonstiger Verräter die Nachricht davon dem betreffenden Stamme zuträgt und man hat hinreichend Muße, das Mädchen anderweitig unterzubringen. Kümmern wir uns dagegen scheinbar nicht um das Gerücht, so verstummt es sehr bald, und unbesorgt können wir auskundschaften, wo die Kiowahs dann zu finden sind. Dann aber will ich selber noch einmal einen Maultiertrain ausrüsten und mit einem guten Vorrat Tauschwaren die Prärien kreuzen."

„Selbstverständlich beteilige ich mich an der Expedition," versetzte Gonzales.

„Und ich nehme Ihre Begleitung gern an," sprach Saavedra; dann zu José gewandt: „Auf dich rechne ich zuversichtlich; im Fall dem Gerücht Wahrheit zugrunde liegt, müssen wir

suchen, uns des Mädchens, gleichviel woher stammend, auf die eine oder die andere Art zu bemächtigen."

Zwischen den nackten Kieshügeln hervor bogen die drei Reiter nunmehr in das grüne Stromtal ein. Bald darauf erreichten sie die Landstraße, auf der sie ihre Reise mit erhöhter Schnelligkeit fortsetzten.

Ein kleiner Tagesmarsch nördlich von der Stadt Albuquerque und eine halbe Stunde Wegs von der indianischen Terrassenstadt San Felipe erhebt sich auf der grünen Ebene die Hazienda der weit und breit bekannten Seoñra Herera. Aus der Ferne gesehen gleicht das Gebäude einer Anzahl lehmfarbiger unregelmäßiger Würfel, zwischen denen breit verzweigte Obstbäume gleichsam die Verbindung herstellen. Nur das Wohnhaus hat einen weißen Anstrich. Ordnung und Sauberkeit herrschen überall auf dem Gehöft, das durch einen Kanal sein Wasser von dem Rio Grande bezieht. Alles ruft einen freundlichen Eindruck hervor und zeugt für die milden Gesinnungen der Herrin, die, wie für das Wohl der ihr untergebenen Menschen, auch für das der Tiere besorgt ist.

Die Sonne neigte sich stark den westlichen Höhen zu. Tiefer Friede ruht auf dem Tale des Rio Grande, dem seicht einherrieselnden breiten Strome, und vor allem auf der freundlich gelegenen Hazienda mit dem von Federvieh reich belebten Hofe und den vielverheißenden Obstbäumen in den Gärten. Im Einklang damit stand die Erscheinung der Señora Herera, die eben in die Haustür trat, um einen Blick auf die Landstraße hinauszutun.

Ihre schlanke Gestalt paßte zu dem zarten Antlitz mit den Leidensfalten zu beiden Seiten des kleinen Mundes. Ihr Haar war noch immer von glänzendem Schwarz, obwohl der Jahre sechsundvierzig, mit diesen aber eine schwere Bürde des Kummers, auf ihrem Haupte lasteten. In ihrem Anzuge herrschte die schwarze Farbe vor, ihrer Erscheinung in erhöhtem Grade den Charakter des Ehrwürdigen, Achtung Gebietenden verleihend.

Einige Minuten später trabten Saavedra und Gonzales vor die Tür, während José sich ein wenig zurückhielt.

Schon beim Hinaufreiten nach dem Hofe, als Saavedra den ersten Anblick der Señora gewann, raunte er dem Gefährten zu:

„Meine Besorgnis war verfrüht. Noch erfuhr sie nichts, und so Gott will, gelingt es uns, das Gerücht ganz von ihr fern zu halten."

Gonzales hatte nicht Zeit zu antworten, denn gleich darauf wurden sie von der Señora mit großer Herzlichkeit willkommen geheißen und von ihr auf den inneren, von den Wohngebäuden eingeschlossenen Hof geführt. Blühende Sträucher, Blattpflanzen, Zuckerrohrstauden und vor allem ein wassergefülltes Bassin schmückten das freundliche Plätzchen, um das eine mit den Gebäuden vereinigte Veranda herumlief. Seitwärts von dem Eingange stand ein langer Tisch mit einfachen Bänken und Holzstühlen, augenscheinlich dazu bestimmt, zu den Hauptmahlzeiten die zu der Hazienda gehörigen Leute wie eintreffende Gäste um sich zu vereinigen. Ein bequemer Lehnstuhl stand am oberen Ende. Auf diesem führte die Señora patriarchalisch den Vorsitz, durch ihr mildes, würdevolles Wesen die jüngeren Leute ihres Hausstandes leichter im Zaume haltend, als es manchem grollenden gestrengen Hausherrn möglich gewesen wäre.

Nach diesem Sitz begab sich die Señora und mit einer einladenden Bewegung auf die Stühle zu beiden Seiten, nahm sie Platz. Auf ein Klingelzeichen ihrerseits erschien eine hell gekleidete junge Mexikanerin. Einer Bitte ähnlich lautete der Señora Befehl, einen Krug des ältesten El Paso-Weins herbeizubringen.

„Sorge auch für José," fuhr sie fort, und wie sich entschuldigend, daß sie ihn nicht zu der Beratung zuzog, fügte sie hinzu: „ich habe mit den Herren hier zu sprechen und möchte nicht gestört sein. Ja, Dringendes," bekräftigte sie, zu Saavedra gewendet, und zugleich zog sie ein Kistchen mit Tabak, einen Teller mit bereits zugerichteten Maishülsen und ein zierliches Becken mit glimmenden Holzkohlen vor ihre Gäste hin, „eigentlich sollte es nur zwischen uns beiden bleiben —"

„So betrachte ich unterdessen die Obstbäume im Garten," fiel Gonzales höflich ein und er erhob sich. Aber die Señora

forderte ihn durch einen freundlichen Blick auf, wieder Platz zu nehmen.

„Nein, Gonzales," sprach sie in ihrer sanften gewinnenden Weise, und sogar in ihrem Lächeln offenbarte sich Wehmut, „ich baue auf Ihre Diskretion. Und schließlich wären Sie nicht der erste junge Mann, dessen frischer Mut, mit einem ungestümen Rat, dem ernsten überlegenden Alter auf den richtigen Weg geholfen hätte."

„Und ich bürge für ihn," fiel Saavedra ein, „führte er auch bis jetzt keine größeren Heldentaten aus, als daß er einige Bären im Sandia-Gebirge erlegte, ein Dutzend frisch eingefangener wilder Mustangs im Umsehen bändigte, nebenbei auf den Fandangos mancher jungen Señorita tiefer in die glühenden Augen schaute, als es unumgänglich notwendig ist, so traue ich ihm doch das Beste zu, wenn eines Tages eine ernste Aufgabe an ihn herantreten sollte," und den Blick, mit dem er seine Worte begleitete, deutete Gonzales als eine Mahnung an das auf dem Herwege geführte Gespräch.

Dann spann Saavedra das Gespräch lebhaft weiter, „hoffentlich sind die Angelegenheiten, wegen derer ich hierher berufen wurde, noch weniger ernster Art, als Jäger- und Reiterkünste oder das lose Getändel auf einem Fandango."

„Ernst genug," erklärte die Señora mit einem trüben Blick, „da es sich um das Wohl und Wehe meines Sohnes, meines einzigen Kindes handelt," und eine verhaltene Klage tönte aus ihrer sanften Stimme. „Ja, ich bin sehr besorgt um ihn, und an wen sonst könnte ich mich da wenden, wenn nicht an den ältesten Freund meines Hauses? Ich versuchte wohl, mit Douglas selber darüber zu sprechen, das von ihm widerlegt zu hören, was als ein Gerücht an meine Ohren gedrungen war, allein er verriet eine Störrigkeit, die mich hinderte, weiter in ihn zu dringen; ich fürchtete, seinen Widerspruchsgeist noch mehr aufzustacheln."

„Störrigkeit liegt sonst nicht in seinem Charakter," versetzte Saavedra beruhigend.

„Gewiß nicht," gab die Señora zu, „jederzeit, so lange es sich um Leib und Leben bei ihm handelt, ist er freudig bereit,

mir alle erdenklichen Opfer zu bringen; wo aber das Herz spricht, ich meine, anders spricht, als bei meinem Freunde Gonzales auf seinen Fandangos, da fürchte ich, reichen Vernunftgründe nicht mehr aus."

„Douglas, dieser lebenslustigste aller Trader, die jemals die Prärie kreuzten, sollte eine ernste Neigung gefaßt haben?" fragte Saavedra ungläubig.

„Ich fürchte, im höchsten Grade. Nicht, als ob ich nicht freudig begrüßte, wenn mein Sohn mir eine liebe Tochter zuführte — ein — es wäre ja ein großer Segen für mich — dagegen kann ich eine Wahl, wie er sie getroffen zu haben scheint, nimmermehr billigen. Sie hörten davon, daß er im verflossenen Herbst mehrere deutsche Spielleute vom Mississippi herüber brachte?"

„Was zu seiner Ehre gereichte," versetzte Saavedra, „es verlautete, daß er sich ihrer annahm, um sie feindlichen Nachstellungen zu entziehen. Gewiß, es war ein gutes Werk, zumal der eine Spielmann, ein völlig verkrüppelter Mensch, doch wohl einige Schwierigkeiten verursachte."

„Aber auch ein junges Mädchen, eine Geigenspielerin befand sich unter jenen Leuten."

„Roland erzählte mir einst beiläufig davon. Er behauptete, das kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen sei nicht nur eine Künstlerin ersten Ranges, sondern auch auffallend schön. Da wäre es freilich kein Wunder, wenn ein heißblütiger junger Mann, wie Douglas, im täglichen Verkehr mit ihr, sich über die Maßen erwärmte. Dergleichen Empfindungen, die auf langen beschwerlichen Reisen, wo dem Auge nach dieser Richtung hin jede Abwechslung fehlt, ins Leben treten, pflegen sich zu verflüchtigen, sobald man in eine Umgebung zurückkehrt, wo sich Gelegenheit zu Vergleichen bietet."

„Dann hätte diese unselige Neigung sich längst verflüchtigen müssen," klagte die Señora, „denn ein halbes Jahr und darüber verstrich seit jener Heimkehr, und vor kurzem hörte ich erst, daß seine Teilnahme für die junge Fremde noch keine Wandlung erfuhr. Im Gegenteil, es soll sich sogar eine gewisse Verbitterung bei ihm bemerklich machen, die ohne Zweifel auf ernste Seelenkämpfe zurückzuführen ist."

Die junge Dienerin, die Wein, Gläser und etwas Gebäck brachte, unterbrach die Unterhaltung. Saavedra füllte die Gläser, stieß an das der Señora, welchem Beispiel Gonzales folgte, und trank mit dem herzlichen Gruß „auf kommende glückliche Tage".

Die Señora trank einige Tropfen, und das Glas wieder hinstellend, bemerkte sie wehmütig:

„Ich besitze kaum noch den Mut, solchen Spruch ernst aufzufassen. Wie oft hörte ich ihn in früheren Tagen, und wie oft und schwer bin ich für vermessenes Hoffen gestraft worden! Erlebte ich auch noch an meinem Sohne einen Mißgriff des Geschickes, ich wüßte nicht, wie ich es ertragen sollte. So lange die drei Spielleute sich darauf beschränken, in Santa Fé und den umliegenden größeren Ortschaften Konzerte zu veranstalten, mag Douglas Neigung zu entschuldigen gewesen sein. Seitdem sie aber mit ihrer Kunstfertigkeit bis zu den verrufensten Fandangohallen herabgestiegen sind, schwindet in meinen Augen die letzte Möglichkeit, milder über das Verhältnis zu urteilen. Ich vermute überdies, daß jene Geigenspielerin sich sehr wohl ihres Einflusses auf Douglas bewußt ist, denselben sogar schürt, oder es müßte ihr daran gelegen gewesen sein, ein Verhältnis abzubrechen, unter dem ihr Ruf leidet — freilich, bei Leuten, die auf Tanzplätzen der niedrigsten Klasse ihrem Gewerbe nachgehen, ist kein großes Zartgefühl vorauszusetzen."

„Wer weiß, was sie dort hintrieb," wendete Saavedra wieder überlegend ein, „sind die Leute arm, was wohl vorauszusetzen ist, so sind sie auch gezwungen, jede Gelegenheit zum Broterwerb zu ergreifen."

„Ich bin weit davon entfernt, ihre Rechtschaffenheit zu bezweifeln. Zu den größten Opfern wäre ich sogar bereit, wenn das Lebensglück meines Sohnes davon abhinge, aber wie soll ich mir ein Urteil darüber verschaffen?"

„Indem Sie sich Ihres in so vielen Wechselfällen des Lebens erprobten Freundes bedienen. Hier sehen Sie mich und Gonzales. Unsere Aufgabe wird zunächst sein, die Quellen zu prüfen, aus denen Ihre Gerüchte stammen; dann aber die Verhältnisse selber in Erwägung zu ziehen. Ihnen dagegen

möchte ich raten, im Verkehr mit Douglas nichts zu berühren, was sich auf unser Verfahren beziehen könnte. Seine Selbständigkeit darf nicht durch bemerkbares Eingreifen angetastet werden, damit eine vielleicht vorübergehende Laune sich nicht in oberflächlichen Widerspruch verwandele!"

„So soll alles in Ihren Händen allein ruhen?"

„Alles, um zu seiner Zeit entweder der Vergessenheit anheimzufallen, oder zur letzten Entscheidung Ihnen vorgelegt zu werden."

Das Decken des Tisches führte das Gespräch in andere Bahnen. Aber freier bewegte sich die Unterhaltung und freier atmete die Señora auf, als ob schon jetzt eine sie schwer bedrückende Last von ihrer Seele genommen worden wäre.

Fünfzehntes Kapitel.

In der Fandangohalle.

Eine schöne milde Sommernacht! In unbeschreiblicher Pracht funkelten die Sterne von dem wolkenlosen Himmel nieder.

Die Einwohner von Santa Fé schliefen. Nur in einer engen Seitenstraße der Vorstadt ging es noch geräuschvoll zu. Da hörte man das lustige Rasseln und Klirren eines Tambourins, dazu die Klänge zweier kunstvoll gespielter Geigen. Zuweilen wurde alles durch zahlreiche Männerstimmen übertönt, die zu der dann fast verschwindenden Begleitung ihre tollen Verse sangen, durch wilde Flüche in verschiedenen Sprachen, sogar durch gegen die Decke gefeuerte Revolverschüsse ihr Entzücken zu erkennen gaben.

Der Lärm rührte von mexikanischen Packknechten und Maultiertreibern, amerikanischen Goldsuchern, irländischen und deutschen Eisenbahnarbeitern und endlich kanadischen Pelzjägern und Tauschhändlern her, lauter Männer, denen das eigene Leben nicht mehr wert war, als die ausgebrannte Asche in

einer Tonpfeife. Was an weiblichen Teilnehmerinnen der sich allabendlich wiederholenden Festlichkeiten auf dem Platze war, durfte gerade nicht zu der besseren Klasse der Bevölkerung gezählt werden; das hinderte indessen nicht, daß sie während des Tanzes eine begehrte Ware waren und es gehörten eben langatmige, tanzwütige Señoritas dazu, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen und in schneller Folge von einem Arm in den anderen zu fliegen.

Die Halle lag nach dem Hofe hinaus. Ein halbes Dutzend mäßig hell brennender Lampen beleuchtete notdürftig den niedrigen, aber umfangreichen Raum, dessen Atmosphäre trotz der geöffneten Fenster und Türen eine ätzende Mischung von Tabakrauch, Lampenruß und Staub erfüllte. Und so erschien der Tanzplatz nur wenig einladend; doch verging kein Abend, an dem der Wirt nicht einen ansehnlichen Gewinn für sich abgezählt hätte. Denn seitdem die fremden Musikanten zum Tanz aufspielten, war das Gedränge in seinem Hause erst recht groß geworden, und unter allen Anwesenden befand sich keiner, der nicht darauf geschworen hätte, daß nach einer solchen Musik es sich doppelt leicht tanze, abgesehen von der Augenweide, die die drei Spielleute boten. Denn da saß auf der einfach hergestellten Tribüne zunächst eine Geigenspielerin, die man mit dem allersüßesten, allerheiligsten Madonnenbildchen hätte vergleichen mögen, und die sich deshalb sogar von seiten der rohesten Elemente einer durchaus achtungsvollen Begegnung erfreute. Ferner ein zwerghafter Krüppel, der den Bogen handhabte, als seien seine Arme durch ein verstecktes Uhrwerk belebt gewesen, und endlich ein Tambourinschläger mit kräftigen Gliedmaßen, der jede neue Melodie mit einem dröhnenden Schlage auf das klirrende Hammelfell einleitete und ähnlich abschloß. Dabei arbeiteten nicht nur die knochigen Fäuste, sondern auch gewohnheitsmäßig der breite Mund, indem er sich, wie von einem unsichtbaren Rieseninstrument bedrängt, nach der linken Wange hinüberschob, im Eifer des Gefechts sogar jene Bewegungen ausführte, die man mit dem Luftschnappen eines aufs Trockene geworfenen Karpfens hätte vergleichen mögen.

Trotz des verhältnismäßig reichen Gewinns schauten die drei Kollegen so sehr schwermütig drein.

Der Tambourinschläger blickte finster, weil die beiden Gefährten gar so ernst waren; der Bucklige, weil er überhaupt nie Lachen gelernt hatte, und Lottchen endlich? Die saß so still und ernst vor ihrem einfachen Notenpult, als ob statt des wüsten Getöses sie lautlose Einsamkeit umringt hätte. Sogar in den Pausen hatte sie keinen Blick für das, was um sie her vorging. Die Lider mit den langen, dunklen Wimpern über die blauen Augen gesenkt, blätterte sie mechanisch zwischen ihren Noten, um dann erst wieder neues Leben zu gewinnen, wenn Valentin Tatzkow, durch die lauten Zurufe der unermüdlichen Tänzer gemahnt, sich für diese oder jene Nummer entschieden hatte. Hatte er aber den ersten dröhnenden Schlag in die staubige, qualmige Atmosphäre hinausgesandt, dann schienen Kobolde sich in die beiden Geigen einzuschleichen, lustige, harmlose Kobolde mit silberhell modulierenden Stimmen, und andere, die mit tiefem Ernst wohltönend dazu summten oder, von heimlichem Grimm erfüllt, mit den Zähnen knirschten, von Schmerz gemartert ächzten, ohne nur ein einziges Mal, trotz der seltsamen Sprünge vom Schrillen zum Gemäßigten, den Wohlklang zu stören. Und ein eigentümlicher Reiz lag in dieser von kunstgeübten Händen ausgeführten Musik, die sich widerwillig zum tollen Fandango erniedrigte. Ein eigentümlicher Reiz, daß sogar die verwilderte Tanzgesellschaft nach Beginn jeder neuen Melodie ein Weilchen gespannt lauschte, bis endlich dieser oder jener Akkord in dieser oder jener Brust einen Widerhall fand, den Mutwillen bis zur Zügellosigkeit steigerte und alles unwiderstehlich mit fortgerissen wurde. Hei, wie da die Füße sich regten, der staubige Boden krachte, die Augen funkelten, die gebräunten Physiognomien glühten und die Arme sich fester ineinander verschlangen! —

In der Tür eines dunklen Nebengemaches stand Eustachio, der Wirt. Ein wohlbeleibter Mexikaner, auf dessen rundem, bartlosem Gesicht geschrieben stand, daß er den Gewinn nahm, ohne sich viel um das Wie und Woher zu kümmern. Seine kleinen schwarzen Augen blitzten über die geräuschvolle Ver-

sammlung hin. Gellend sandte er hin und wieder eine Bemerkung in das Gewühl hinein, bald um aufzumuntern, bald um zu beruhigen und da, wo ernste Zerwürfnisse drohten, die Zimmerdecke als die beste Scheibe für Pistolenkugeln zu bezeichnen, zu beschwören, daß in dem weiß übertünchten Lehm nicht so viel Blut stecke, wie in einem elenden Fliegenkopf.

Die Hände hatte er in die Taschen seiner weiten Beinkleider geschoben. In der rechten hielt er zwei blanke Goldstücke und die rieb er mit seinen dicken Fingern liebkosend, wie um sich zu überzeugen, daß er sie wirklich für einen Dienst angenommen hatte, der ihm nicht mehr Mühe kostete, als etwa seinen breitkrämpigen Sombrero lustig ums Haupt zu schwingen. Und viel mehr Mühe hatte es ihn in der Tat nicht gekostet, zwei Männer in sein Haus einzulassen und auf eine Stelle zu führen, von der aus sie unbemerkt das Treiben in der Halle beinahe im ganzen Umfang zu überwachen vermochten. Sie standen hinter ihm in der finsteren Vorratskammer, die in Ermangelung von Fenstern Luft und Licht durch schmale, schießschartenähnliche Öffnungen von der Halle wie vom Hofe aus erhielt. Und von diesen hatte jeder sich eine zum Durchblick gewählt.

Wie durch einen Schleier hindurch sahen sie die Spielleute, die über die Tanzenden ein wenig hinausragten. Für sie allein hatten sie nur Aufmerksamkeit, namentlich für die Geigenspielerin. —

„Das also ist das Mädchen," bemerkte Gonzales, sich Saavedra zuneigend, gedämpft, nachdem sie Lottchen eine Weile mit stummem Erstaunen beobachtet hatten, „mögen die Verhältnisse liegen, wie sie wollen — Caramba! dem Douglas verzeih' ich's, wenn er sich fesseln ließ. Lohnte ihn auch nur ein freundlicher Blick von ihr, möcht' ich ihn um den Vorzug beneiden."

„Ein Engelsangesicht in der Tat," erwiderte Saavedra bedächtiger, „wer aber sagt, was dahinter verborgen ist? Gerade die Schlangen, die die schönsten Farben schmücken, sind oft die gefährlichsten. Aber," fuhr er hastig fort:

„Sehen Sie den Mann, der dort im Nebenzimmer halb hinter der Tür im Schatten steht?" fragte Saavedra ebenso

leise, „achten Sie auf ihn, so oft sich eine Lücke zwischen den Tanzenden öffnet.“

Gonzales trat wieder vor seine Scharte und spähte nach der bezeichneten Stelle hinüber. Der Mann stand indessen so, daß er dessen Gesicht nicht zu unterscheiden vermochte. Er hatte offenbar mit Bedacht eine Stellung gewählt, die ihn den Blicken der Spielleute entrückte, ihn selbst dagegen gestattete, sie wenig auffällig zu überwachen. Sein Haupt bedeckte ein schwarzer breitkrämpiger Sombrero, den er so tief über die Stirn gezogen hatte, daß sein Antlitz in dessen Schatten vollständig verschwand. So stand er da, als ob er in die Musik vollständig versunken gewesen wäre.

Da erschütterten wieder mehrere gegen die Zimmerdecke abgefeuerte Schüsse den beengten Raum und ein junger Fallensteller, als solcher an den seltsam befransten Lederbeinkleidern kenntlich, in der Rechten den noch dampfenden Revolver, rief zwischen den sich drehenden Paaren hindurch:

„Drei Kugeln jagte ich nach oben in den Lehm! Drei andere habe ich noch hier, um sie demjenigen durch den Schädel zu treiben, der das zierliche Frauenzimmer dort nicht für die berühmteste Geigenspielerin unter der Sonne erklärt!“

„Hurrah!“ brüllte und kreischte es durch die Halle, daß von der Musik kaum noch die wütenden Tambourinschläge Valentins vernehmbar waren, und wer noch genügenden Atem zu einer zusammenhängenden Bemerkung besaß, der leistete in der ihm am geläufigsten Sprache einen wilden Schwur auf die Meinung des jungen Fallenstellers.

Saavedra und Gonzales hatten Lottchen schärfer ins Auge gefaßt. Sie entdeckten, daß ein Ausdruck von Todesangst die jugendlich weichen Züge überzog, jedoch ohne daß die gesenkten Blicke sich von dem Notenblatt erhoben oder die regsamen Hände in ihrer Tätigkeit nachgelassen hätten. Der Bucklige blickte dagegen aus seinen stechenden Augen mit einer Wut auf die rasende Gesellschaft, als hätte er jeden einzelnen vergiften mögen, während Valentin seinen Zorn an dem Tambourin kühlte und, mit sichtbarem Schreck Lottchen beobachtend, das straff gespannte Trommelfell mit seinen harten Knöcheln zu zersprengen drohte.

Von den Spielleuten kehrten die beiden Späher ihre Aufmerksamkeit wieder dem geheimnisvollen Fremden zu. Dieser befand sich noch immer auf seiner alten Stelle, hatte aber nach den Schüssen und den herausfordernden Worten die Haltung eines sich zum Kampfe Rüstenden angenommen, wodurch die untere Hälfte seines Gesichtes von der Beleuchtung gestreift wurde. Kaum aber gewahrte Gonzales die Spitzen eines langen Schnurrbartes, als er sich erstaunt Saavedra zukehrte und den Namen Douglas vor sich hin sprach.

„Ja, Douglas,“ wiederholte Saavedra, und er trat neben den Gefährten hin, um mit ihm durch dieselbe Scharte zu spähen, „ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Nun aber gebrauchen Sie Ihre jungen Augen und Ihren in solchen Dingen vielleicht noch schärferen Verstand. Wir müssen erfahren, ob Douglas’ Aufmerksamkeiten dem jungen Mädchen peinlich oder ob sie sie willkommen heißt.“

Die Musik schloß mit einem im Tamburingerassel erstickenden Akkord, und nach allen Richtungen taumelten die Paare auseinander, um sich an dem Schänktisch zu neuen Anstrengungen zu kräftigen. Auch Lottchen erhob sich. Ohne ihre Augen aufzuschlagen, legte sie mit sittigen Bewegungen die Geige in den hinter ihr auf einem Bänkchen stehenden Kasten, den Bogen sorgfältig im Inneren des Deckels befestigend. Auch der Bucklige war von seinem Sitz geglitten, um sich zum Aufbruch zu rüsten, während der frühere Tubabläser sein Tamburin unter den linken Arm klemmte und mit erhabener Haltung die Notenhefte an sich nahm.

Douglas rührte sich nicht, doch glaubten die beiden Späher zu entdecken, daß er argwöhnisch unter dem Hutrande hervorspähte und seine Aufmerksamkeit zwischen den Spielleuten und der zügellosen Gesellschaft teilte. Plötzlich tönte aus dem Gedränge die Stimme jemandes, der den Aufbruch der drei Gefährten bemerkte.

„Mille Caramba!“ schallte es heiser durch den dunstigen Raum, „zum Feierabend ist’s früh genug, wenn die Hähne zum dritten Male krähen! Heraus mit den Geigen,

und müßten wir jeden Bogenstrich mit 'nem blanken Dollar bezahlen!"

Zugleich trat eine jener wild dreinschauenden Gestalten, wie man sie vorzugsweise im Bereich der Gold- und Silberminen findet, auf den vor der Tribüne entstehenden freien Platz, und die Fäuste auf den Hüften, das linke Knie ein wenig gekrümmt, den rechten Fuß nach vorn gestellt, hielt er sich bereit, beim ersten Bogenstrich mit der Aufführung eines schottischen Hornpipe zu beginnen.

Sein Ruf lenkte die Aufmerksamkeit anderer auf die Spielleute hin, und alsbald erhoben sich wohl ein Dutzend Stimmen, die geräuschvoll auf die Fortsetzung des Tanzvergnügens drangen.

„Heraus mit Bogen und Geigen!" hieß es hier; „Musik, Musik!" dort, „Bill William ist der feinste Bursche unter der Sonne, der soll uns Hornpipe tanzen!" „Halloh, alter Gentleman, klemmed ein Hammelfell nicht unter den Arm, wie 'nen gestohlenen Truthahn! Heraus mit dem Tambourin und d'rauf los gepaukt, als wär's 'n Quarzblock mit 'ner handlichen Goldader drinnen!"

So folgten die wilden Rufe unter schallendem Gelächter aufeinander, indem der eine den andern in tollen Einfällen zu überbieten und dadurch die Spielleute aufzumuntern trachtete. Diese hingegen, derartigen Szenen nicht mehr fremd, beachteten scheinbar die Zurufe nicht, sondern fuhren mit ihren Vorbereitungen zum Aufbruch fort. Die Todesangst aber, die Lottchen empfand, prägte sich deutlich auf ihrem süßen Antlitz aus, wogegen der Bucklige wieder Blitze des Hasses aus seinen stechenden Augen auf die zügellosen Gesellen schoß, und Valentin in seiner Not die Lehne des nächsten Stuhles packte, wie um diesen als Verteidigungswaffe zu benutzen.

Doch in der Hoffnung, durch ihre Ruhe die Gemüter zu beschwichtigen, sahen die drei Gefährten sich getäuscht. Lauter und dringender ertönten die Rufe nach Musik, die rauhen Schmeicheleien für Lottchen, der Spott über den buckligen Zwerg und den alten Gentleman mit dem Hammelfell.

Da entstand in der Halle eine neue Bewegung. Der Wirt, offenbar von Mitleid für Lottchen und den hilflosen Buckligen beseelt, war vor die Tribüne hingetreten.

„Señores und Gentlemen!“ rief er aus, und mit seiner durchdringenden Stimme erreichte er, daß die Schreier sich ihm zukehrten, „Sie möchten weiter tanzen, und das verdenke ich solch feinen Burschen am wenigsten. Allein die Spielleute haben sich nur bis Mitternacht verpflichtet, und nicht eine Minute länger. Sie gaben bereits eine halbe Stunde zu, und so dringe ich darauf, sie nicht weiter zu belästigen, oder wir erleben, daß wir in Zukunft ihre ausgezeichnete Musik ganz entbehren müssen.“

„Jeder Ton wird ihnen mit blankem Gelde bezahlt!“ brüllte der junge Hinterwäldler, und zugleich klirrte er herausfordernd mit den Münzen in seiner Tasche.

Der Wirt säumte, bis die dem Raufbold beipflichtenden Stimmen sich beruhigt hatten, dann wies er auf Lottchen und deren Gefährten, die sich eben anschickten, mit ihren Instrumenten von der Tribüne herunterzusteigen.

„Señores und Gentlemen!“ begleitete er mit aller Kraft der Lungen seine Bewegung, „nicht eine Note mehr werden Sie in dieser Nacht hören! Betrachten Sie die junge Lady! Seit vier Stunden spielte sie ununterbrochen. Auf ihrem süßen Antlitz steht geschrieben, daß sie bis auf den Tod erschöpft ist. Stehen Sie daher von einem Verlangen ab, das nimmermehr erfüllt werden kann, soll ich selber ein ehrlicher Mann bleiben!“

„Bravo, Don Eustachio!“ hieß es hier und dort, „Eustachio ist ein Caballero!“ „Das Mädchen spielt nicht weiter!“ „Auch nicht der Bucklige!“

Da sprang der junge Fallensteller neben die nach der Tribüne hinaufführenden Stufen hin, auf deren oberster Lottchen wie betäubt stand und ratlos nach einem Ausweg aus dem Gedränge spähte.

„Sind Ihnen die Arme lahm, so rasteten unterdessen Ihre Füße!“ rief er jauchzend aus, „spielen sollen sie nicht mehr; aber einen zerbrochenen Schädel verschaffe ich jedem, der mich hindert, einen Rundtanz mit dem schönsten Mädchen zu machen,

das je zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains ihre kleinen Füße auf das grüne Präriegras stellte! Musik gebrauchen wir nicht! Der alte Gentleman mag auf seinem Hammelfell den Takt schlagen —" und verworrenes Heulen und Gellen erstickte, was er noch hinzufügen wollte.

Der Wirt, einen verderblichen Ausbruch der Zügellosigkeit des erhitzten Jägers befürchtend, sah wie bittend zu Lottchen empor, die von der obersten Stufe zurückgetreten war. In jeder Linie ihres lieblichen Antlitzes tödliches Entsetzen, sandte sie einen ersterbenden Blick über die mitleidlose Gesellschaft hin. Da schob sich das Tambourin zwischen ihr Antlitz und das des wüsten Gesellen, und mit seiner Tuba hätte der ehrliche Valentin kaum durchdringender alle Ohren gefunden, als jetzt mit der Stimme, indem er zu dem Angreifer niederdonnerte:

„Macht mit mir, was Ihr wollt! Ich will das Tambourin schlagen, bis die Sonne mir dazu leuchtet, aber das Mädchen laßt ungehindert von dannen gehen!"

Beim letzten Wort wurde das Tambourin von dem nunmehr durch den Widerstand erbitterten Jäger zurückgeschlagen.

„Alter Gentleman!" brüllte er jenem zu, „wollen Sie Ihr eigenes Fell auf's Tambourin gespannt haben, so reden Sie noch ein Wort, bevor ich mit dem schönen Kinde 'nen Rundtanz ausführte!"

Und er versuchte, Lottchen, die vor Angst und Beschämung kaum noch ihrer Sinne mächtig war, zu sich herabzuziehen, als ein Faustschlag ihn mit einer Gewalt zwischen die Augen traf, daß er betäubt zurücktaumelte und in die Knie brach.

Unheimliche Stille trat nach diesem unerwarteten Ereignis ein. Man begriff nicht gleich, woher der Mann gekommen war, der nunmehr den Weg zu den Stufen mit seiner Person verlegte und mit zurückgeworfener Decke sich bereit hielt, einem etwaigen Angriff zu begegnen.

„Das wird böse," bemerkte Saavedra zu Gonzales, den er nur noch mit Mühe hinderte, in die Halle zu stürzen und sich neben Douglas aufzustellen, „wir dürfen aber nicht hinein, wollen wir nicht das Signal zu einem allgemeinen Kampf geben, aus dem wir so wenig, wie er, ungehärmt hervorgehen.

Von dem wüsten Gesellen ist in den nächsten Minuten nichts zu fürchten, er traf ihn zu schwer, und bis dahin mag alles geordnet, wenigstens das Mädchen aus dem Wege sein."

Gonzales knirschte mit den Zähnen, aber er fügte sich den Ratschlägen des besonneneren Freundes, und näher brachten sie die Augen den Scharten, um sich den günstigen Zeitpunkt zu einem vermittelnden Einschreiten nicht entgehen zu lassen.

In der Halle folgten unterdessen die Ereignisse mit rasender Schnelligkeit aufeinander. Mehrere Freunde des niedergeschlagenen Jägers hatten diesen emporgehoben, wohlweislich aber Pistole und Messer aus seinem Gurt gezogen. Es kümmerte sie nicht, ob Douglas der Rache des wutschnaubenden Genossen zum Opfer fiel, sie wünschten jedoch, den unvermeidlich erscheinenden Kampf so weit wie möglich hinauszuschieben.

So verstrichen wieder einige Sekunden. Fest und herausfordernd stand Douglas auf seinem Posten.

„Bringen Sie die armen Menschen so schnell wie möglich hinaus," raunte er nur dem sich ehrerbietig verneigenden Wirt zu.

Dieser schlüpfte sofort hinter ihm vorbei, und Lottchen die Hand reichend, führte er die halb Ohnmächtige behutsam die Stufen hinunter. Douglas aber kehrte sich der bereits wieder geräuschvoll durcheinander wogenden Gesellschaft zu.

„Halloh, Ihr Männer!" rief er aus, „ich weiß nicht, ob hier Leute sind, die jemals in meinem Hause für geleistete Dienste einen guten Lohn empfingen oder mit mir die Ebene kreuzten und daher bezeugen können, daß ich keinen in seinem guten Rechte schädigen möchte."

Er mußte innehalten, weil vier, fünf Männer mit rauhen Beteuerungen sich ihm zugesellten und beschworen, bis auf's Messer zu ihm zu stehen, dann fuhr er fort:

„Ebenso bereit bin ich aber auch, andere in ihrem Recht zu beschützen, wenn dieses bedroht wird. Und nun entscheidet: war Bill William — ich kenne ihn genau, hab' manches Otterfell von ihm in den Handel gebracht — berechtigt, ein schwaches Mädchen zu etwas zu zwingen, was ihrer Neigung zuwider ist? Befanden sich nicht schöne Señoritas genug hier, die ihm gerne



Und er versuchte, Lottchen, die vor Angst und Beschämung kaum noch ihrer Sinne mächtig war, zu sich herabzuziehen. (S. 187.)

die Ehre erwiesen hätten, mit ihm zu tanzen drei Tage und drei Nächte ohne Aufhören?" und abermals mußte er säumen, um die Lobpreisungen der Tänzerinnen entgegen zu nehmen, die, durch seine kluge Redewendung geschmeichelt, sich nunmehr ebenfalls auf seine Seite schlugen und ihm damit das Übergewicht sicherten.

„Und endlich, meine Freunde," begann Douglas alsbald wieder, „war ich nicht verpflichtet, den Bill William, wenn auch etwas hart daran zu erinnern, daß er im Grunde ein Gentleman ist, den's nicht kleidet, sich an einem schwachen Kinde zu vergreifen?" Und des ihm gespendeten Beifalls nicht achtend, fügte er hinzu, nachdem er sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß Eustachio mit Lottchen und deren Begleitern verschwunden war: „Ist Bill William tückisch, will er sich an mir rächen, so mag er's zu einer Zeit versuchen, in der seine Augen nicht mehr verschwollen sind und sein Blut sich ein wenig abgekühlt hat; denn jetzt haben wir bessere Dinge zu tun. Der Zufall führte mich hierher, um mir ein ergötzliches Schauspiel zu verschaffen; und ergötzlich war's genug, Caramba! so ergötzlich, daß ich mich verplichtet fühle, für gute Lustbarkeit bis zum hellen Tage zu sorgen. Eustachio soll einem Fäßchen seines besten El Paso-Weines den Boden einschlagen und den ersten Trunk dem Bill William reichen, damit der seinen Ärger hinunterspüle. Halloh, Don Eustachio!" rief er dem zurückkehrenden Wirt zu, „ein Fäßchen El Paso-Wein auf meine Rechnung, gleichviel wie groß, und verlangt der eine oder der andere einen Imbiß, so lassen Sie es nicht an Hartbrot und Käse fehlen, das verschärft einen gesunden Durst!"

Seine Rede zündete, daß das alte Lehmgebäude unter dem Beifallssturm zu beben schien. Doch auch Eustachio hatte das Seinige getan, um eine versöhnliche Stimmung zu fördern; denn Douglas hatte kaum geendigt, da ertönte auf dem dunklen Hofe eine gewandt gespielte Ziehharmonika, und einer von Eustachios Leuten schritt auf die Tribüne zu, um von dort aus seine lustigsten Melodien zu den sich zu neuem Rasen vorbereitenden Tänzern niederschallen zu lassen. Dann erschienen auch zwei mächtige Korbflaschen, die sofort geöffnet wurden und ihren Inhalt in zahlreich herbeigebrachte Gläser und Blechtassen ergossen.

„Wer hätte dem Douglas so viel Besonnenheit zugetraut?“ wandte Saavedra sich an Gonzales, sobald er die Gefahr eines blutigen Kampfes beseitigt sah, „aber das zeugt dafür, daß seine Vorliebe für die junge Geigenspielerin ernster gemeint ist, als ich glaubte voraussetzen zu dürfen.“

„Caramba!“ versetzte Gonzales begeistert, „und wenn sie solche Vorliebe nicht verdient, will ich zum letzten Mal in meinem Leben in solche unschuldvolle Augen gesehen haben. Sie ist eine Erscheinung, die jedem Hause zur Zierde gereichte.“

„Wohl möglich,“ gab Saavedra zu, „allein trotzdem würde ihr nie verziehen werden, daß sie, deren Spiel ihr gewiß die besten Kreise geöffnet hätte, sich in eine Spelunke verirrte, in der das Gift der Roheit und Sittenlosigkeit ihre Augen und Ohren beleidigten.“

Ohrenbetäubendes Getöse veranlaßte sie, ihre Augen den Scharten wieder zu nähern. Sie erblickten Douglas, um den sich ein Halbkreis gebildet hatte, und ihm gegenüber den Fallensteller. Obwohl wilder Grimm aus dessen verschwollenem Antlitz lugte, fügte er sich, wenn auch mit Widerstreben, dem Einfluß des ungeteilten Urteils aller Anwesenden.

„So wollen wir die Feindschaft hinuntertrinken,“ schloß Douglas seine Rede, „und haben Sie erst ausgeschlafen und sich die Sache überlegt, werden Sie sicher zu der Ansicht kommen, daß das Unrecht, das Sie dem armen Kinde zufügten, ein wahrer Berg ist im Vergleich zu dem Schlage, den jeder andere an meiner Stelle nach Ihnen geführt hätte.“

Er trank sein Glas leer. Seinem Beispiel folgten Bill William und alle übrigen.

„Und nun noch ein Wort,“ sprach er weiter, „da hörte ich jemand rufen, die Geigenspielerin sei mein Schatz. Sie muß das gehört und ein solcher Verdacht ihr tief ins Herz geschnitten haben, weil nicht ein Strohhalm Wahres daran ist. Caramba! da wäre viel zu verantworten, wollte einer jedes weibliche Wesen, dem er eine Gefälligkeit erwies, als Schatz betrachten. Und nun gute Nacht zu euch allen,“ und sich auf den Hacken umdrehend, schritt er gleichmütig nach dem Hofe und von dort auf die Straße hinaus.

Sechzehntes Kapitel.

In eine ungewisse Zukunft hinaus.

Lottchen und die beiden treuen Gefährten waren auf dem Wege nach ihrer bescheidenen Wohnung. Der Tubabläser trug das Tambourin an einem Riemen um den Hals, Lottchens Geige in der rechten Hand, die des Buckligen in der anderen. Und so schlichen sie dahin, schweigend und in sich gekehrt der Bucklige, mit dem langen und dem kurzen Schritt die Schnelligkeit bestimmend, Lottchen wie empfindungslos. In ihr wirkte noch immer das Entsetzen über den rohen Angriff, dem sie unterworfen gewesen war. Aber sie hatte auch gesehen, wie Douglas zu ihrer Rettung einschritt, zu ihrer Verteidigung einen Mann niederschlug, und immer wieder schnürte ihr armes Herz sich zusammen bei dem beschämenden Gedanken, daß er Zeuge ihrer Erniedrigung gewesen war.

Daß die beiden Gefährten ihre Empfindungen erreten, war herauszufühlen. Denn, indem sie schweigsam ihren dunklen Weg verfolgten, rief es den Eindruck hervor, als hätten sie jeden einzelnen Schritt berechnet, sogar den Atem gemäßigt, wie an dem Lager einer Schlummernden, die sie zu wecken fürchteten. Sie fühlten, daß die Ereignisse der heutigen Nacht — auch sie hatten ja Douglas erkannt — von unberechenbarer Tragweite waren.

Bald zwischen Gärten, bald zwischen würfelförmigen Baulichkeiten waren sie längere Zeit hingewandelt, als Lottchen in einen schmalen Weg einbog, der zwischen zwei von Luftziegeln errichteten Mauern hinführte

Am Ende des Ganges blieb Lottchen vor einem länglichen Hauswürfel stehen. Zugleich regte es sich im Innern des Hauses, die Tür wurde geöffnet und vor ihnen stand eine greisenhafte, ärmlich gekleidete Mexikanerin, die ein Lämpchen mit der dürren Hand beschattete. Auf dem bräunlichen, tief gerunzelten Antlitz mit schwarzen Augen war tiefe Besorgnis zu lesen.

„Jesus Maria!“ rief sie aus und leuchtete Lottchen ins Antlitz, „ich habe gewacht und gewartet und meinte, daß Sie gar nicht mehr heimkehren würden! Aber gehen Sie hinein; ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, was mich ängstigte wohl drei Stunden.“

Sie ließ die Gefährten an sich vorbei auf den schmalen Flurgang treten, worauf sie die Tür hinter ihnen abschloß und zu Lottchen gewandt hastig fortfuhr:

„Die Nacht war hereingebrochen, da klopfte es an mein Fenster, daß ich mich schier fürchtete. Aber ich faßte mich und ging hinaus, und da standen zwei Männer, die fragten, ob hier drei Fremde wohnten, die in der Stadt des Nachts zum Tanz aufspielten. Das verwirrte mich so, daß ich ja sagte und als das Wort heraus war, konnt' ich's nicht zurückrufen. Darum nahm ich mir ein Herz und fragte, ob eine Bestellung auszurichten wäre. Da sprach der eine, und an seiner Stimme erkannte ich einen älteren Mann, sie wären gekommen, um die Wohnung auszukundschaften, weil sie in nächster Zeit gute Musik bei einem Feste gebrauchten. Darauf gingen sie ihrer Wege, mir aber fiel es auf's Gewissen, daß ich in meiner Not richtige Auskunft erteilt hatte.“

Mit tiefer Spannung hatten die drei Gefährten den Worten der alten Frau gelauscht. Endlich fragte Lottchen mit erzwungener Ruhe:

„Wer kann das gewesen sein?“ dann, sich zuversichtlicher emporrichtend, fuhr sie lebhaft fort:

„Was Sie uns mitteilen, gute Brigida, bestärkt mich in dem Entschluß, noch vor Anbruch des Tages die Stadt zu verlassen.“

„Maria Santissima!“ rief die alte Frau erschrocken aus, „soll ich meine friedlichen Hausgenossen verlieren? Aber ich kann Ihnen nichts abschlagen, nur gebe ich zu bedenken: Zwei Stunden dauert's, bis der Tag in die Straßen scheint.“

„So brechen wir in einer Stunde auf. Unsere Habseligkeiten sind schnell genug gepackt. Wenn Sie nur die Güte haben wollten, uns leihweise ein Pferd zu verschaffen. Sie wissen, Brigida, ich verlange nichts umsonst; und verlieren Sie Ihre Mieter, so sollen Sie auch dafür nach unseren Kräften

entschädigt werden. Aber nur fort, fort von hier so bald wie möglich."

Weniger, als durch das Versprechen der Entschädigung, wurde die alte Mexikanerin durch den Ton, in dem Lottchen die letzten Worte sprach, zur Dienstfertigkeit bestimmt, denn anstatt Einwendungen zu erheben, antwortete sie bereitwillig:

„Da habe ich einen Neffen, der ist ein frommer zuverlässiger Mann. Er besitzt einige Maultiere und Pferde; wenn ich's ihm sage, kommt er gern mit drei gesattelten Tieren —"

„Nur zwei, Brigida," fiel Lottchen ein, „höchstens zwei, das eine für unseren Kameraden, dem das Gehen zu schwer wird, das andere für unser Gepäck, es ist ja nicht viel. Vielleicht kennen Sie ein Versteck nicht allzu weit von der Landstraße, auf der die Karawanen an den Missouri reisen. Da finden wir wohl Gelegenheit, mitgenommen zu werden für Geld und gute Worte."

Brigida erhob keine Einwendungen mehr, und Valentin sowie der Bucklige besaßen ebenfalls nicht den Mut, sie zu unterbrechen. Die Alte leuchtete ihnen daher in ihre aus mehreren kleinen düsteren Gemächern bestehende Wohnung hinein, und entfernte sich dann mit dem Versprechen, binnen kürzester Frist ihren Auftrag zu erfüllen.

Die Tür hatte sich kaum hinter der alten Frau geschlossen, da sank Lottchen wie entkräftet auf ein niedriges Bänkchen. Ihr Antlitz war totenbleich. Die Augen hatten sich gerötet und um den lieblichen Mund zuckte es, als hätte sie in lautes Weinen ausbrechen mögen.

Endlich sprach sie mit eigentümlicher Entschiedenheit, „hier ist unseres Bleibens nicht länger. Ich will, ich muß Ruhe finden. Lieber das bitterste Elend, als noch einmal Ereignissen begegnen, die mich um meinen Verstand bringen können. Ein böses Verhängnis führte uns in den Schutz des Herrn Douglas, und jetzt, obwohl die Kosten, die wir ihm verursachten, redlich ersetzt wurden, glaubt er noch immer, ein Recht zu besitzen, sich um uns zu kümmern."

„Fräulein Lottchen, Sie beurteilen ihn wohl zu hart," wandte Valentin kläglich ein, während der Bucklige, der sich

auf eine Strohmatratze niedergelassen hatte, schweigend zu dem Mädchen emporsah, „die Rückzahlung hätte er nicht angenommen, wäre ihm nicht daran gelegen gewesen, uns von einem drückenden Bewußtsein zu befreien. Caramba, er handelte wie ein Freund, und ich dächte, er bewies heute seine treuen Gesinnungen."

„Wer gibt ihm ein Recht, mich auf Schritt und Tritt zu verfolgen?" fragte Lottchen, und flüchtig röteten sich ihre Wangen, „wer gibt ihm ein Recht, mich zu beunruhigen, wohin ich mich auch wenden mag? Überall seh ich ihn — was soll das? Was will er von mir?"

Sie ließ eine Pause eintreten, und diese benutzte der Tubabläser zu dem Einwurf:

„Aber warum fliehen wie Missetäter? Caramba! Warum nicht aufrechten Hauptes von dannen ziehen und mit ungetrübtem Blick? Douglas ist ein gebildeter Mann; ich bezweifle nicht, wenn ich ihn auffordere, aus unseren Spuren zu weichen, so genügt das, uns seiner auf immer zu entledigen."

Entsetzt blickte Lottchen in die kleinen Augen des ehrlichen Valentin. Doch bevor das auf ihren Lippen schwebende: „Nimmermehr!" Laut gewann, ertönte des Buckligen grämliche Stimme:

„Wie Fräulein Lottchen entscheidet, so muß gehandelt werden. Wir beide bestehen aus festerem Holz — der verkrüppelte Hagedorn ist oft am härtesten —" schaltete er mit einem spöttischen Lächeln ein, „aber wir dürfen nicht von uns auf unsere Freundin schließen."

Valentins Brauen runzelten sich und höher bauschte die Wange sich auf, bis die in derselben angesammelte Luft mit leisem Zischen entwich. Dann sprach er in gedämpftem Posaunenton:

„Da drinnen liegt Sinn, Herr Archibald Fleder, und aus vollem, aufrichtigem Herzen pflichte ich Ihnen bei, Caramba."

„So sind wir einig," sprach Lottchen, indem sie sich erhob, „wohin wir uns auch wenden mögen, überall finden wir Menschen, die für Musik ein Herz haben."

Ihre anmutige schlanke Gestalt schien bei diesen Worten zu wachsen. In gleichem Maße erhielten ihre Züge einen Aus-

druck gereifter Weiblichkeit, so daß die beiden Gefährten zu ihr wie zu einem höher begabten Wesen emporsahen.

„Herr Valentin,“ fragte sie nach kurzem Sinnen, „haben Sie unsere Schulden an Herrn Douglas vollständig berichtigt?“

„Bis auf den letzten Pfennig,“ beteuerte Valentin ernst.

„Außerdem sparten wir?“

„Eine hübsche Summe. Mit der heutigen Einnahme werden wir auf hundertundzwanzig Dollars kommen.“

„So wären wir bei unseren bescheidenen Ansprüchen in nächster Zeit gegen Not geschützt?“

„Wenigstens auf solange, bis wir Gelegenheit zu neuem Erwerb finden.“

„Wo mag die liegen,“ bemerkte Lottchen auf Valentins letzte Bemerkung, und es war ersichtlich, daß der Gedanke an die ungewisse Zukunft sich wie eine drückende Last auf ihre Seele wälzte, „in einem fremden Lande unter fremden Menschen — mein Gott, mein Gott, wann werde ich Ruhe finden —“ das Beben ihrer Stimme verriet, daß sie gegen Tränen kämpfte.

Nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, gingen die Gefährten daran, ihre geringen Habseligkeiten zu packen. Sie befanden sich noch mitten in dieser Beschäftigung, als Brigida mit der Nachricht eintraf, daß ihr Neffe mit den Tieren folge. Die Rechnung wurde geordnet, und zum letzten Mal versorgte die alte Frau ihre Gäste mit Speise und Trank. Dabei erzählte sie von einem Verwandten, der seit vielen Jahren einsam im Gebirge hause und eine dürftige Goldader mühsam bearbeite. Er sei etwas stumpfsinnig, meinte sie, jedoch harmlos und gefällig; auf ihre Bitte würde er ihren Freunden gern ein Winkelchen seiner Hütte einräumen. Dort seien sie sicher geborgen, auch nicht zu weit von der Landstraße entfernt, um eine geeignete Reisegelegenheit nach dem Osten auszukundschaften.

Das Mahl war eben beendigt, als Brigidas Neffe eintraf, und ohne Säumen ging man an’s Werk, die Koffer und Geigen zu verladen. Obwohl Lottchen sich bereit erklärte, zu Fuß zu wandern, hatte Brigida ein drittes Tier für sie ausbedungen. Ein kurzer Abschied folgte. Dann half der Tubabläser Lott-

chen und seinem unglücklichen Freund in den Sattel, worauf der Mexikaner, Lottchens Tier am Zügel führend, den Zug eröffnete. Ihm schloß der Bucklige und diesem der Tubabläser mit dem Packpferde sich an. In den Straßen regte sich nichts. Dunkel und still lagen die Häuser mit ihren kleinen schwarzen Fenstern. Schweigend verfolgten die Reisenden ihren Weg, nirgends entdeckten sie Leben, nirgends begegneten sie jemand, der sie um die Ursache ihres frühen Aufbruchs befragen oder später über die rätselhafte Reisegesellschaft hätte berichten können.

Die letzten Häuser blieben hinter ihnen zurück und vor ihnen dehnte sich eine baumlose Ebene aus, die in der von ihnen innegehaltenen Richtung von einem Walde begrenzt wurde.

Heller wurde die Atmosphäre, kleiner die Zahl der Sterne und munterer bewegten die Tiere und die beiden Männer sich auf ihrem ebenen Wege einher. Lottchen schien entschlummert zu sein und der Bucklige nur noch in Träumen zu leben, die ihm sein elendes Ich als einen Mann von Kraft und Gewandtheit vorspiegelten. Wie gern hätte er sein Kleinod, die kostbare Geige und sein Spiel dafür hingegeben, solchen Traum verwirklicht zu sehen.

Die Wanderung einer Stunde brachte die Reisenden an den Saum des Waldes. Bevor sie in diesen eintraten, sandten sie einen Blick rückwärts. Die umfangreiche Ebene von Santa Fé schwamm im blendenden Glanze der aufgehenden Sonne. Die graue Stadt war kaum noch zu erkennen.

Brigida schlief um diese Zeit. Sie hatte ihren Gästen vier Vaterunser und vier Ave Maria nachgesandt, Lottchen aber noch besonders der Fürsorge ihrer Schutzpatronin, der heiligen Brigida, anempfohlen. In der beruhigenden Überzeugung der unfehlbaren Wirkung ihres frommen Verfahrens waren ihr die Augen zugefallen.

Folgenden Abends störten sie freilich wieder die beiden geheimnisvollen Männer, die nunmehr Lottchen und deren Gefährten zu sprechen wünschten, allein jetzt flößten sie ihr keine Scheu mehr ein. Mit stillem Dank für ihre Schutzpatronin erklärte sie, daß die drei Spielleute schon in voriger Nacht

davongegangen seien, ohne die Richtung ihrer Reise zu verraten. Sie vermute indessen, daß sie sich einer flinken Maultierkarawane zur Fahrt nach dem Osten angeschlossen hätten. Darauf beobachtete sie schadenfroh, wie die beiden Männer sich gegenseitig erstaunt in die Augen sahen und schweigend von dannen gingen.

„Ich ahnte es," bemerkte Saavedra zu Gonzales gewendet, indem sie sich unter den schattigen Pfirsichbäumen langsam einherbewegten, „ein Charakter, wie der ihrige, ist nicht geschaffen, Beschämungen zu ertragen, wie sie solche an jenem unheimlichen Ort durch Douglas' unerwartetes Auftauchen erfuhr."

Selbigen Abends war die bekannte Fandangohalle wieder dicht gefüllt. Eine Weile hatte man auf die Spielleute gewartet, sogar nach ihnen geschickt, um sie zur Eile zu mahnen. Als aber der Bote mit der Kunde zurückkehrte, daß sie plötzlich und ohne Angabe ihres Zieles abgereist seien, begnügte man sich mit den Klängen der Ziehharmonika, denen sich alsbald die einer Guitarre und einer Triangel beigesellten.

Nachdem das Gerücht von dem Verschwinden Lottchens sich in der Halle verbreitet hatte, schlich Douglas aus seinem Versteck unbemerkt auf die Straße hinaus. Ein Weilchen blieb er vor der Haustür stehen; dann entfernte er sich langsam wie jemand, der über die Richtung des von ihm innezuhaltenden Weges von Zweifel befangen ist. — —

Siebzehntes Kapitel.

Im Gebirge.

Roland war mit einer großen Handelskarawane in Santa Fé eingetroffen. Nach Erledigung der dringendsten Geschäfte galt sein erster Besuch Saavedra, mit dem er nicht nur Handelsbeziehungen aufrecht erhielt, sondern den er auch als Freund schätzte. Von ihm durfte er die zuverlässigsten Nachrichten über alles erwarten, was sich während seiner fünfmonatlichen Abwesenheit in Santa Fé zugetragen hatte, so-

wie über die Personen, mit denen er mehr oder minder befreundet war. So erfuhr er, daß die Gerüchte, die über die verlorene Tochter der Señora Herera in Umlauf gesetzt worden waren, an Glaubhaftigkeit gewonnen hätten, sie aber sorgfältig vor der Mutter zu verheimlichen trachte. Ferner vertraute Saavedra ihm an, daß Douglas sich vor acht Tagen mit wenigen Begleitern auf den Weg nach dem Missouri begeben habe, angeblich um dort eine Karawane zu übernehmen, in Wahrheit aber wohl nur, um den Spuren einer jungen Geigenspielerin zu folgen, die auf geheimnisvolle Weise aus Santa Fé, überhaupt aus der Provinz verschwunden sei.

„Weder der einen, noch dem anderen begegnete ich," versetzte Roland gleichmütig, „freilich, es laufen viele Wege durch die Prärie — doch was ist's mit der Geigenspielerin? Ich lernte im vorigen Jahre ein wunderbar befähigtes Mädchen kennen. Ist die junge Person, auf die Sie sich beziehen, dieselbe, die Douglas hierherbrachte und heißt sie etwa Roswitha Winsel?"

„Diesen Namen hörte ich nie."

„Nun, es gibt ja mehr als eine Virtuosin in der Welt. Die meinige war auffallend schön, und um ihre rührende Schönheit durch Kontraste hervorzuheben, hatte ihr Onkel, der Kapellmeister, einen allerdings sehr begabten, jedoch schrecklich verwachsenen Krüppel —"

„So ist meine Künstlerin dennoch dieselbe," fiel Saavedra ein, „ich hatte Gelegenheit, sie zu beobachten. In ihrer Begleitung befindet sich tatsächlich ein verwachsener Mensch, dessen Elend man aber vergißt, sobald er mit dem Bogen über die Saiten fährt."

„Ihren Namen erfuhren Sie nicht?"

„Lottchen Hagenberg, also eine Landsmännin von Ihnen."

„Hagenberg?" wiederholte Roland sinnend, „Hagenberg? Es kann nicht sein; es müßte denn eine Namensänderung stattgefunden haben, seitdem sie sich von ihrem Onkel trennte. Und verstand ich recht, so reist sie nur mit jenem verkrüppelten Virtuosen?"

„Und mit einem vierschrötigen Trompeter oder Tambourinschläger."

„O, ich entsinne mich, Valentin Tatzkow, ich kam mit ihnen zusammen übers Meer. Hagenberg? Hagenberg? Wie kommt sie zu dem Namen? Es ist unbegreiflich. Dieser Zusammenhang wäre möglich, aber — — —“

„Welcher Zusammenhang?“

„Die Waise, wegen deren Colonel Kirkwall die Aufforderung an uns richtet, alle weiteren Nachforschungen einzustellen, führt ebenfalls den Namen Hagenberg und ist nachweislich die Tochter jenes in der Schlacht bei Richmond gefallenen Soldaten. Es sollte mich wundern, beständen zwischen den beiden jungen Wesen nähere Beziehungen. Auf alle Fälle erscheint die Angelegenheit wichtig genug, die Geigenspielerin nicht aus den Augen zu verlieren.“

„Vielleicht gelingt es Douglas, Zuverlässiges in Erfahrung zu bringen,“ erwiderte Saavedra, „und wie ich ihn beurteile, ist ihm kein Opfer zu groß, sich wenigstens über deren Verbleib Auskunft zu verschaffen. Doch wie fanden Sie den Colonel?“

„So gern ich diejenige von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt hätte, wegen derer so viele Jahre hindurch gewissermaßen Himmel und Erde in Bewegung gesetzt worden waren, mangelte mir doch die Zeit zu einem Besuch bei dem Colonel. Ich vermute indessen, er fand sich in seinen Erwartungen ein wenig getäuscht. Seine brieflichen Mitteilungen lauten wenigstens sehr nüchtern. Das Mädchen brachte er in ein Erziehungsinstitut, was ebenfalls nicht sonderlich für eine neunzehnjährige Person spricht. Sie erwähnten der Señora Herera. Ist etwas geschehen, das Gerücht betreffs des Kindes auf seinen wahren Wert zurückzuführen?“

„Ich schickte den José zum Kundschaften aus. Von den Nachrichten, die er heimbringt, hängt das weitere ab.“

In diesem Augenblick sprang Roland, der so saß, daß er durch das offene Fenster einen Teil der Straße zu übersehen vermochte, auf und aus der Tür eilend rief er laut den Namen Valentin Tatzkow.

Der Tubabläser, bereits an dem Hause Saavedras vorbei, blieb stehen und sah zurück. Kaum aber erkannte er Roland, als er mit dem Ausdruck ungeheuchelter Freude auf ihn zueilte.

„Gott sei Dank!“ rief er aus, Roland beide Hände entgegenstreckend, „Gott sei Dank, daß ich eine befreundete Seele finde!“ und unbekümmert um den ihm fremden Saavedra, fuhr er atemlos fort: „Sie sehen mich in Todesangst, in Verzweiflung — unser Lottchen ist gefährlich erkrankt! Durch alle Straßen bin ich nach einem Arzt gelaufen — keiner will mich begleiten — Lottchen verlangt nach der toten Mutter, sie ruft nach dem Kapellmeister, nach Leuten, die sie kaum kennen lernte —“

„Zunächst beruhigen Sie sich,“ unterbrach Roland den Tubabläser in peinlicher Spannung, „und dann erklären Sie, wie wir helfen können und wo Ihr erkrankter Schützling sich zurzeit aufhält.“

„Im Gebirge,“ antwortete Valentin trübselig, „eine düstere Stätte, wo wir aber hoffen durften, vorläufig ungestört zu bleiben. Und alles ging so gut, da aber erkrankte Fräulein Hagenberg vor fünf Tagen, Caramba. Hätte ich mich nur gleich auf den Weg zu einem Arzt begeben — allein das liebe Kind wollt’s nicht dulden, und nun liegt sie da, daß es einen Stein erbarmen möchte. Wer aber ihr frühes Ende verschuldete — das weiß ich jetzt. Seit der letzten Nacht in dieser Stadt verlebte sie keine ruhige Stunde. Überall wähnte sie sich verfolgt und angefeindet, und das mußte sie aufreiben. Dann packte sie das Fieber, ihr Kopf brannte wie glühendes Eisen, und irre redete sie, daß es grausig anzuhören war. Was half uns da alles Kühlen mit dem frischen Quellwasser! Schlimmer wurde ihr Zustand, bis ich’s endlich nicht mehr ertrug und mich auf den Weg hierher begab —“

„Das arme, arme Kind,“ sprach Roland mitleidig vor sich hin; dann zu Saavedra, der mit tiefer Teilnahme den Mitteilungen des ehrlichen Tubabläsers gelauscht hatte, „es muß alles aufgeboten werden, die Ärmste ihrem traurigen Lose zu entreißen. Wo sie zurzeit weilt, entbehrt sie sicher alles, wodurch ihr auch nur die geringste Linderung verschafft werden könnte.“

„Alles, alles fehlt uns, außer Ziegenmilch, Maisbrot und Fleisch,“ klagte der Tubabläser wieder einfallend.

„Wie weit ist es bis zu ihr hinaus?“ forschte Saavedra.

„Zwölf lange Stunden gebrauchten wir auf dem Hinweg," erklärte Valentin trostlos, „der Weg ist schrecklich. Zurück kam ich schneller, weil ich mir keine Ruhe gönnte."

„Sie kennen den Weg hinlänglich, um uns führen zu können?"

„Versprechen darf ich's nicht," antwortete der Tubabläser nachdenklich; er säumte einige Sekunden, und mit triumphierendem Ausdruck fuhr er fort: „Ich weiß Rat! Die Frau, bei der wir hier wohnten, gab uns einen Führer mit, der zugleich die Pferde stellte — es würde mich nur einen Gang kosten, ihn herbeizuschaffen."

„So verlieren Sie keine Zeit," schärfte Saavedra dem Tubabläser ein, „suchen Sie den Mann auf und schicken Sie ihn mit einem halben Dutzend Pferden hierher. Ich reite mein eigenes und stelle Ihnen ebenfalls eins zur Verfügung, sofern die ihrigen nicht zur Hand sind," kehrte er sich Roland zu, „auch für eine Hängematte sorge ich — Tragstangen finden wir wohl an Ort und Stelle — und nun vorwärts mit Ihnen," zu dem Tubabläser, „wenn Ihnen an der Rettung Ihres Schützlings gelegen. Ein Arzt wird uns begleiten, und je früher Sie mit ihrem Manne und den Tieren hier sind, um so früher brechen wir auf."

Der Tubabläser eilte davon. Ihm merkte niemand an, daß er eben erst einen zwölfstündigen beschwerlichen Marsch zurückgelegt hatte.

„Wer hätte das geahnt," sprach Saavedra, sobald er sich wieder mit Roland allein sah, „während Douglas ihre Spuren am Missouri sucht, während wir selber ihrer hier teilnahmvoll gedenken, ringt sie in der Nachbarschaft in irgendeinem versteckten Winkel mit dem Tode.

Einer von seinen Leuten trat ein und überreichte ihm einen Brief.

„Von der Señora Herera," bemerkte Saavedra, indem er den Umschlag aufriß. Kaum aber hatte er den aus nur wenigen Zeilen bestehenden Inhalt gelesen, als er bestürzt ausrief:

„Auch das noch in diesem Augenblick! Da lesen Sie selber," und er reichte Roland den Brief, „unter solchen Umständen

darf ich Sie nicht begleiten, und ein Glück ist's, daß die verhängnisvolle Kunde nicht eine Stunde später eintraf."

„Kommen Sie sobald wie möglich zu mir," lauteten die augenscheinlich mit bebender Hand geschriebenen Worte, „die alten Wunden sind aufgerissen und bluten ärger, denn je zuvor. Meine Tochter lebt bei einem Indianerstamm. Mein Sohn ist fern! Kommen Sie um der Barmherzigkeit Gottes willen."

Nachdem Roland gelesen hatte, sah er fragend in das heftig erregte Antlitz des Freundes.

„So hat der Teufel dennoch sein Spiel gehabt und ihr die Kunde zugetragen," sprach dieser, die Brauen tief runzelnd, „Caramba, ich erriet die Folgen und fürchtete sie. Ein unverbürgtes Gerücht gilt ihr als Wahrheit — eine Mutter fühlt ja anders, als unsereins. Ich muß zu ihr."

„Der Señora gehören Sie zunächst," versetzte Roland, „das aber ist für mich doppelte Ursache, den Arzt zu begleiten und mich von dem Ergehen des armen Mädchens zu überzeugen."

„Meine Pferde stehen zu Ihren Diensten."

„Die meinigen sind zur Hand. Ich muß ohnehin noch einmal in meinem Hause Umschau halten und Vorkehrungen für die Zeit meiner Abwesenheit treffen. Doch wo bringen wir das arme Kind unter? Ich lebe allein mit meinem Majordomo und einigen Dienern; und weibliche Pflege dürfte doch wohl eine Hauptbedingung sein."

„Bei mir ist es nicht anders," erklärte Saavedra nachdenklich, fügte aber sogleich lebhafter hinzu: „Wo hatte ich meine Gedanken? Befindet die Kranke sich in einem Zustande, daß der Arzt die Überführung gestattet, so bringen Sie sie auf dem nächsten Wege nach der Hazienda Herera — das ist der einzige und zugleich ein guter Ausweg. Dort wartet ihrer nicht nur eine treue und liebevolle Pflege, sondern es gereicht auch der Señora zum Segen, in ihrer Angst etwas zu besitzen, dem sie mit ganzer Seele sich zuwenden muß. Die Pflege wird ihren Geist fesseln — und sollten die Gerüchte betreffs ihrer Tochter — sich als unbegründet erweisen, so betrachtet sie die junge Künstlerin als eine Art Ersatz. Wunderbar; was ich eben noch ver-

wünschte, jetzt erscheint es mir als eine freundliche Schicksalsfügung. Ich erwarte Sie daher mit der Kranken auf der Hazienda; dort mögen wir weiter beraten. Ein fester Entschluß kann freilich vor Josés Heimkehr nicht gefaßt werden.“ — —

Wo die alte Handelsstraße, bald nachdem sie Santa Fé verlassen hat, zwischen bewaldeten Gebirgszügen hindurchführt, da begrüßt sie auf der ersten Tagereise zahlreiche Ansiedlungen und Gehöfte, zum größeren Teil darauf berechnet, den von den Ebenen heimkommenden Karawanen Gelegenheit zu lang entbehrten, gewählteren Speisen und Getränken zu bieten. Während aber die Straße sich um die Berge herumwindet, schneiden nur für Fußgänger und Reiter zugängliche Pfade die Umwege ab und führen durch Waldungen, die erst wenig von dem Charakter der Urwildnis eingebüßt haben. Von diesen Saumpfaden laufen wieder Fährten ins Gebirge hinein. Wer Menschen sucht, darf solchen Fährten nicht folgen, höchstens derjenige, der sich fremder Aufmerksamkeit zu entziehen wünscht, wie Lottchen und ihre Begleiter, denen bei ihrem Eindringen in das Gebirge ein ihnen entgegen rieselnder Quellbach als Wegweiser gedient hatte.

Das Asyl, in das sie geführt worden waren, war freilich eine nur wenig einladende Stätte; allein die Unbequemlichkeiten wurden mehr als ausgeglichen durch das Bewußtsein, in der tiefen Waldeinsamkeit durch nichts gestört zu werden. Die Hütte war zum Teil in den Bergabhang hineingewühlt worden und hatte ein aus Baumstämmen, Rasen und Erde hergestelltes Dach erhalten, das oberhalb des Eingangs verlängert, zusammen mit den Tragpfählen eine Art Veranda bildete. Unterhalb dieses Vorbaues brannte auch das Küchenfeuer, das zur Winterszeit freilich in die Hütte hinein verlegt werden mußte.

Dies alles hatte Brigidas Verwandter geschaffen, ein alter, weißbärtiger Mexikaner, um den andere Menschen sich ebenso wenig kümmerten, wie er sich um sie.

Den ihm von Brigida empfohlenen Fremden hatte er bereitwillig die Benutzung seiner Hütte frei gegeben, ihnen sogar seine beiden Ziegen zur Verfügung gestellt, mit denen der

Tubabläser schon am ersten Tage eine sehr rege, allen Teilen zum Vorteil gereichende Freundschaft schloß. Sonstige Lebensmittel überließ der wortkarge alte Mann ihnen zu einem mäßigen Preise von seinen eigenen Vorräten, die er mühsam und gewöhnlich zur nächtlichen Stunde herbeischleppte. Sonst verbrachte er seine ganze Zeit in einer Gebirgsschlucht, wo er mit seinem schweren Hammer Quarzblöcke zertrümmerte und aus dem gelben Geäder spärlich zerstreute, glimmerartige Goldblättchen sammelte.

Lottchen aber meinte eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben, auf der sie ihr ganzes Leben hätte verbringen mögen. Nach den geräuschvollen Tagen in der Stadt erschien ihr die tiefe Stille der sommerlichen Waldeinsamkeit doppelt verlockend. Da gab es nichts, was sie mit Scheu erfüllt, was ihr armes junges Herz ängstlicher schlagen gemacht hätte. Zwischen den dicht belaubten Baumwipfeln hindurch schimmerte der blaue Himmel zu ihr herein, sandte die Sonne ihre warmen Lichter zu ihr nieder. Munterer Drosselschlag und sanfte Lieder der Blauvögel und des leuchtend roten Kardinals erfreuten sie in den Frühstunden und wenn gegen Abend die Schatten sich verlängerten. Liebliche Blüten schmückten die zierlichen Gebirgskräuter, Nußhäher, Spechte und Eichhörnchen führten die drolligsten Schauspiele vor ihr auf, während lautrasselnde Lokustgrillen dazu aufspielten und ein heiserer Laubfrosch mit seinem Krächzen den Takt regelte.

Ein Reich des Friedens nannte sie ihre Umgebung, wenn ihre freundlichen Blicke zwischen den bemoosten Stämmen umherschweiften; ein Reich des Friedens, wenn der Tubabläser und der Bucklige bei Bereitung der Speisen ihr dienstfertig zur Hand gingen und der wortkarge Einsiedler ihr schwermütig zulächelte, bevor er mit seinem Hammer im Walde verschwand. Ein Reich des Friedens, wenn sie abends in einem Winkelchen der Hütte auf einer Lage duftenden Heus sich zur Ruhe begab und die wollene Decke über sich hinzog. Sie war ja so glücklich, so unendlich glücklich, glücklich wie ein Singvögelchen, das eben der verderblichen Schlinge entrann und dankbar in die Welt hinausjubelt und den wunderbaren Zufall preist, dem

es seine Rettung verdankt. Und was sie empfand, das offenbarte sie in lieblichen Melodien, die sie des Abends ihrer Geige entlockte, während der Bucklige sie leise begleitete, nur ganz leise, wie befürchtend, die reinen Töne vor dem eigenen lauschenden Ohr zu verschleiern. Und Valentin Tatzkow saß dabei, im Stillen beklagend, daß es ihm nicht vergönnt war, mit seiner Tuba einzustimmen, weil sie durch ihr weithin schallendes Organ zum Verräter an ihnen hätte werden können. Aber mit den Brauen und den Lippen arbeitete er nach besten Kräften, während die bläulichen Flämmchen des Küchenfeuers flackerten und tanzten, zahlreiche Leuchtkäfer ihre blitzenden Linien um die Erdhütte herumzogen, statt der geräuschvollen Lokustgrillen, deren Trommelfellchen im Tau erschlafften, die langbeinigen Baumheuschrecken mit ihren zarteren Trillern die Musik begleiteten und die Heimchen ringsum in Moos und Rasen zirpten unermüdlich ihren Beifall.

Ja, das war eine andere Umgebung, als die staubige Fandangohalle, eine gesittetere Zuhörerschaft, als die wilden Tänzer und Tänzerinnen, eine traulichere Musik, als die tollen Walzermelodien, bei denen das elende, ausdruckslose Tambourin im Grunde die Hauptrolle spielte. —

Dann aber war ein neuer Tag angebrochen, ein Tag mit demselben heiteren goldenen Sonnenschein, mit demselben Gezwitscher, demselben Gesang, und doch schien Lottchen plötzlich eine andere geworden zu sein. Ihre zarte Gesichtsfarbe wechselte häufig, flüchtige Glut zog über ihre Wangen und oft legte sie die Stirn ein Weilchen in die offene Hand, wie es wohl geschieht, wenn Schmerzen in den Schläfen bohren oder man sich bestrebt, peinliche Gedanken zu verscheuchen. Und eines Abends, als sie allein an dem Quellbächlein saß und sich über das Becken neigte, da gewahrte sie in den regsamen Fluten gar seltsame Bilder. Es ist ihr eigenes Antlitz, das in dem beweglichen Wasserspiegel hierhin und dorthin zuckte, oft bis zur Unkenntlichkeit sich verwandelnd. Und dann lächelte ihr schmerzlich bewegt und doch so zärtlich die treue Mutter zu, die doch schon längst der, ach so weit entfernte kleine Hügel deckte!

Reichlicher flossen ihre Tränen und tiefer neigte sie das Haupt. Und wieder tanzte ihr Antlitz auf dem Wasserspiegel und veränderte sich. Schärfer spähte sie hinab; nein, das war ihr Antlitz nicht mehr. Andere, fremde und doch so vertraute Züge traten an dessen Stelle. Ein wettergebräuntes Gesicht mit großen ehrlichen Augen verdrängte das ihrige. Lächelnd zerfloß es wieder, jedoch um alsbald aufs neue den Platz in dem beweglichen Spiegel zu behaupten.

Lottchen strich mit der Hand über ihre Augen, allein vergeblich. Denn da war es wieder mit seinem freundlichen Blick und dem trotzigen, männlich energischen Zug um den langen braunroten Schnurrbart. Und wie seine Augen die ihrigen suchten, seine Lippen sich öffneten, als hätte er fragen wollen, weshalb sie geflohen sei, da er doch nur seine Pflicht erfüllt habe, indem er sie verteidigte.

Also auch hierher in die stille Einsamkeit des Waldes war er ihr gefolgt; auch hier überwachte er sie, sah er sie mit Blicken an, die sie bis in ihr armes zuckendes Herz hinein fühlte. Sie bedeckte die Augen mit beiden Händen; doch was half es? Seine ganze Gestalt sah sie jetzt vor sich, die Arme nach ihr ausbreitend, sich ihr zuneigend.

Noch einmal spähte sie in das Becken hinab, da war es ja wieder — nein, sie täuschte sich nicht — da unten in den sich bereits dunkler färbenden Schatten wiegte es sich lebhaft, trennten die vertrauten Züge sich von den tändelnden Wellen. Sogar eine vertraute Stimme meinte sie zu unterscheiden, eine tiefe männliche Stimme, die sich mit dem Murmeln und Sprudeln der Quelle einte, freundlich zu ihr sprach, sie zu beruhigen suchte.

Entsetzt sprang sie auf und eilte an den vor der Hütte auf ihren Decken kauernden Gefährten vorüber ins Haus. Gleich darauf erschien sie wieder im Freien, in der linken Hand die Geige, in der rechten den Bogen. In geringer Entfernung von dem verglimmenden Küchenfeuer ließ sie sich am Fuße einer alten Eiche auf ein kunstlos hergestelltes Bänkchen nieder. Ein Weilchen prüfte und stimmte sie die Saiten. Dann zitterte ein sanfter, langgedehnter Akkord wie ein geisterhafter Klageruf durch den Wald. Ihm aber folgte eine liebliche schwermütige

Melodie, entnommen einem trauten Heimatsliede, wie Lottchen solche in müßigen Stunden mit Vorliebe zu spielen und mit träumerischen Variationen zu durchweben pflegte. Allmählich wurden ihre Bewegungen schneller und energischer. Sie sprang bald in diese, bald in jene Melodie über, achtlos, wie und wo sie abbrach, als hätte sie eine Vision mit wirr durcheinander wogenden Bildern und Gestalten in Töne kleiden wollen. Der Tubabläser und der Bucklige lauschten ängstlich gespannt und von den ernstesten Besorgnissen gequält.

Und weiter spielte Lottchen kräftiger, energischer, doch jetzt waren's nicht Lieder mehr, sondern Phantasien, so verworren und durchdringend, daß die Gefährten sich davon durchschauert fühlten. Bald erklang es wie das Gezwitscher kosender Vögel, bald wie das Sprudeln und Lachen der nahen Quelle. Dazwischen streute sie wieder Bruchstücke aus den wilden Tänzen, die sie gemeinschaftlich mit den Gefährten auf den Fandangos gespielt hatte, das Jauchzen zügelloser Gesellen, das Krächzen hungriger Raben und das Heulen beutelustiger Schakals, deren Ruf zuweilen aus den Gebirgsschluchten in den friedlichen Winkel des Goldsuchers herüberdrangen.

Eine Saite sprang mit häßlichem Schall. Lottchen beachtete es nicht. Nur schwerfälliger und daher schneidender glitt der Bogen über das kreischende Instrument.

„Wir müssen ein Ende damit machen, oder sie spielt sich zu Tode," flüsterte der Tubabläser ängstlich.

„Nicht mit Worten," riet der Bucklige, indem er sich mühsam erhob, „ich will meine Geige holen; vielleicht gelingt es mir, durch sie ihre Aufregung zu besänftigen."

Doch bevor er den Eingang der Hütte erreicht hatte, sprang wiederum eine Saite, jedoch nicht unter dem Bogen, sondern von der Gewalt, mit der die rastlosen Finger das Griffbrett umklammerten. Mit diesem letzten Ton verstummte das Spiel. Geige und Bogen fielen auf den Rasen, und sich erhebend schwankte Lottchen auf die Hütte zu.

Nur wenige Schritte hatte sie zurückgelegt, als sie plötzlich stehen blieb, mit den Armen einige Male ums Gleichgewicht kämpfte und lautlos zu Boden sank.



In geringer Entfernung von dem verglimmenden Küchenfeuer ließ sie sich am Fuße einer alten Eiche auf ein kunstlos hergestelltes Bänkchen nieder. (S 207.)

Im nächsten Augenblick kniete Valentin an ihrer Seite. Sich über sie neigend rief er sie mit vor Jammer bebender Stimme beim Namen, aber Lottchen rührte sich nicht. Still lag sie da, still wie eine Tote, der der letzte Atem auf ewig entfloh. —

Als nach zwei Tagen Lottchens Zustand sich nicht gebessert, sondern nur verschlimmert hatte, ließ der Tubabläser sich durch nichts mehr halten. Quer durch den Wald wanderte er über Höhen und durch Schluchten in der ihm von dem Goldsucher angegebenen Richtung, und als er endlich die Landstraße erreicht hatte, da beschleunigte er seine Schritte, unbekümmert um die Sonne, die heiß auf ihn niederbrannte, unbekümmert um den Staub, der seine Zunge dörrte, und nicht eher hielt er an, als bis er die Stadt erreicht hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Überführung.

Vierundzwanzig Stunden waren verstrichen, seitdem der Tubabläser sich zu der beschwerlichen Wanderung gerüstet hatte, und wiederum grüßte ein lieblicher, taufeuchter Morgen die einsame Hütte. Lottchen hatte eine böse Nacht gehabt, so böse, daß der Bucklige für ihr Leben zitterte und sogar der alte Goldsucher seine Teilnahmlosigkeit verlor, so daß er sich auf den Weg nach der nächsten Ansiedlung machte, um einige Zitronen zur Bereitung eines erquickenden Trunkes herbeizuholen. So befand der Bucklige sich allein mit dem holden Kinde, an das er sich mit der ganzen Liebe angeklammert hatte, die so viele, viele lange Jahre hindurch in seiner eingeengten Brust verschlossen gewesen war.

Finster grübelnd kauerte er neben dem dürftigen Bett, auf dem Lottchen lang ausgestreckt unter ihrer Decke lag. Starr hingen seine Blicke an dem bleichen, abgezehrten Antlitz. Die schwarzen Brauen und Wimpern ließen dessen Farbe noch weißer und zarter erscheinen. Schwer entwand der Atem sich

den erblaßten Lippen, die, leicht geöffnet, ein wenig von den kleinen Zähnen zurücktraten. Der Todesengel schien schon jetzt seine Hand auf das mattpochende Herz, seine Lippen auf die geschlossenen Augen pressen zu wollen.

Über die eingefallenen Wangen des Buckligen rollten schwere Tränen. Hier konnte er ja nach Herzenslust weinen, ohne daß er verlacht wurde. Ja, er weinte, Träne auf Träne entquoll seinen Augen, indem er leise, wie von Scheu befangen, die Hand hob und mit den langen, hageren Fingern das wirre Haar sanft von Lottchens Stirne zurückstrich.

Lottchens Lippen regten sich. Tiefer neigte der Bucklige sich über sie hin, um sich keines ihrer Worte entgehen zu lassen.

„Ich sah ihn," lispelte sie kaum vernehmbar; „im Bach wohnt er auf einer tiefen Stelle. Er blickte zu mir empor — er fand mich dennoch — nirgends bin ich sicher vor ihm —"

Heißer brannten die Tränen auf des Buckligen Wangen und trauriger blickten seine Augen, indem er sich die Bedeutung dieser Worte zu vergegenwärtigen trachtete.

„Er verlangt nach meiner Geige," fuhr Lottchen leise fort, „ich soll ihm ein Lied spielen — meine Arme sind schwer — möcht' ich doch selber gern hören —"

Sie verstummte mit einem Seufzer. Der Bucklige aber zog behutsam ihren Geigenkasten zu sich heran und geräuschlos nahm er das Instrument aus demselben. Ebenso behutsam prüfte und stimmte er die Saiten; dann hob er es, und den Bogen ansetzend verharrte er eine Weile regungslos. Die Blicke starr auf das abgezehrte Engelsantlitz gesenkt, schwankte er in seinem Entschluß. Durfte er von seinem Spiel eine beruhigende Wirkung erwarten, oder war es ratsamer, die Kranke in ihren Visionen nicht zu stören?

Noch zweifelte er, da bewegte die Hand mit dem Bogen sich kaum bemerkbar niederwärts, einen Ton erzeugend so rein und zart, als wäre er aus einem Traume entsendet worden. Des Buckligen Lippen bebten, seine tränenschweren Lider zitterten. Die Hand dagegen, die den Bogen mit wachsendem Druck über die Saiten zog, war fest und sicher, und wenn er je mit ganzer Seele gespielt hatte, so geschah es jetzt, als er der

Gefährtin Linderung zu bringen trachtete. Führten in früheren Zeiten die Dämonen des Hasses seine Hand, so kannte er jetzt nur qualvolles Bangen und schmerzliches Zagen, leises, ganz leises und ihm dennoch vermessen erscheinendes Hoffen, das sich unter den kunstgeübten Händen gleichsam in ein inbrünstiges Gebet verwandelte.

Stärker waren die zarten Töne geworden, bis sie endlich den engen Raum bis in seine düstersten Winkel hinein erfüllten.

Lottchen holte tiefer Atem. Die Musik drang in ihre Visionen ein, aber sie wußte nicht zu unterscheiden, ob sie ihr von außen zugetragen wurde, oder nur ein Ereignis der sie umringenden wirren Schreckbilder war.

Aber die krankhaft erregten Züge ebneten sich, die Atemzüge wurden regelmäßiger; milde Bewußtlosigkeit umfing nach der die Kräfte erschöpfenden Fieberkrisis Lottchens Sinne. Nur noch hin und wieder zuckte es um die farblosen Lippen.

Leichter berührte der Bogen die Saiten, einfacher wurden die Melodien und zarter, um endlich einen hauchartigen Ausdruck anzunehmen. Was um ihn her vorging, ahnte er nicht. Wie seine Augen waren auch seine Ohren einzig und allein der leidenden Gefährtin zugewendet. Er hörte daher nicht, daß Pferde und Maultiere sich von der Landstraße her näherten, in mäßiger Entfernung von der Hütte anhielten und mehrere Reiter sich aus den Sätteln schwangen.

„In fünf Minuten gehen wir bequem hinüber," bemerkte der Tubabläser zu Roland gewandt, und auf seinem breiten Antlitz war nur noch der Ausdruck tiefer Besorgnis erkennbar, „das Geräusch so vieler Pferde und Menschen möchte sie erschrecken und im Schlaf stören — mein gütiger Heiland," sprach er zerknirscht vor sich hin, — „wenn sie in einem Schlafe läge, aus dem ein Erwachen überhaupt nicht mehr möglich ist."

„Nur nicht zagen, alter Freund," suchte Roland ihn zu ermutigen. Es lag etwas Ergreifendes in der Ratlosigkeit des vierschrötigen Gesellen und in der verzweiflungsvollen Art, mit der die struppigen Brauen und die breiten beweglichen Mundwinkel zuckten. „Finden wir in dem armen Kinde nur noch ein Fünkchen Leben vor, so dürfen wir die Hoffnung nicht verlieren."

Der Arzt hatte den Koffer mit der Reiseapotheke von dem Packsattel genommen und war neben Roland hingetreten. Ihm folgte Gonzales, worauf Valentin allen voraus in den schmalen Pfad einbog und sich auf die Hütte zu bewegte. Allmählich wurden seine Schritte langsamer und vorsichtiger, bis er endlich in geringer Entfernung von der Hütte stehen blieb und sein Antlitz den ihm folgenden Männern zukehrte.

„Sie lebt," flüsterte er bewegt, „das ist ihre eigene Geige — sie spielt selber — es ist ihre Art, Caramba — dies Sanfte, Traumhafte —"

„Vorwärts," ermahnte Roland, „je eher wir uns von ihrem Ergehen überzeugen, um so besser für alle Teile."

Trotz der bereits eingetretenen vollen Tageshelle bedurfte er Zeit, um das Auge an die gedämpfte Beleuchtung in der Hütte zu gewöhnen. Dann aber prallte Valentin entsetzt zurück, und die nächste Dachstütze mit beiden Fäusten packend, zeigte er den Gefährten ein Antlitz, das selber im Tode erstarren zu wollen schien. Roland näherte sich hastig. Da hob Valentin die Hand zur Vorsicht mahnend empor.

„Stören Sie ihn nicht," flüsterte er dem Eintretenden erschüttert zu, — „er spielt ihr Totenlied."

Tief ergriffen lauschten die Männer der geisterhaften Musik. Behutsam trat Roland an Valentin vorbei, und zugleich gewann er einen vollen Anblick des Wehmut erzeugenden Bildes.

Zunächst erkannte er Lottchen und mußte sie für tot halten mit den marmorbleichen Zügen, auf denen eine Ruhe thronte, die, durch den Einfluß der ihrer eigenen Geige entströmenden Töne hervorgerufen, von einem schmerzlichen Hinüberschlummern zu zeugen schien. Sein nächster Blick galt dem Buckligen. Eng zusammengekauert saß dieser da. Den linken Ellbogen auf dem verkrümmten Knie rastend, mit der rechten Hand den Bogen weit ausholend und zurückschiebend, spielte er wie geistesabwesend. Das Haupt tief geneigt, hingen seine Blicke an Lottchens geschlossenen Augen. Da entdeckte Roland, daß noch Leben, wenn auch matt pulsierend, hinter dem stillen Antlitz wohnte, die Lippen sich regten, die Brust sich leise hob und senkte. Schnell gab er dem Arzt ein Zeichen, ihm zu folgen,

und seine Bewegungen vorsichtig abmessend, trat er in die Hütte ein.

Bis dahin ahnte der Bucklige immer noch nicht die Nähe von Menschen. Indem Roland aber den Eingang verdunkelte, kehrte er sich erschrocken um. Als habe sie dies geweckt, schlug Lottchen die Augen auf.

Wie noch von wirren Träumen umfangen, starrte sie ins Leere. Erst allmählich erkannte sie in Roland den Reisegefährten vom Cerberus wieder, und ein warmer Hauch flog über ihre eingefallenen Wangen. Als er ihr aber die Hand reichte, sie mit seinem ruhigen Organ anredete, beteuerte, daß er gekommen sei, ihre trostlose Lage zu erleichtern, da umspannte sie mit den zarten Fingern seine Hand, und diese an ihre Lippen führend, brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus.

Roland ließ sie gewähren, ihr gleichzeitig tröstlich zuredend.

„Ich bringe einen Arzt," sprach er, „Sie sehen ihn hier, und dort meinen jungen Freund, der mir behilflich sein soll, Sie auf eine Stätte zu schaffen, wo Sie ohne Angst und Sorgen Ihrer vollständigen Heilung entgegensehen mögen." Und da Lottchens Blicke immer wieder die Tür suchten, fügte er freundlich hinzu: „Und hier ist auch Ihr Freund Valentin Tatzkow, der uns rief und führte."

„Ich bin so elend, habe meine Freunde mit mir ins Unglück hinabgerissen," hob Lottchen leise an, als Roland beschwichtigend die Hand auf ihre Stirn legte.

„Nicht ins Unglück," versetzte er, „sondern auf einen Weg, auf dem wohlwollende Menschen Ihnen eine sorgenfreie Lage anbahnen. Doch ich überlasse Sie jetzt dem Arzt. Fassen Sie Vertrauen zu ihm, und von ihm soll es abhängen, wie bald wir von hier aufbrechen."

„Nicht nach Santa Fé," bat Lottchen bestürzt, und Roland sprach beruhigend:

„Nein, nicht nach Santa Fé, sondern weit abwärts in ein stilles freundliches Haus, in dem Sie sich zufrieden fühlen werden."

Er gab dem Buckligen ein Zeichen, ihm zu folgen, und gleich darauf befand Lottchen sich mit dem Arzt allein. — —

Der Tag ging dahin und als die Sonne endlich hinter die westlichen Höhen hinabtauchte, da ordnete sich vor der Hütte ein kleiner Zug.

Die Hängematte, in der Lottchen bequem gebettet lag, befestigte man an zwei Stangen, die mit den Packsätteln zweier hintereinander stehender Maultiere vereinigt worden waren. Das vordere führte Brigidas Verwandter am Zügel, das hinter der Hängematte schreitende wurde von Gonzales überwacht, während Roland und der Arzt sich zu beiden Seiten Lottchens hielten. Die Sorge für seinen Freund Archibald Fleder übernahm der Tubabläser; zugleich trieb er zwei beladene Packtiere vor sich her. Auf ruhigen Pferden beritten, kamen die beiden Gefährten gut genug von der Stelle. —

Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als der sich langsam einherbewegende Zug die Landstraße erreichte. Dort überzeugte der Arzt sich, daß Lottchen in einem Zwischenzustande zwischen Träumen und Wachen die sanften Schwingungen der Hängematte leicht ertrug, und weiter ging es in der kühlen tauigen Mondnacht, abwechselnd durch Waldungen und über Ebenen, bis man endlich bei Tagesanbruch im Tal des Rio Grande auf einer Rancho ein angemessenes Obdach während der heißen Tagesstunden fand. — —

Beinah zu derselben Stunde, in der Roland mit seiner Begleitung bei der Hütte im Gebirge eintraf, ritt Saavedra nach dem Hofe der Hazienda Herera hinauf. Die Señora, ihn erwartend, hatte sich schon beim Lichten des Morgens erhoben, und als sie endlich den Hufschlag eines schnell schreitenden Pferdes unterschied, war sie schnell in die Haustür geeilt. Seit der letzten Zusammenkunft mit Saavedra schien sie um viele Jahre gealtert zu sein.

Mitleidig betrachtete Saavedra sie. Er begriff, wie die neue Hoffnung, an die sie sich mit der vollen Angst einer Mutter anklammerte, sie erregte.

„Sollte wirklich ein weißes Mädchen bei irgendeinem Indianerstamm gefunden werden,“ hob er an, nachdem sie ihn in eingehender Unterredung mit allen ihren Befürchtungen und Hoffnungen vertraut gemacht hatte — „und in früheren Jahren

wurde ja so manches Kind guter Eltern unter die Eingeborenen verschlagen — wer will behaupten, daß es Ihre Tochter —"

Mit einer heftigen Bewegung richtete die Señora sich empor. Flammende Glut hatte sich über ihr Antlitz ausgebreitet; zügellose Leidenschaftlichkeit sprühte aus ihren Augen.

„Führen Sie mir das Kind zu in finsterer Nacht," rief sie aus, „ich will es nicht sehen, nicht berühren, nicht seine Stimme hören, und dennoch wird mein Herz mir sagen, ob es meine Tochter ist. Señor Saavedra! Sie sind der älteste Freund meines Hauses und reich an Erfahrungen, wie wenige, allein von der Gewalt der Mutterliebe haben Sie keinen Begriff. Bringen Sie mir das Mädchen, bringen Sie mir meine Tochter, und wäre sie im Laufe der Jahre gebräunt, wären ihre Sitten verwildert, wie die ihrer langjährigen Genossinnen, hätte sie die Natur der Tiere angenommen, auf deren Spuren ihre Räuber das Leben verbringen: An mein Herz will ich sie schließen, ihr einen neuen Odem einhauchen. Ich will sie lehren mich zu lieben, sich mir zuzuneigen mit kindlichem Vertrauen und nie mehr sich von mir fortzusehnen, sondern von mir in tausendfachem Maße all die heiße Liebe hinzunehmen, um die sie im zartesten Jugendalter ruchlos betrogen worden ist."

Mit fliegenden Pulsen hatte die Señora gesprochen und sank dann wie erschöpft auf die Bank neben dem langen Tisch auf der Veranda. Die Augen aber heftete sie auf Saavedra, als brächten seine nächsten Worte eine Entscheidung über Leben und Tod für sie.

Dieser begegnete ihrem Blick mit ernster Ruhe. Dann ergriff er ihre Hand und dieselbe fest in der seinigen haltend, hob er mit überzeugendem Ausdruck an:

„Wähnen Sie, daß ich nicht alles in meinen Kräften Stehende aufbieten möchte, Ihren Kummer zu lindern? Aber gerade, weil ich um Sie besorgt bin, rate ich Ihnen, der Verlorenen nur als einer Toten zu gedenken. Sobald José zurückkehrt und ich den Ursprung jener sinnlosen Kunde erfahren habe, breche ich auf, um die Wahrheit zu ergründen, und wenn es gilt, irgendeine Weiße aus der Gewalt der Eingeborenen zu befreien, scheue ich kein Opfer, sie ihren Angehörigen wieder zuzuführen."



„Stören Sie ihn nicht," flüsterte er dem Eintretenden erschüttert zu — „er spielt ihr Totenlied." (S. 213.)

Saavedra wollte ihr Zeit gönnen, sich zu sammeln, doch bevor er seine Rede wieder aufnehmen konnte, sah die Señora mit einer lebhaften Bewegung empor.

„Wäre mein Sohn nur hier," sprach sie klagend, „warum mußte er gerade jetzt von dannen ziehen, zumal es ursprünglich in seinem Plan lag, nicht vor dem Spätherbst aufzubrechen, um den Winter im Osten zu verleben?"

„Er geht eben seinen eigenen Weg," antwortete Saavedra, „und ich wäre der letzte gewesen, ihm abzuraten, schon allein um der Verhältnisse willen, die ihn in Sante Fé —"

„Sie beziehen sich auf die Geigenspielerin — diese soll auf rätselhafte Art verschwunden sein."

„Nur auf sie. Und so betrachte ich Douglas' Reise als eine Art Prüfstein. Sie wird ergeben, ob es eine ernstere Neigung war, die ihn zu mancherlei Torheiten verleitete, oder ob sie die Zeit seiner Abwesenheit nicht überdauert. Doch eine andere Kunde bringe ich noch, eine Kunde, die Sie freundlich berühren wird. Ein wunderbarer Zufall fügt es, daß Ihnen Gelegenheit geboten werden soll, Ihre mütterliche Sorgfalt einem der Hilfe und des Trostes im höchsten Maße bedürftigen Wesen zuzuwenden."

„Ein trostbedürftiges Wesen?" forschte die Señora ängstlich, „wie soll ich das verstehen?"

„Ein Mädchen, lieblich, wie ein junger Frühlingsmorgen, so lange schweres Siechtum es noch nicht entstellte; ein zartes Kind mit dem Gemüt eines Engels, dazu bestimmt, unter Ihren Händen wieder emporzublühen im holdesten Schmuck anmutiger Jungfräulichkeit. Denn Ihre Hände sind die einer Mutter, sind leicht und sorglich, und Ihr Blick hat seine Wachsamkeit noch nicht verloren trotz der Tränen, die ihn so vielfach verschleierten."

„Saavedra — Sie sprechen in Rätseln — Sie verschweigen mir etwas — Sie fanden —"

„Nicht weiter," fiel Saavedra warnend ein, „lassen Sie sich nicht zu Folgerungen hinreißen, die jeder vernünftigen Grundlage entbehren. Betrachten Sie es vielmehr als eine freundliche Schicksalsfügung, daß Ihnen gerade jetzt Gelegenheit geboten wird, die Pflichten einer Mutter zu üben."

Die Señora hatte sich hoch aufgerichtet; sank indessen bei Saavedras Erklärung zurück. Dieser aber fuhr fort:

„Und es ist ja auch eine Tochter, die Ihre Liebe erflehend, die Arme nach Ihnen ausstreckt," und gewahrend, daß die Señora ihn erstaunt betrachtete, fügte er feierlich hinzu: „Nicht umsonst pries ich die Abwesenheit Ihres Sohnes; nicht umsonst, daß er sich auf den Weg begab, das Mädchen zu suchen, das sich, jungfräulich zagend, auf der Flucht vor ihm befindet."

„Die Geigenspielerin!" rief die Señora schmerzlich bewegt aus.

„Die Geigenspielerin!" bestätigte Saavedra. „Ja, sie floh vor ihrem eigenen Herzen, nachdem der von Verzweiflung geborene Plan, eine unübersteigliche Schranke zwischen sich und ihrem Verfolger zu errichten, an dessen Zuneigung und festem Willen scheiterte. Die Flucht aber bezahlte sie mit einer schweren Erkrankung, wenn nicht gar mit dem Leben."

„Die wollen Sie hierher bringen?" fragte die Señora in ängstlicher Spannung

„Wem anders dürfte ich sie zuführen, als der Mutter des Mannes, der sie in die Wildnis hinaustrieb? Wem anders, als derjenigen, der am meisten daran gelegen sein muß, sie im näheren Verkehr kennen zu lernen, wenn sie dem Leben erhalten bleiben sollte?"

„So kann ich nur wünschen, daß sie bald hier einziehe, wo ihr mit aufrichtiger Zärtlichkeit eine Stätte bereitet werden soll," versetzte die Señora, indem sie Saavedra die Hand reichte, „aber Douglas," fügte sie mit neu erwachender Besorgnis hinzu, wo soll ich ihn finden?

„Er wird heimkehren zu seiner Zeit," fiel Saavedra zuversichtlich ein, „jetzt aber ist es ein Glück, daß er nicht anwesend ist. Die Ärmste darf nicht einmal erfahren, daß sie unter seinem elterlichen Dache weilt, soll ihr Gemüt nicht aufs neue erschreckt und in Zweifel gestürzt werden, die ihre Genesung sicher in Frage stellen würden."

Und nun begann Saavedra zu erzählen, was er über Lottchen und deren Gefährten wußte, alles, was er beobachtet und was er erkundet hatte.

Als nach dieser Unterredung die Sonne zum dritten Male über die östlichen Höhen lugte, da hatten die Freunde das Wohnhaus der Hazienda erreicht. Und nun trat die Señora festen Schrittes neben die von den beiden Maultieren getragene Hängematte, über die man, zum Schutz gegen den nächtlichen Tau, eine Decke ausgespannt hatte. Nur einige Sekunden sah sie auf ein liebliches marmorbleiches Antlitz, aus dem zwei große blaue Augen mit flehendem Ausdruck zu ihr emporschauten. Dann küßte sie die farblosen Lippen und zärtlich glitten ihre Hände über die abgezehrten Wangen. Eine fast überwältigende Bewegung niederkämpfend, sprach sie endlich mit vor Wehmut zitternder Stimme:

„Sei mir gegrüßt, mein herzliebes armes Kind, wer auch immer du sein magst; sei mir gegrüßt im Namen Gottes und aller Heiligen. Sei zärtlich begrüßt von einer Mutter, die dir ein ganzes Herz voll treuester Liebe entgegenträgt."

„Ich komme nicht allein," hob Lottchen sterbensmatt an, doch die Señora neigte sich ihr schnell wieder mit den Worten zu:

„Das weiß ich, mein liebes Kind, alles weiß ich, du besitzest zwei treue Freunde, die nunmehr auch die meinigen sein sollen. Fasse daher Mut. Was nur immer dich ängstigen mag, streiche aus deiner Erinnerung. Bist du erst kräftiger, dann magst du mir alles anvertrauen und sicher sein, bei mir den Trost einer Mutter zu finden."

Sie trat zurück. Alsbald gingen die Männer ans Werk, die Hängematte von den Stangen zu lösen und behutsam ins Haus hineinzutragen.

Lottchen hatte die Augen geschlossen. Sie meinte zu träumen, endlose Räume zu durchschweben, aber gehalten und beschirmt von ihrer eigenen toten Mutter. Erst als man sie in einem kühlen luftigen Zimmer sanft gebettet hatte, schlug sie die Augen wieder auf. Befremdet sah sie auf die Merkmale einer mehr als gewöhnlichen Wohlhabenheit, befremdet auf frische Blumen und Blattpflanzen, die das geräumige Gemach freundlich schmückten. Als aber die Señora leise zu ihr herantrat, da lächelte sie zufrieden und dankbar, und bald darauf raubte ein traumloser Schlaf ihr das Bewußtsein. —

Neunzehntes Kapitel.

Die Pferdediebe.

In dem umfangreichen Winkel, der im Osten von den sogenannten Großtimbers, einem von Texas aus sich tief in die Prärien hinein erstreckenden lichten Waldstreifen, westlich dagegen von der dürren Hochebene, der Llano Estacado begrenzt wird, liegt in einer lieblichen, wasserreichen Gegend, dem Flußgebiet des Texanischen Colorado, das Fort Chatlereagh.

Die Besatzung des Forts ist wohl längst verschwunden; dagegen blühen in den von dort aus sich nördlich ausdehnenden fruchtbaren Tälern, zwar etwas dünn gesät, Farmen, deren Besitzer sich Mannes genug fühlen und fühlen müssen, sich selbst und ihr Eigentum zu schützen. Wenn ihnen trotzdem gelegentlich durch freche Einbrüche Schaden zugefügt wird, so ist das nicht mehr, als jeder Grenzer selbst bei größter Wachsamkeit täglich zu gewärtigen hat.

In der eben bezeichneten Landschaft hatte auch Damerow, ein nicht mehr junger deutscher Einwanderer, seine Heimstätte gegründet, indem er eine bereits ziemlich eingerichtete Farm käuflich erwarb.

Damerow hatte durch Viehhandel ein kleines Vermögen erworben und dieses benutzt, um sich anzukaufen und damit eine feste Grundlage zu einem wenn auch langsam, jedoch stetig wachsenden Wohlstande zu schaffen.

Beinah zwei Jahre hatte er auf dieser Farm als einzelner Mann gelebt, in seinen Arbeiten von einer deutschen Tagelöhnerfamilie unterstützt, an die er an Stelle des Lohns einen Streifen seines Besitztums abtrat.

Trotz seiner ernsten, sogar düsteren Art hatte man ihn seiner großen Gefälligkeit wegen lieb gewonnen, und als dann, nach zweijähriger Einsamkeit, plötzlich eine bildschöne Frau und ein liebliches Kind das Haus belebten, übertrugen die Nachbarn ihre Zuneigung auch auf diese. Auf alle Fälle hatten sie nun eine Erklärung dafür, warum Damerow im vorigen

Jahr, bevor er seine letzte Reise nach New-Orleans antrat, mit vieler Mühe und verhältnismäßig großen Kosten die eine Hälfte seines mit weiß gestrichenen Brettern verkleideten Balkenhauses auffallend vornehm und behaglich einrichtete. Nach seiner Heimkehr mit der schönen Frau und dem Kinde verstand er sich sogar zu noch erheblicheren Ausgaben für Dinge, wie solche unter den Grenzbewohnern im allgemeinen nicht gang und gäbe sind. —

Nach einer langen Pause ungestörter Ruhe waren wieder einmal Räuber in die Ansiedelungen eingebrochen und mit einer erheblichen Anzahl der besten Pferde davongegangen. Als der Schaden entdeckt wurde, befanden die Räuber sich schon wer weiß wie weit. Eine energische Verfolgung wurde trotzdem beschlossen, doch ging der ganze Tag mit dem Aufbieten einer entsprechenden Anzahl abkömmlicher streitbarer Männer und der erforderlichen Ausrüstung hin, und als dann der Abend sich auf die Landschaft senkte, da wußte man durch die heimkehrenden Kundschafter eben nur, in welcher Richtung man nachzusetzen haben würde.

Der folgende Morgen war angebrochen. Schwerer Tau lagerte auf Wiesen und Feldern, in denen sich bereits die ersten Anzeichen des reifenden Sommers bemerkbar machten.

Auf dem Hofe Damerows stand ein gesatteltes Pferd, über dessen Kruppe ein mit Lebensmitteln gefüllter Quersack hing. Eine kurze Doppelbüchse mit darüber gehangenem Pulverhorn nebst Kugeltasche lehnte neben dem Fenster an der Wand. Damerow selber, eine kraftvolle Farmergestalt, in der Roland auf den ersten Blick den Vernichter seines irdischen Glückes wiedererkannt haben würde, trat aus der Haustür, gefolgt von Eugenie, die trotz der sehr frühen Morgenstunde die kleine Lucie an der Hand führte.

„Dauert meine Abwesenheit eine Woche und darüber, so beunruhige dich deshalb nicht,“ bemerkte Damerow in der Fortsetzung des im Inneren des Hauses begonnenen Gespräches, „es ist durchaus notwendig, daß wir ein Beispiel liefern, oder wir sind keinen Tag mehr vor räuberischen Einfällen sicher.“

„Ist es denn durchaus notwendig, daß du dich an der Verfolgung beteiligst?“ fragte Eugenie mit der ihr eigentümlichen Ruhe, „bedenke, du verlorst nur ein Pferd, und deshalb das Leben aufs Spiel zu setzen —“

„Und hätte ich kein einziges verloren,“ fiel Damerow gleichmütig ein, „so könnte mich das nicht an der Erfüllung meiner Pflicht hindern. Die Nachbarn zählen auf mich und sollen mich nicht müßig finden.“

Er sah in die großen Augen des vor ihm stehenden Kindes, und heller leuchtete es in seinen sonnverbrannten Zügen auf; einige Sekunden schien er sich an dem Anblick der holden Kleinen zu weiden, dann sprach er beruhigend:

„Das Unternehmen ist ziemlich ungefährlich. Solche Räuber sind im allgemeinen feige. Sehen sie ein, daß sie mit ihrer Beute nicht entkommen, so suchen sie ohne diese das Weite, und ich bin der Letzte, der dafür stimmt, dann noch ein Strafgericht über sie ergehen zu lassen. Übrigens haben die Schurken einen Vorsprung von einer starken Tagereise. Wer weiß, ob wir auch nur einen von ihnen zu Gesicht bekommen.“

„Es sollen Weiße sein, Leute mit Büchsen und Pistolen; solche verwegene Abenteurer geben ihren Raub nicht gutwillig heraus.“

„Gerade weil es Weiße sind, dürfen wir um so eher auf Wiedererlangung unseres Eigentums hoffen,“ versetzte Damerow ungeduldig „sie sind weniger schlau, als die Eingeborenen; und nicht, wie diese, geneigt, sich in den Prärien zu verlieren, wo andere ihnen die Beute bald genug abjagen würden.“

„Aber was sollte ich beginnen, wenn du nicht heimkehrtest? Was der Kleinen antworten, wenn sie nach ihrem Vater fraget?“ versetzte Eugenie besorgt.

„An solche Unruhe mußt du dich gewöhnen, wie an so vieles noch hier. Wir haben die Einsamkeit gesucht, und jetzt, da wir beides im vollen Maße genießen, bist du unbefriedigt. Du weißt, es war dein eigener Wille; ich hätte dir sonst nicht zugemutet, dies eintönige Leben mit mir zu teilen.“

„Wohl war es mein Wille; wohl sehnte ich mich nach ungestörter Einsamkeit,“ versetzte Eugenie, während das leicht

erregbare Blut ihrem schönen Antlitz ein sich schnell verflüchtigendes mattes Rot verlieh. Ich bereue ja auch meinen Schritt nicht. Wie ich mich bettete, so will ich schlafen, und nicht anders."

„Leider," antwortete Damerow gelassen, „und diesem unerhörten Starrsinn verdankst du vielen Kummer, der durch ein wenig Nachgiebigkeit leicht hätte vermieden werden können."

In Eugeniens Antlitz loderte es empor.

„Wem bin ich verantwortlich für das, was ich will und was ich tue?" fragte sie, des Kindes halber d enTon ihrer Stimme nicht in Einklang mit den herben Worten bringend, „den Kummer, den ich selbst mir bereite, trage ich leicht genug, und den andere mir bereiten möchten, der hört auf, Kummer zu sein, sobald ich ihn unbefangenen Blickes ins Auge fasse. Doch was soll das jetzt noch?" fuhr sie um vieles milder fort. „Ich bin vollkommen zufrieden mit meinem Lose, und am wenigsten ist die jetzige Stunde geeignet, in die Vergangenheit zurückzuschweifen; nicht wahr, Lucie, mein Herzenstöchterchen?" kehrte sie sich zärtlich dem Kinde zu, das sie während der letzten Bemerkungen erstaunt betrachtet hatte.

Damerow zog das Kind wieder an sich.

„Während meiner Abwesenheit könnt Ihr genug mit einander tändeln," sprach er freundlich, „jetzt gehörst du mir bis zum letzten Augenblick. Denn wer weiß, wie lange ich fortbleibe."

„Da sind sie!" rief jetzt das Kind aus, dessen Blicke lustig umhergewandert waren.

„Ja, da sind sie," bestätigte Damerow „und nun wird Lucie dem Vater versprechen, wohl und munter zu bleiben, damit er bei seiner Heimkehr sich von Herzen freue."

Er küßte das Kind und erhob sich.

„Eine stattliche Gesellschaft," sprach er wohlgefällig, während er einen sich schnell nähernden Reitertrupp von achtzehn oder zwanzig Mitgliedern betrachtete, die, alle mit Büchsen bewaffnet, in ihrem rauhen Äußern die sprechenden Merkmale abgehärteter Grenzbewohner trugen, „wahrhaftig, eine Gesellschaft, die sich nicht zu scheuen braucht, einen ganzen Indianerstamm zu bekämpfen. Doch sie dürfen nicht warten," bemerkte er lebhafter, „es verstrich ohnehin schon zu viel Zeit."

Er hob das Kind empor und küßte es abermals. Dann nahm er Kugeltasche, Horn und Büchse, und an Eugenie vorbeigehend, reichte er ihr die Hand.

„Also auf Wiedersehen," sprach er freundlich, „werde nicht ungeduldig, und gib deine düsteren Gedanken auf. Bin ich erst zurück, so bereust du jede unruhige Minute, die du ohne Not dir bereitetest. Wir wären schöne Grenzer, wollten wir überall nur an die bösen Möglichkeiten denken."

Er nickte dem Kinde zu, und eine Erwiderung von Eugenie nicht erwartend, begab er sich nach seinem Pferde hinüber. Leicht schwang er sich in den Sattel, und mit einem letzten „Auf Wiedersehen!" ritt er vom Hofe hinunter. Vor der kleinen Blockhütte, in der die Arbeiterfamilie wohnte, hielt er an, um noch einzelne Anordnungen für die Zeit seiner Abwesenheit zu erteilen, und einige Minuten später traf er mit den Nachbarn auf einer Wiese zusammen.

Wie die Männer, so gehörten auch die von ihnen gerittenen Pferde zu dem dauerhaftesten Material. Mit Packtieren hatte man sich nicht beschwert. Jeder Reiter führte Lebensmittel auf eine Woche mit sich, wozu in Anbetracht des Wildreichtums nicht sehr viel gehörte.

Und so zogen sie dahin, munter und guter Dinge, wenn auch haßerfüllt gegen die Störer ihrer ländlichen Ruhe. —

Eine doppelte Tagereise weit nördlich von den Ansiedlungen trafen um diese Zeit die Räuber Anstalt, ihrer Herde eine längere Rast zu gönnen. Hatten sie doch einen Vorsprung gewonnen, der von den etwa Nachsetzenden nicht leicht eingeholt werden konnte, und geschah dies nicht in den nächsten drei Tagen, so durften sie ihre Beute als gesichert betrachten.

Ihrer sechs waren sie, jüngere und ältere Männer, denen man nur einen flüchtigen Blick zu schenken brauchte, um vor einer näheren Bekanntschaft mit ihnen zurückzuscheuen. Sie bildeten eine Blüte der verwegensten aller Pferdediebe, die jemals den Lasso um den Hals eines ihnen nicht gehörigen Pferdes oder Maultieres legten. Doch ob ein schwarzer Bart das gelbbraune Gesicht eines Mexikaners einrahmte, oder verwittertes rötliches Haar die nur durch klimatische Einflüsse

gebräunten Physiognomien schmückte: hier wie dort begegnete man eben den Merkmalen der Unmäßigkeit, dem Ausdruck der Tücke und jenes brutalen Selbstbewußtseins, das vor keiner Gewalttat zurückschreckt, wenn mit ihr ein Vorteil oder die eigene Sicherheit verbunden ist.

Die Beute, die sie aus den Ansiedlungen entführt hatten, mochte sich auf einige zwanzig gute Pferde belaufen, zu denen sich noch ihre eigenen Reittiere gesellten, mithin eine stattliche Herde.

Jetzt waren alle abgesattelt und weideten in einer grasreichen Niederung, die ein klarer Bach in mancherlei Windungen durchschnitt. Die Männer lagerten auf einem Hügelabhange. Ihr Mahl bestand aus gedörrtem Büffelfleisch, wie sie solches von den Eingeborenen erstanden hatten, wobei mit Whisky gefüllte Blechflaschen von Hand zu Hand gingen.

Ihr wüstes Gespräch, das vorzugsweise den erfolgreichen Raubzug betraf, wurde von einem älteren Amerikaner unterbrochen, der sich vor seinen unheimlichen Genossen noch dadurch auszeichnete, daß eine lange rote Narbe über seine Stirn nach der linken Schläfe herumlief und ihm einen gradezu abschreckenden Ausdruck verlieh.

„Ich rechne, das ist der beste Trick, der seit lange zwischen dem Mississippi und dem Rio Grande ausgeführt wurde," rief er, der Chef der Bande, „ich bedaure nur, daß es uns nicht glückte, dem verdammten Deutschen sein ganzes Pferdefleisch abzuborgen. Es hätte mir 'ne rechte Lust bereitet, denn auf ihn hab' ich's abgesehen von alten Zeiten her," und mit gehässigem Grinsen fügte er hinzu: „er allein hat's verschuldet, daß ich vor zwei Jahren mit leeren Händen und mit 'ner Schußwunde am Bein aus dieser Gegend abziehen mußte. Das war 'ne Jagd, für deren Wiederholung ich danke; denn nur meinem Tier war es zuzuschreiben, daß mir's Reiten nicht auf ewig verging. Als die Schurken einsahen, Damerow voran, daß es mit dem Einholen nichts sei und ihre Rinder zu weit zurück blieben, feuerten sie hinter mir her. Zwei Kugeln pfiffen mir an den Ohren vorbei, die dritte aber schlug mir durchs Bein, glücklicherweise ohne den Knochen oder 'ne Sehne zu treffen.

Vier Wochen und drüber hielt's mich mit dem wunden Bein, bevor ich wieder im Sattel sitzen konnte. Verdammt! Drum gäbe ich was dafür, hätten wir den Damerow um sein letztes Pferdehaar gebracht.“ —

Noch längere Zeit schwatzten und prahlten die Räuber hin und her, dann streckten sie sich unter einigen ausgespannten Decken aus, um die heißen Tagesstunden zu verträumen. Die Pferde grasten und rasteten abwechselnd. Man gönnte ihnen eine lange Ruhe.

Zwanzigstes Kapitel.

In den Großtimbers.

Wo der Staat Texas in seiner nördlichen Verlängerung in die bis zu den Eisregionen hinauf sich ausdehnenden Ebenen einschneidet, kreuzt der an dem Kanadian-Fluß von Osten nach Westen reisende Wanderer die sogenannten Großtimbers. Unter Großtimbers versteht man ein verkrüppeltes, wunderlich gewachsenes Holz. Und wunderlich gewachsenes Holz ist es, das dort viele Hunderte von Quadratmeilen bald als lichtere, bald als dichtere Haine, bald wieder in Gruppen bedeckt. Dazwischen gestreut sind grüne Rasenflächen mit vereinzelten Bäumen. Letztere, fast durchgängig Eichen einer besonderen Art, ragen nicht sonderlich hoch hinauf und sind zum großen Teil knorrig und verkrüppelt bis in ihr feinstes Gezweige hinein. Trotzdem bieten die dortigen Landschaften, solange den Bäumen ihr Sommerschmuck bleibt, einen überaus lieblichen Anblick. Durch die Abwechselung von Hügel und Niederung, letztere durchschnitten von Bächen und kleinen Flüssen, ferner durch die malerische Verteilung von Wald und Wiese freundlich überrascht, meint der Wanderer wohl, sich angesichts großer Parkanlagen zu befinden. Alles lacht gleichsam: das mäßig hohe Gras mit seinem reichen Blumenflor, das lichtgrüne Laub der seltsam geformten Wipfel und das plätschernde Wasser in den gewundenen Betten.

Truthühner in großer Zahl und Hirsche bevölkern dies wie eigens zur Jagd geschaffene Gebiet, und wer zur Zeit der Wanderung der Bisons daselbst eintrifft, dem wird die beste Gelegenheit geboten, das edele Wild ohne allzu große Mühe zu erlegen.

Zarter Duft lagerte in der Atmosphäre und verschleierte träumerisch abgelegenere Punkte. Er verlieh zugleich dem Sonnenschein eine eigentümlich gelbe Farbe. Kein Lüftchen regte sich. Es war, als sei die Natur unter der Sonnenglut von Müdigkeit überwältigt worden. Wie holder Friede ruhte es auf der stillen Landschaft. Ein derartiger Ausdruck offenbarte sich auch in den Bewegungen eines kleinen Rudels Hirsche, die das dicht bewaldete Ufer eines größeren Baches verließen und in kurzen Sätzen den südlichen Hügeln zustrebten. Ein erfahrener Jäger hätte leicht erkannt, daß die anmutigen Tiere erschreckt worden waren und sich auf der Flucht befanden, die Gefahr indessen nicht für sehr dringend hielten. Denn bevor sie in die nächste Talsenkung zwischen den Hügeln einbogen, blieben sie noch einmal stehen, um sich zu überzeugen, daß hinter ihnen alles in tiefster Ruhe lag. Erst nach einem Weilchen verfielen sie in eine Art Trab, indem sie ihren Weg in die Talsenkung hinein verfolgten.

Einige hundert Ellen legten sie zurück, als in geringer Entfernung von ihnen aus einem dichten Hain ein scharfer Pfiff ertönte. Zugleich fiel hinter einem Eichenstamm hervor ein Schuß. Der Hirsch sprang mit einem mächtigen Satz nach vorn, um gleich danach zusammenzubrechen, wogegen die übrigen wild auseinanderprallten und nach wenigen Sekunden in verschiedenen Richtungen verschwanden. Jetzt trat Saavedra in der rauhen Bekleidung eines Indianer-Traders ins Freie.

Einen flüchtigen Blick sandte er zu dem Hirsch hinüber, der kein Lebenszeichen mehr von sich gab, dann lud er mit großem Bedacht seine Büchse aufs neue. Er war eben damit fertig geworden, als auf derselben Stelle, auf der die Hirsche die Uferwaldung verlassen hatten, Gonzales zu Pferde aus dem Dickicht brach und, ein zweites Pferd am Lasso hinter sich, im Galopp in die Talsenkung hineineilte. Er traf bei Saavedra ein, als dieser eben im Begriff war, den Hirsch auszuweiden.



Noch längere Zeit schwatzten und prahlten die Räuber hin und her, dann streckten sie sich unter einigen ausgespannten Decken aus, um die heißen Tagesstunden zu verträumen. (S. 227.)

„Caramba, Señor Saavedra!“ rief er aus, sobald die Pferde zum Stehen gelangten, und gewandt schwang er sich aus dem Sattel, „wenn Ihre Büchse knallt, gibt's frisches Fleisch. Ich hätte gern selber einen Schuß auf die Tiere abgefeuert, denn schon seit einer halben Stunde spiele ich Suchen und Verstecken mit ihnen, bis sie endlich für ratsam hielten, mir ganz aus dem Wege zu gehen.“

„Nun ja,“ antwortete Saavedra mit einem ruhigen Blick auf den jugendfrischen Gefährten, „die alte Maschine arbeitet noch ziemlich; außerdem haben wir beide die Zeit gehalten, wie eine pünktlich gehende Taschenuhr. Doch wie steht's? Entdeckten Sie eine geeignete Lagerstätte?“

„Ein paar hundert Ellen zurück schneidet eine trockene Wiese bis aufs Ufer in den Wald ein. Da ist gutes Gras und eine bequeme Tränke. Caramba! Ich denke, mit heute erreicht die schwerste Arbeit der Tiere ihr Ende; denn drei Ladungen gedörrter Häute wiegen nicht eine Ladung Mehl auf.“

„Das klingt, als wäre José mit guter Kunde zur Hand?“

„Zurzeit weilt er bei dem Train. Wir hatten uns noch nicht lange voneinander getrennt, als er plötzlich auf der anderen Seite des Baches vor mir auftauchte. Er wollte uns nicht die Jagd verderben und wartete daher auf Roland und den Train.“

„Welche Neuigkeit bringt er?“ fragte Saavedra mit sichtbarer Spannung.

„Gestern Abend traf er mit den Kiowahs zusammen. Sie lagerten in einer grasreichen Niederung zwischen hier und dem Kanadian. Er übernachtete bei ihnen, sogar im Zelt des Häuptlings Maschete.“

„Wohin ziehen sie?“

„José sagte ihnen, daß wir mit Mehl und Zucker hier eingetroffen seien, auch das Wörtchen Whisky flüsterte er dem Häuptling zu, worauf der sich bereit erklärte, heute noch zu uns zu stoßen.“

„Erfuhr José näheres über das Mädchen?“

„Nicht mehr, als er vor drei Wochen heimbrachte. Er meinte, Maschete sei eine argwöhnische Natur; eine einzige Frage hätte alles verderben können.“

„Ein vorsichtiger Bursche, dieser José. Wir können beide von ihm lernen. Bestätigt sich's, daß der Maschete eine Weiße verheimlicht, so erdachte er auch schon einen Plan, sie zu befreien."

Mit den letzten Worten trat Saavedra neben sein Pferd hin, den Lasso von dessen Hals lösend. Nachdem er mit einigen Beilhieben das Geweih von dem Schädel des Hirsches getrennt hatte, streifte er ihm die Schlinge über den Kopf, worauf er das andere Ende der Leine an seinem Sattelknopf befestigte. Gonzales folgte diesem Beispiel, und als sie ihre Pferde bestiegen und die Richtung nach dem Bach einschlugen, schleiften sie den Hirsch gemeinschaftlich hinter sich her.

„Bei Gott," eröffnete Saavedra alsbald wieder das Gespräch, „ich weiß nicht, was ich drum gäbe, erfüllten die Hoffnungen der Señora sich. Es lag etwas Herzzerreißendes in der Angst, mit der sie darauf bestand, daß auch Roland sich an dem Unternehmen beteiligen müsse. Ein Glück, daß ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade von der jungen Geigenspielerin in Anspruch genommen wird; sie verzehrte sich sonst bis zu unserer Heimkehr in Angst und Sorgen."

Von nun an schwieg Saavedra. Es schien, als ob der Anblick der malerischen Verteilung von Wald und Wiese, von Hügel und Niederung seine Aufmerksamkeit ausschließlich fesselte. Seine Blicke schweiften aufwärts und abwärts, wo die Uferwaldung eine gewundene, bald mehr, bald weniger in das Wiesenland einschneidende Linie bildete.

Kurz bevor sie auf der von Gonzales vorgeschlagenen Stätte eintrafen, wurden sie in der Ferne des Trains ansichtig, der die Niederung verlassen hatte und sich langsam auf den Hügelabhängen hinwand.

„So früh hätte ich sie kaum erwartet," bemerkte Gonzales, gleichzeitig mit dem Gefährten sein Pferd antreibend.

„Die Tiere merken das Ende des Marsches," entgegnete Saavedra, „und die Menschen hörten den Schuß und wittern frisches Fleisch, das fördert die Reiselust." —

Beide waren abgestiegen, hatten den Hirsch von den Schlingen gelöst und sattelten nun die Pferde ab, als zwei Reiter von der Westseite her auf die Lichtung bogen.

„Roland und José," sprach Saavedra, sobald er ihrer ansichtig wurde. „Sie scheinen es sehr eilig zu haben."

„Wer weiß, was José nachträglich auskundschaftete," versetzte Gonzales, die beiden Reiter aufmerksam beobachtend.

Diese näherten sich unterdessen in scharfem Trabe. Auf der Lagerstätte eingetroffen, wechselten sie flüchtige Grüße, eine kurze Bemerkung galt dem Hirsch, dann gaben auch sie ihren Pferden die Freiheit, worauf sie sich neben den Freunden niederließen.

„Wir ritten ein wenig voraus," eröffnete Roland alsbald das Gespräch, „ich halte nämlich für ratsam, daß unsere Leute so wenig wie möglich von dem eigentlichen Zweck des Unternehmens erraten, und die Nachrichten, die José mitbrachte, erscheinen mir wichtig genug, ernst erwogen zu werden."

„Ich erfuhr durch Gonzales, daß du den Häuptling selber sprachst," wandte Saavedra sich ohne Säumen an José.

„Mein Verkehr mit ihm trug gute Früchte ein," antwortete dieser mit der ihm eigentümlichen Ruhe, „bei meinem früheren Besuch hatte ich ihm eine Flasche Whisky versprochen, und die verschaffte mir jetzt gute Aufnahme."

„Die Kunde von der Nähe von Tradern, denen ich als Dolmetscher diene, verbreitete sich dann schnell im ganzen Dorf; hätte Maschete nur das Wort gesprochen, so wäre alles schon gestern Abend aufgebrochen. Ich riet indessen ab, um noch einmal in seinem Zelt schlafen zu können und vielleicht eine Spur von dem Mädchen zu entdecken. Aber ich bemerkte nichts. — Jetzt müssen wir's mit Whisky versuchen. Ich denke, mit Whisky schaffen wir alles. Der Häuptling liebt das Feuerwasser mehr als sein Leben."

„Eine fluchwürdige Waffe," wandte Roland ein.

„Jede Waffe ist gut, wenn sie den Erfolg sichert," versetzte Gonzales lebhaft.

„Recht so," bestätigte Saavedra, „als dieser Maschete und seine Genossen sich des Kindes bemächtigten, da bedienten sie sich Waffen, die grausamer wirkten als ein dutzend Flaschen Branntwein. Wann können die Kioways hier sein?" wandte er sich an den Dolmetscher.

„Als ich in der Frühe ihr Dorf verließ, rüstete man sich bereits zum Aufbruch. Vor Sonnenuntergang sehen wir sie. Dem Maschete versprach ich ein Rauchsignal. Ich werde also eine Lichtung aussuchen und dort ein Feuer anzünden; die Luft ist still, der Rauch steigt gerade empor und wird dem Maschete den Weg zeigen."

Etwa zehn Minuten stromaufwärts auf einer ähnlichen an den Bach stoßenden, jedoch weit umfangreicheren Lichtung hatte er bald ein Feuer angezündet, es zunächst mit dürrem Holz genährt und dann eine Lage grüner Zweige darüberhin gedeckt. Das Mahl war längst beendigt, da sandte jenes Feuer noch immer eine schlanke dichte Rauchsäule hoch in den blauen Äther empor.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Kioway-Häuptling.

Der Teil des Kiowuy-Stammes, über den der Häuptling Maschete den Oberbefehl führte, zählte gegen dreißig Zelte, auf deren jedes durchschnittlich sechs bis sieben Seelen gerechnet werden konnten. Die Herde bestand dagegen aus mindestens zweihundert Pferden und Maultieren, die zum Teil als Lasttiere dienten.

Die Kunde von der Nähe der Trader hatte in dem umfangreichen Zeltdorf eine überaus lebhafte Bewegung zur Folge. Schon in aller Frühe waren die jüngeren Leute hinausgeeilt, um die Tiere herbeizuholen, während die Weiber sich damit beschäftigten, ihre Habseligkeiten in große Bündel zusammenzuschnüren und zum Verladen bereit zu halten. Ohnehin auf der Wanderung begriffen, dauerte es daher nur kurze Zeit, bis der Häuptling das Zeichen gab und die Zeltleder sich in ebensoviele umfangreiche Ballen verwandelten. Mit demselben Eifer wurde gesattelt und verladen, wobei die keifenden braunen Weiber eine unglaubliche Ausdauer, Kraft und Gewandtheit an den Tag legten. Nur vereinzelt leistete

hier und da ein Mann Beistand. Im allgemeinen zog das stärkere Geschlecht vor, gruppenweise vor diesem oder jenem Feuer zu kauern, die mit duftenden Sumachblättern und Weidenrinde gefüllte rote Steinpfeife im Kreise herumzureichen und schweigend das mühevolle Schaffen der Weiber und Mädchen zu beobachten.

Endlich war alles reisefertig. Die langen Zeltpfähle hingen zu beiden Seiten des hochgetürmten Gepäcks und schleiften mit den schwächeren Enden auf der Erde nach; hier und dort lugten kleine Kinder und junge Hunde zwischen den Paketen hervor; wogegen noch kleinere Kinder, in festes Leder eingeschnürt, auf dem Rücken ihrer Mütter hingen und von diesen mittels eines Stirnriemens getragen wurden. Die ältere Nachkommenschaft beiderlei Geschlechtes hatte sich ebenfalls gerüstet, die einen mit Bogen und Pfeilen, die anderen mit Stäben oder ihren Kräften entsprechenden Tragbündeln. Als dann endlich der Ruf zum Aufbruch erschallte, da hätte eine militärisch eingeschulte Abteilung nicht pünktlicher in eine Reihe einschwenken können, als hier alte und junge Squaws, jede an kurzer Leine ein Packtier hinter sich führend, dem in vielen Fällen ein an dessen Schweif befestigtes zweites, sogar drittes folgte. Der Häuptling sandte einen prüfenden Blick über die langgestreckte Karawane, dann ritt er an die Spitze des Zuges, auf ungebahntem Wege die Richtung einschlagend, in der er die Trader zu finden erwartete. Zu beiden Seiten der Karawane ritten diejenigen Hausherren, die ihre Habe in den Augen zu behalten wünschten. Gemächlich saßen sie auf ihren mit Büffelhaut bedeckten Bocksätteln. Gleichgültig schweiften ihre Blicke über die belasteten Weiber hin; desto teilnahmvoller betrachteten sie dieses oder jenes Lieblingspferd, dessen Ladung sie am liebsten ebenfalls ihren Weibern aufgebürdet hätten.

Außer mehreren alten Weibern, die auf kleinen zottigen Pferden zusammengekauert saßen, war nur noch eine junge schlanke Person beritten. Sie unterschied sich beim ersten oberflächlichen Hinblick kaum von den Genossinnen. Anscheinend sechzehn bis siebzehn Jahre alt, zeigte sie die noch nicht

voll ausgebildeten anmutigen Formen eines eben über die Grenze des Jungfrauenalters hinüberlugenden Kindes. Nach indianischen Begriffen sogar reich gekleidet, fehlte ihr doch der grellfarbige Schmuck, in dem sie zu anderen Zeiten prangen mochte. Nur um den Hals trug sie eine Art Kette, die aus mindestens zwanzig Schnüren weißer Schmelzperlen bestand. Das tiefschwarze Haar fiel lose und gewellt auf Nacken und Schultern nieder und umrahmte ein ungemein liebliches Antlitz, dem jede Eigentümlichkeit der eingeborenen Rasse, sowohl die vorspringenden Backenknochen wie die charakteristische Form der Augen fehlte. Die jugendlichen Wangen waren zart gerundet und die schwellenden Lippen des kleinen Mundes nicht mehr aufgeworfen, als es mit den Gesetzen der Schönheit vereinbar ist. Wer sie aufmerksam betrachtete, wenn bei ihren lebhaften Bewegungen das ihre Stirn und Schläfen verschleiernde Haar flüchtig zur Seite wich, entdeckte leicht, daß ihre Farbe ursprünglich weiß gewesen und jetzt nur von der Sonne gebräunt war. Die natürliche Anmut der Haltung wie der Bewegungen hingegen konnte nur darauf zurückgeführt werden, daß sie in dem Stamme eine bevorzugte Stellung einnahm und, anstatt zu den schweren Arbeiten des indianischen Weibes frühzeitig herangezogen zu werden, sorgfältig geschont, wohl gar noch bedient wurde. Diese Bevorzugung war allerdings Ursache, daß sie von den älteren Genossinnen nicht mit freundlichen Augen angesehen wurde, und blieb sie trotzdem bisher von hinterlistigen Angriffen verschont, so verdankte sie das wohl nur dem Schutze des finsteren, willkürlich herrschenden Maschete.

Die ersten Nachmittagsstunden waren verstrichen, als Maschete plötzlich der von dem Dolmetscher emporgesandten Rauchsäule ansichtig wurde und durch eine kleine Schwenkung sein Pferd gerade darauf zulenkte. Dabei rief er den Namen Taï-oto, „weiße Locke“, rückwärts über die Schulter. Alsbald trieb die junge Indianerin ihr Pferd an, und neben den Häuptling hintrabend, sah sie mit einer sie wunderbar kleidenden Mischung von Dienstfertigkeit und Scheu zu dem finsteren Krieger empor.

„Möchte meine Tochter zu den Weißen ziehen?“ fragte dieser, unter den schläfrig niederhängenden Lidern hervor einen durchdringenden Blick auf das holde Antlitz heftend.

„Ich bin eine Kiowah,“ antwortete Taï-oto ängstlich, „geht ein Hirsch unter die Schafherden, um mit ihnen zu leben? Nein. Sie gehören nicht zusammen.“

Über des Häuptlings gefärbte Züge eilte ein Ausdruck der Befriedigung, dann fuhr er fort:

„Aber meine Tochter hat eine helle Haut. Wenn die Weißen sie sehen, werden sie sagen: Taï-oto gehört nicht zu den Kiowahs.“

„Sind unsere Pferde alle braun und schwarz?“ hieß es kindlich einfach von den schwellenden Lippen, „es sind auch weiße darunter. Würde der Häuptling sie hingeben, wenn jemand sie von ihm forderte?“

„Meine Tochter ist klug,“ lobte der Häuptling des Mädchens Frage, „allein die Weißen sind stark und verräterisch. Sie werden sagen: ein Pferd ist kein Mensch.“

„Sie werden mich vergeblich suchen; die Prärie ist groß; ich reite drei Tage und drei Nächte, ohne zu ermüden,“ versetzte Taï-oto entschlossen.

„Die Hände der Weißen reichen weit über die Prärie hinaus,“ erwiderte der Häuptling, „sie spähen durch lange Zauberaugen; es ist besser, Taï-oto verbirgt sich vor ihnen.“

Das Mädchen sah fragend in das gelb gestreifte Antlitz Maschetes, der einen mit blauen Glasperlen gestickten Lederbeutel von seinem Gurt löste und in diesem suchte. Nach einer Weile zog er ein rotes Täschchen hervor, das mit einem Riemen fest verschnürt war. Es behutsam öffnend, wandte er sich wieder an seine jugendliche Begleiterin.

„Taï-oto,“ sprach er, „du besitzest einen großen Zauber. Dein Haar ist schwarz. Eine weiße Locke ist dazwischen versteckt. Du gleichst dem Kriegsadler. Der Kriegsadler hat einen weißen Schopf.“

Während Maschete eine kurze Pause eintreten ließ, zog Taï-oto das lange Haar des Hinterkopfes über die Schulter, mit sichtbarem Wohlgefallen eine dünne Strähne weißen Haars betrachtend, die sich deutlich von dem schwarzen abhob.

„Das ist ein großer Zauber, wie die Weißen ihn lieben," nahm der Häuptling seine Mitteilungen wieder auf, „du mußt ihn vor ihren Augen verheimlichen, oder er geht dir verloren," und mit Befriedigung beobachtete er, wie Taï-oto die weiße Strähne von den schwarzen schied und sie in einen Knoten verschlang, so daß das darüber hinfallende Haar sie vollständig verdeckte.

„Meine Tochter ist scharfsinnig," sprach er darauf weiter, „sie ist wert, die Frau eines berühmten Häuptlings zu werden. Doch das Verbergen der weißen Locke genügt nicht. Es mögen uns Weiße begegnen, bevor das Zelt steht, in dem Taï-oto den sichersten Schutz findet. Sie darf ihr Zelt nicht verlassen, bis die weißen Männer davongegangen sind. Hier gebe ich meiner Tochter den letzten Rest roter Farbe. Er ist kostbarer, als zwei Hirschhäute. Ich verliere ihn gern, damit Taï-oto nicht ihres Zaubers entkleidet werde. Dort, wo die Rauchsäule emporsteigt, lagern die Trader. Sie bringen das feinste Vermillionrot; ich werde einen Vorrat eintauschen. Taï-oto wird von dem roten Pulver in ihre Hände streuen und Gesicht, Nacken, Brust und Arme färben. Begegnen uns dann Trader, so sagen sie: Taï-oto ist ein echtes Kiowaymädchen. Stehen die Zelte erst, so bieten die Lederwände noch sichereren Schutz."

Taï-oto legte den Zügel auf den Hals ihres Pferdes und tat, wie der Häuptling ihr geraten hatte, bis sie endlich einem der holdesten Teufel glich, die nur je in der Phantasie eines nach Effekt haschenden Künstlers geboren wurden.

Mit einer gewissen Gefallsucht kehrte sie sich dem Häuptling zu. Nachdem dieser ihr seinen Beifall gezollt hatte, gab sie ihm das Täschchen zurück, und ein wenig zur Seite reitend, erwartete sie die Genossinnen, um sich auch von ihnen bewundern und beneiden zu lassen. —

Die Sonne war längst untergegangen, als in dem Lager der Trader beim Schein eines mächtigen Feuers der Handel noch immer fortdauerte, bis endlich der letzte Kioway mit einem Bündel unter dem Arm zu seiner Familie heimkehrte. In den Wigwams aber herrschte um diese Zeit lustiges Leben. Es rief fast den Eindruck hervor, als hätten Mehl,

Zucker und Kaffee auf die sonst nur auf Fleisch angewiesenen Menschen eine ähnliche Wirkung ausgeübt, wie der Branntwein auf einen Gelegenheitstrinker. Erst nach Mitternacht verstummten die Trommeln. Zugleich erreichte der wilde Gesang sein Ende und nunmehr schickte auch Maschete, der so lange als Gast im Lager der Trader geweilt hatte, sich an, heimzukehren. Auf einen nicht mißzuverstehenden Wink gab ihm Saavedra, den er aus früheren Jahren kannte, das Geleit. Langsam um das die beiden Lager trennende Gehölz herumschreitend, waren sie kaum aus der Hörweite der Zurückbleibenden getreten, als Maschete mit erzwungener Würde in verständlichem Spanisch anhob:

„Mein Freund erzählte mir, daß das Mehl teurer geworden, auch ein Haus abgebrannt sei, in dem Perlen, Kaliko und Decken angefertigt werden. Die Kiowahs haben das Feuer nicht angelegt; warum sollen sie höhere Preise zahlen?"

„Wohl erzählte ich davon," antwortete Saavedra, „allein nicht um deshalb die Preise zu erhöhen. Die Preise sind heute nicht höher als vor zwanzig Jahren."

Maschete sann ein Weilchen nach; dann fragte er wie beiläufig:

„Sind auch die Häuser abgebrannt, in denen sie das häßliche Gift, das Feuerwasser bereiten?"

„Sie stehen noch," erwiderte Saavedra, der diese Wendung des Gesprächs vorhergesehen hatte, „ja, sie stehen noch, allein wir Trader nehmen keinen Whisky mehr mit. Wir fürchten, daß er den braunen Menschen schade. Es ist Gift."

„Manchen braunen Menschen schadet der Trunk," bemerkte Maschete, der schon vielfach in ähnlicher Weise mit Tauschhändlern verkehrt hatte und, durch Josés Mitteilungen doppelt lüstern gemacht, Saavedras Worten keinen Wert beimaß, „das Feuerwasser brennt wie rote Kohlen des Hickoryholzes. Es versengt die Kehle und das Gehirn. Manche braune Menschen sind indessen ebenso stark wie die weißen. Sie trinken davon ohne Nachteil. Es bringt ihnen schöne Träume."

„Wie soll man die starken Menschen von den schwachen unterscheiden?" fragte Saavedra gleichmütig. „Nein, Häupt-

ling, ich bin ein guter Freund der Koiways, ich möchte ihnen kein gefährliches Gift bringen."

Einige Schritte legten die beiden Männer schweigend zurück, und von neuem begann Maschete:

„Unter den Kioways lebt nur ein starker Mann, und das ist der Häuptling Maschete. Schon oft trank er Feuerwasser und es schadete ihm nicht. Es machte ihn wunderbar klug und hellsehend, brachte ihm schöne Stunden."

„Trank er in Gegenwart seiner Krieger?" fragte Saavedra spöttisch.

„Nein, er trank in seinem Zelt, wo niemand ihn hinderte und wenn ich allein sein will, betritt kein Kioway das Zelt seines Häuptlings, kein Kioway das Zelt seiner Weiber," antwortete Maschete stolz.

„Gut, Häuptling, ich glaube dir, warum auch soll ich leugnen, was der Häuptling längst erriet. Ich brachte einige Flaschen mit," gab Saavedra jetzt bereitwillig zu, „und eine davon werde ich dir bringen, wenn ich dich allein weiß."

„Nur eine Flasche?" fragte Maschete enttäuscht.

„Nur eine Flasche mit geringem Inhalt," bestätigte Saavedra, „so lange ich Nachbar der Kioways bleibe, darf mein Freund Maschete nicht mehr trinken als notwendig ist, um gut zu schlafen. Ich werde jeden Abend kommen und jedesmal ebenso viel bringen, also noch dreimal. Geht die Sonne zum viertenmal unter, so müssen meine Waren verkauft sein, damit ich noch in derselben Nacht mich auf den Heimweg begebe. Vorher aber bringe ich meinem Freunde den ganzen Whiskyvorrat. Den mag er in seinem Zelt erproben und allmählich austrinken und mich mit einem Otterfell beschenken, wie es Sitte ist unter guten Freunden."

„Mein Freund ist klug und sehr vorsichtig," schmeichelte Maschete nunmehr, denn angesichts des Unabänderlichen gewann er seine Besonnenheit zurück, „er wird aber auch sein Wort halten und mir am vierten Abend seinen ganzen Vorrat zutragen; den will ich trinken allein, ganz allein. Die Ratschläge meines Freundes sind sehr gut, und schenkt er mir seinen ganzen Vorrat, so schenke ich ihm ein kostbares Otterfell,

damit er in der Ferne an mich denke. Wo ein Otterfell ist, finden sich mehr an, wo ein Whiskyvorrat hergenommen wurde, kann mehr geholt werden."

„Gut, Maschete, wir verstehen uns. Glückt dieser erste Handel, so ist's nicht der letzte gewesen. Doch nun gute Nacht. Auch starke Männer bedürfen des Schlafes."

So sprechend reichte Saavedra dem Häuptling die Hand, dann schritten sie in entgegengesetzten Richtungen davon. — —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Zechstunden.

Der Abend senkte sich auf die grüne Landschaft, und früher, als Tages zuvor, gelangte man diesseit und jenseit des Waldes zur Ruhe. Im Dorf der Kiowas herrschte wohl noch längere Zeit reges Leben, indem man sich allgemein mit den üblichen Festessen beschäftigte, zu denen die eingetauschten Vorräte die Mittel boten, allein auch diese Genüsse endigten mit der Übersättigung, der alsbald die Neigung zum Schlaf folgte.

In den beiden einsam gelegenen Zelten des Häuptlings war es verhältnismäßig still hergegangen. Dort hatte man auf des Häuptlings Befehl früher mit Sieden und Rösten abgeschlossen, ohne sich indessen sofort zur Ruhe zu begeben.

Es mochte elf Uhr nachts sein und noch schallten aus diesem oder jenem Zelt dumpfe Trommelschläge, begleitet von einem Gesange über die Lichtung, der alles andere besaß, als eine einzige melodische Note, als Maschete das Feuer in seinem Zelt schürte und trockenes Holz auflegte. Die alsbald emporlodernde Flamme beleuchtete einen Raum, den man bis zu einem gewissen Grade behaglich hätte nennen mögen. Über die ganze Fläche lagen weich gegerbte zottige Bisonhäute ausgebreitet, die nur in der Mitte die Stelle der Feuergrube freiließen. Quer durch das Zelt in guter Manneshöhe zogen sich

zwei starke Riemen von Zeltstütze zu Zeltstütze. Von ihnen hingen die im täglichen Gebrauch befindlichen Waffen und Kleidungsstücke des Häuptlings nieder, ebenso sein Schild und der kostbare Federschmuck, den er der feuchten Nachtluft wegen hereingenommen hatte. Unten an den Zeltwänden herum lagen Ballen gedörrten Büffelfleisches, getrocknete Wildhäute, Sättel, Lassos und sonstige zu einer indianischen Haushaltung gehörige Gegenstände. Maschete selber hatte sich bis auf den blauen Schurz, die Mokassins und die Halskette entkleidet, dagegen Brust und Gesicht brennend rot gefärbt. So saß er da mit der geschmückten langen Pfeife in beiden Händen, den Tabaksrauch in tiefen Zügen in die Lungen einziehend und wieder von sich blasend. Die Augen träumerisch verschleiert starrte er in das Feuer. Da öffnete sich leise der Türvorhang und in der Spalte wurde das braune Gesicht einer älteren Frau sichtbar.

Maschete sandte ihr einen finsteren Blick zu, und noch bevor sie den Mund öffnete, sprach er einige kalte Worte, die bewirkten, daß sie scheu zurückbebte, mit allen Zeichen der Furcht nach dem andern Zelt herumlief und in ihm verschwand. Die Worte des Häuptlings mußten von einer bösen Drohung begleitet gewesen sein, denn nach ihrem Eintreffen bei den Gefährtinnen mäßigte die bisherige laute und lebhafte Unterhaltung sich zum heimlichen Gespräch.

Weitere zehn Minuten verstrichen, während denen der Häuptling, von den Flammen grell beleuchtet, mit der roten Färbung und in seiner Regungslosigkeit an eine glühende gußeiserne Statue erinnerte. Er schien vollkommen teilnahmlos. Plötzlich aber richtete er sich empor, die Blicke fest auf den Türvorhang heftend.

Abermals vergingen einige Minuten, als eine schattenähnliche Gestalt aus dem Walde trat und um das Zelt des Häuptlings herumschritt. Zugleich trennten sich zwei andere Gestalten von dem unter den Bäumen wuchernden Gestrüpp, jedoch nur so weit ins Freie hinauskriechend, daß sogar ein an die Dunkelheit gewöhntes Auge sie nicht leicht entdeckt hätte.

„Mein Freund hält sein Wort,“ redete Maschete den eintretenden Saavedra an, und eine eigentümliche Gier lugte aus seinem brennend roten Antlitz, „er ist durch den Wald gekommen; ich hörte ein Reis unter seinem Fuß brechen. Er kann niemand begegnet sein, der ihn fragte, wohin er gehe.“

„Ich begegnete niemand,“ antwortete Saavedra, indem er sich neben den Häuptling niederließ und nach der ihm gereichten brennenden Pfeife griff, um sie nach einigen Zügen zurückzugeben, „niemand sah mich, niemand weiß, was mich zu Maschete führt. Hat mein Freund Vorkehrungen getroffen, daß seine Weiber uns nicht belauschten?“

„Die Weiber haben keine Augen, sie haben keine Ohren,“ hieß es selbstgefällig zurück, während die Blicke des wilden Kriegers in ihrem Suchen nach der versprochenen Flasche die Gestalt Saavedras förmlich verschlangen, „ich sagte ihnen, daß ich Wichtiges mit meinem Freunde beraten müßte. Sie werden ihr Zelt nicht verlassen; sie fürchten die Peitsche Maschetes.“

„Gut,“ versetzte Saavedra mit einem Lächeln innerer Befriedigung, „dann soll mein großer Freund so viel von dem Feuerwasser trinken, wie ihm dient. Langsam und allmählich muß er sich an den Zaubertrank gewöhnen, damit er, sobald ich fort bin, ohne Nachteil nach Belieben trinken mag.“

Damit zog er eine Flasche und eine Blechtasse hervor. Aus jener goß er die Tasse halb voll, trank einige Tropfen selbst, und reichte sie dann dem Häuptling dar.

Maschete packte die Tasse mit beiden Fäusten, und schnell, wie er sie an den Mund hob, floß der Inhalt in seine Kehle hinab.

„Das war wenig, sehr wenig,“ sprach er, und in seinen Augen leuchtete es auf, wie in denen eines Raubtiers, nachdem es die heiße Zunge an warmem Blut geletzt hatte, „doch es ist mehr in der Flasche, mag mein Freund mir alles geben; ich verstehe, aus einer Flasche zu trinken.“

„Will der große Maschete taub und blind werden?“ fragte Saavedra, „trinkt er alles auf einmal, so schmeckt ihm der Whisky wie Wasser aus dem Bache. Er weiß nicht, was über seine

Zunge gleitet. Schlürft er langsam, so mag er eine Stunde hier sitzen und länger und sich an dem kostbaren Trunk erfreuen. Ich fürchte nur, seine Weiber sind neugierig. Wer traute je einem Weibe?"

Maschete nahm einen Feuerbrand und schlug damit in die Glut, daß die Funken umherspritzten, und mit unverkennbarem Grimm rief er einige Worte nach dem anderen Zelt hinüber, auf die indessen keine Antwort folgte.

„Mein Freund ist unvorsichtig," bemerkte Saavedra warnend, „was sollen seine Weiber denken, wenn er ohne Ursache zu ihnen spricht, wie zu gefangenen Feinden? Sie werden fragen: Was macht den Maschete wütend?"

„Meine Weiber haben keine Stimme," erwiderte der Häuptling, mehr und mehr seine Besonnenheit einbüßend, „sie sind meine Sklavinnen. Ich sagte ihnen, ich verhandle einen großen Zauber; wer den Zauber störe, müsse sterben. Jedes Weib besitzt nur ein Leben, und das verliert es nicht gern."

„So trinke mein Freund ein wenig," fuhr Saavedra zu Kioway fort, und er goß wieder etwas Branntwein in die Tasse. Einige Sekunden weidete er sich an dem Ausdruck wilder Unersättlichkeit in den funkelnden Augen, dann überreichte er ihm die Tasse mit den Worten: „Whisky brachte ich dem berühmten Häuptling der Kioways; das ist nicht genug. Er muß lernen, wie er es einrichtet, so viel trinken zu können, wie ein Weißer. Ein Weißer mag einen Tag und eine Nacht trinken, ohne blind oder taub zu werden."

Während Saavedra in solcher Weise Maschetes zügellose Begierde mit kluger Berechnung noch steigerte, waren José und Gonzales nicht müßig geblieben. Vorsichtig hatten sie sich dem Familienzelt so weit genähert, daß sie die Stimme der beiden Männer, jedoch auch das unterdrückte Geplauder der Weiber zu unterscheiden vermochten. Beides betrachteten sie gewissermaßen als den Schutz, unter dem sie ihre Bewegungen ausführen und in den hinter ihnen liegenden Schatten des Waldes zurückgleiten konnten, sobald das Erscheinen des einen oder des anderen im Freien zu befürchten stand.

Erst nachdem Maschete zum erstenmal getrunken und die dem Dolmetscher verständliche Drohung ausgestoßen hatte, hielt dieser für ratsam, dicht an das Familienzelt heranzukriechen. Dem Gefährten gab er durch eine leichte Berührung das verabredete Zeichen, und Zoll um Zoll mit der Lautlosigkeit einer Schlange schoben sie sich nach vorn.

Die aus weich gegerbten Büffelhäuten zusammengenähte Zeltwand ließ genug von einem Feuer ausstrahlende Helligkeit durchschimmern, um zu erkennen, wo die Gepäckstücke als eine Art Schutzwehr in die Winkel zwischen Zelt und Erdboden geschoben worden waren. Wo die Weiber saßen oder lagen und wie sie sich um das Feuer verteilt hatten, verrieten sie, indem sie ihre Stimmen im Eifer des Gesprächs zuweilen über den Flüsterton erhoben, oder ein gurgelndes Lachen ertönte, mit dem man vielleicht der Drohungen des gestrengen Hausherrn gedachte. Deutlich unterschieden sie die keifenden Organe zweier älteren Weiber, und eine unbeschreiblich wohlklingende sanfte Stimme, die durch die eigentümlichen tiefen Kehllaute noch einen besonderen Reiz des Geheimnisvollen erhielt.

Die jungen Männer lagen so, daß sie mit den Köpfen das Zelt beinah berührten. Gonzales harrte gespannt auf weitere Zeichen des Dolmetschers, wogegen dieser aufmerksam den Reden der Weiber lauschte. In der rechten Faust hielt er ein Messer, dessen Klinge er mit besonderer Sorgfalt geschärft hatte.

So verging eine Weile. Als dann wieder irgend eine Bemerkung der sanften Stimme Veranlassung zu größerer Heiterkeit und lebhafteren Erwiderungen gab, ließ er die Schneide des Messers mit sicherem Griff in der Höhe seines Kopfes quer über die Zeltwand gleiten, und zugleich entstand ein Schnitt von der Länge eines Fingers. Ebenso unhörbar schob er ein bereit gehaltenes keilförmig zugespitztes Stäbchen in die Öffnung. Es wurde ihm dadurch ermöglicht, indem er sein Auge dicht vor den Schnitt brachte, den größten Teil des abgeschlossenen Raumes zu übersehen. Nach kurzem Hineinspähen glitt er ein wenig zur Seite, Gonzales die Stelle vor der Öffnung einräumend.

Dieser sah vorerst nur ein Chaos unentwirrbarer Dinge, über die schwarz behaarte Häupter mit braunen Physiognomien hinausragten. Erst allmählich unterschied er, daß von dem einen Haupte das Haar nicht in schlichten Strähnen, sondern weich und lang gewellt auf die nackten Schultern niederfiel. Dieser Umstand wäre allein genügend gewesen, die liebliche Taï-oto als zur weißen Rasse gehörig zu kennzeichnen. Als Gonzales aber den vollen Anblick eines bis auf die Hüften entkleideten blühenden Oberkörpers gewann, der wie das Antlitz, seine hauchähnliche bräunliche Färbung nur den klimatischen Einflüssen und der Wirkung des ätzenden Rauches in abgeschlossenen Räumen verdankte, legte es sich wie ein Rausch um seine Sinne. Der Glanz der großen dunklen Augen konnte freilich jeder Rasse entnommen sein, bei der Jugendfrohsinn die Lider weit öffnet und in dem lebhaften Blick sich noch Schalkhaftigkeit und ungetrübte Jungfräulichkeit offenbaren, doch erinnerte er hier vorzugsweise an das rätselhafte Feuer, wie man es in schönen Augen an den Ufern des Ebro oder des Guadalquivir suchen möchte.

Sie lag auf den Knien, wie auf den nach hinten geschobenen Füßen sitzend. Der schlanke Oberkörper erhielt dadurch eine nachlässige Biegung und eine Haltung der Schultern, wie sie der Künstler für eine eben dem weißen Schaum entsteigende Venus nicht charakteristischer hätte ersinnen können. Und dazu die zart abgerundeten Formen der Büste, die Weichheit der Arme und der kleinen gebräunten Hände, deren rechte ein dünnes Stäbchen hielt und spielend damit in der Glut schürte!

Auch die beiden Weiber hatten ihre Jacken abgeworfen, zumal der in dem Zelt schwebende Rauch die lästigen Fluginsekten fern hielt. Zu der lichtfarbigen Taï-oto aber bildeten sie einen Kontrast, daß man sich mit Widerwillen von ihnen hätte abwenden mögen.

Was die drei untereinander so verschiedenen Gestalten verhandelten, was abwechselnd Taï-otos Heiterkeit und das unterdrückte Grollen der braunen Megären erzeugte, blieb Gonzales natürlich ein Geheimnis, kümmerte ihn auch nicht. Er hatte nur noch Sinne für die märchenhafte Erscheinung,

deren Anblick ihn in einer Weise ergriff, daß ihm sein Leben nicht zu teuer gewesen wäre um zu ihr zu gelangen. Auf seiner Schulter aber ruhte des Dolmetschers Hand, ihn fortgesetzt zur Vorsicht mahnend und an den Zweck ihres Hierseins.

Plötzlich zog José ihn mit Gewalt zurück und machte ihn auf eine geräuschvolle Bewegung in dem anderen Zelt aufmerksam. Gleichzeitig ertönte die gurgelnde Stimme Maschetes, der aus seinem Zelte hervorstürzte, um dieses herumtaumelte und dem Eingang des Familienzeltes zuschwankte.

Schwerfällig arbeitete er sich unter dem Vorhang hindurch, und als er sich auf dessen andere Seite aufrichtete, lugte José bereits wieder durch den Einschnitt.

Maschete, von seinem rot gefärbten Antlitz bis hinunter zu den gestickten Mokassins von dem flackernden Feuer grell beleuchtet, sah eine Weile schweigend auf Taï-oto.

Er schien seine durcheinander wogenden Gedanken ordnen zu wollen, bevor er sich des ihm erteilten Auftrages entledigte. Die beiden Weiber, sofort seinen Zustand erkennend und daher das Ärgste befürchtend, kauerten sich enger zusammen, während Taï-oto, vielleicht eines gewissen Übergewichtes sich bewußt, furchtlos zu ihm emporsah.

Maschete aber begann zu reden:

„Der große Trader liebt den Häuptling der Kiowahs. Er brachte ihm Whisky, um sein Herz stark zu machen. In seinem Lager sind so viele Flaschen, wie ich Finger an beiden Händen zähle. Bevor er gen Sonnenuntergang zieht, übergibt er mir alles. Aber im Dorf soll niemand wissen, daß Whisky im Lager der Weißen ist. Verraten es meine Weiber, so peitsche ich sie tot. Bleiben sie stumm, so erhalten sie einen großen Anteil. Ich bringe eine Probe. Sie sollen wissen, daß es kein Wasser ist, das mein Freund mir schenkte, sondern ein guter Zaubertrunk."

Er reichte Taï-oto die Flasche, und diese, die Wutblicke der beiden Megären nicht beachtend, hob sie an die Nase, sog einige Male den scharfen Duft ein, und reichte sie dann mit einer Gebärde des Widerwillens ihrer Nachbarin.

Maschete, die Flasche fortgesetzt im Auge, schien mit Taï-otos Enthaltsamkeit zufrieden zu sein. Er hoffte, daß ihr Beispiel

von den Weibern befolgt werden würde. Allein die erste hatte die Flasche kaum in ihrer Gewalt, als sie so lange trank, bis sie ihr von der Genossin entrissen wurde. Diese konnte indessen ebenfalls nicht nach Herzenslust trinken; denn wie sie mit der Gefährtin, so verfuhr Maschete mit ihr selber, worauf er den letzten Rest zu sich nahm und ohne ein weiteres Wort dem Ausgange zuschwankte. Für den Dolmetscher war dies das Signal, den Keil aus dem Einschnitt zu entfernen und, Gonzales mit sich fortziehend, schleunigst dem schattigen Gebüsch zuzueilen.

Bald nachdem Maschete aus dem Familienzelt zurückgekehrt und auf sein Lager gesunken war, hatte auch Saavedra sich auf den Heimweg begeben.

Nachdem er mit den Genossen zusammen getroffen war, bogen alle drei um den Saum des Gehölzes herum. Vor ihnen dehnte die Lichtung mit dem Lager und den in dessen Nähe grasenden Maultieren und Pferden sich aus. Der halbe Mond war vor Stunden aufgegangen. Zauberisch spiegelte er sich in den zahllosen Tautropfen, die Blätter und Halme beschwerten. Bläuliche Lichtreflexe und tiefe Schatten wechselten zwischen den Baumwipfeln. Laubfrösche und Grillen sangen unermüdlich in die warme Nacht hinaus. In der Ferne tönte das Jauchzen räuberischer Präriewölfe. Wie aus unendlichen Höhen schallte es über die sich nordwärts erstreckenden Ebenen; man hätte wähnen mögen, daß das gespensterhafte Kläffen und Gellen die Meteore begleitete, die hin und wieder sprühende Feuerbahnen durch die Atmosphäre beschrieben. Eine unbeschreiblich zauberische Nacht, von der sich nur derjenige ein Bild zu entwerfen vermag, der jemals in den unabsehbaren Grasfluren seine Decke zum Nachtlager ausbreitete, den Blick auf das sich über ihm wölbende, nächtlich erglänzende Firmament richtete und träumerisch den Äußerungen des nahen und fernen Tierlebens lauschte.

Wie belebt sich die Vergangenheit! Wie erstehen vor dem geistigen Blick sanft anstrebende Hügel und muldenförmige Täler, alles geschmückt mit schwarzen Baumgruppen, die die regsame Phantasie unter Mitwirkung nächtlichen Dunkels zu beleben und in nachdenklich vor sich hinschauende riesenhafte

Ungeheuer zu verwandeln vermag. Wie dehnt die flache Grassteppe sich auf der anderen Seite aus, verbildlichend den alten Meeresspiegel, der vor unberechenbaren Zeiträumen die weiten Ebenen überflutete! Wie damals auf dem stillen Wasser, so erzeugt der Mond heute auf taufeuchtem Rasen jenen lieblichen Lichtstreifen, der bis zu dem gedankenlos spähenden Auge sich erstreckt und das Bild des rastenden Meeres vervollständigt. Dahin, dahin! Fort von den Bildern der Erinnerung; hin zu dem, was in die Schilderungen romantischer Ereignisse eingreift, wie solche nur zu bald in Wirklichkeit sich nicht mehr wiederholen, von rauher Hand vielleicht ungerecht in das Reich phantastischer Sagen zurückgewiesen werden.

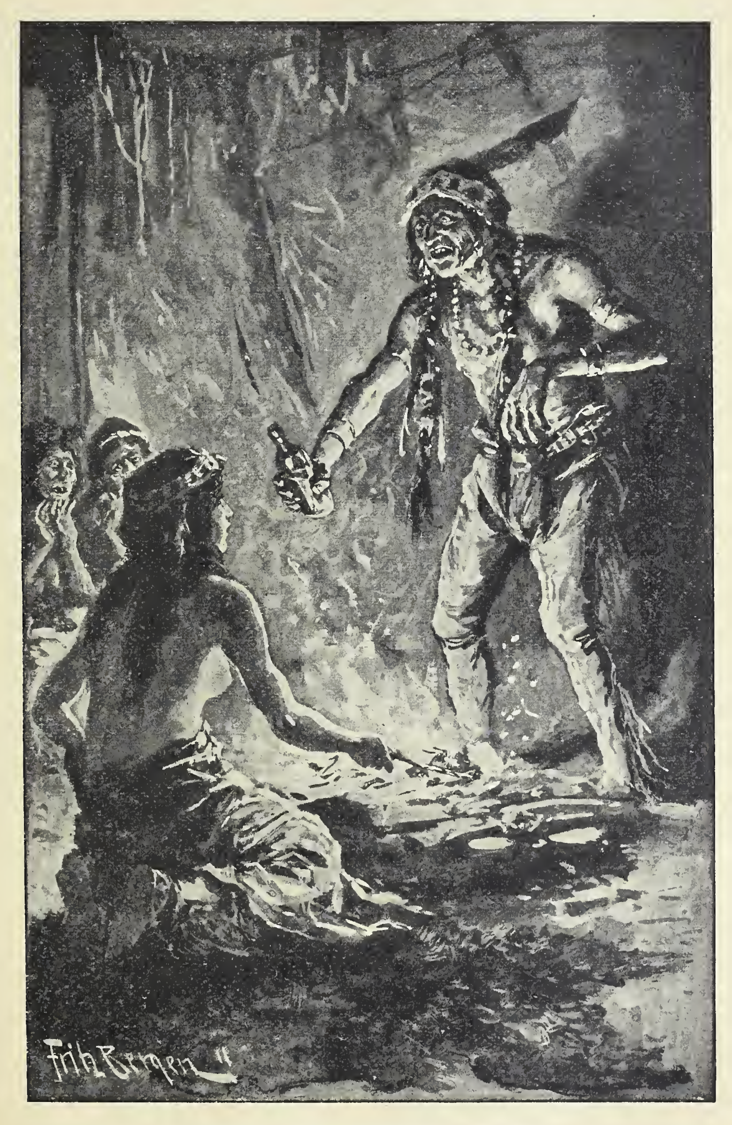
Im Lager der Trader glimmten matt die Küchenfeuer. Umkreist von aufmerksamen Wachtposten seufzten die gesättigten Tiere behaglich. Auf ihren Decken lagen nebeneinander der ernste Saavedra, der düster gestimmte Roland, der im Reich märchenhafter Träume lebende Gonzales und der junge Dolmetscher, der nur mit Tatsachen rechnete. Die vier Gefährten sprachen noch lange miteinander, indem sie das von ihnen geplante Unternehmen berieten.

Im Zeltdorf der Kioways schlief zu derselben Zeit alles den Schlaf der Übersättigung. Maschete hatte sich zum Ergötzen seiner braunen Weiber selbst in den Schlaf gesungen. Er sah nicht, wie man seine ganzen Habseligkeiten nach dem kostbaren Feuerwasser durchsuchte, sah nicht, wie eine lichtfarbige Elfe ihn umschwebte, und mitleidig, um wilden Strafszenen vorzubeugen, das wieder ordnete, was die beiden Megären achtlos durcheinanderwarfen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Taï-oto.

Der fünfte Tag war vergangen. Wie an den vorhergehenden Abenden saß Maschete einsam vor dem Feuer in seinem Zelt, als Saavedra eintrat und eine umfangreiche gefüllte Korbflasche vor ihn hinstellte, ihn jedoch hinderte,



Er reichte Taï-oto die Flasche. (S. 246.)

sie sofort zu öffnen. Statt dessen reichte er ihm eine kleine Flasche mit dem Rat, sich für heute damit zu begnügen. Saavedra wußte wohl, daß er nur den Rücken zu kehren brauche, um zu erleben, daß der andere solange trank, bis ihm die Sinne schwanden, er also gänzlich ungefährlich für die Ausführung des mit soviel Geduld und Umsicht geplanten Unternehmens wurde. Doch auch die beiden braunen Weiber mußten unschädlich gemacht werden. Er entschloß sich um so leichter dazu, weil er voraussetzte, daß sie Taï-oto keinen Tropfen von dem ihnen verabreichten Whisky gönnen würden, diese aber, wie Gonzales und José unzweideutig erspäht hatten, einen unbesiegbaren Widerwillen dagegen hegte. Saavedra zog daher eine zweite Flasche hervor, und nach mancherlei Bemerkungen über die Schwatzhaftigkeit der Weiber gelang es ihm, den Häuptling zu bewegen, diese nach dem Familienzelt herumzutragen. Dann aber hinderte er ihn nicht länger, zunächst die kleinere Flasche zu leeren, während zu derselben Zeit die beiden Weiber ebenfalls nach Herzenslust tranken und mit gedämpftem Keifen sich um den schnell schwindenden Vorrat stritten.

Die Wirkung erfolgte in beiden Zelten beinahe unmittelbar auf den Genuß. Bei Maschete offenbarte sie sich in einer Art wehmütiger Stimmung, bei den Frauen dagegen in Wutausbrüchen. Als deren Keifen aber lauter wurde und mit diesem sogar das leise Klagen Taï-otos sich einte, stürzte der Häuptling, in der Faust seinen Kantschuh, zornentbrannt nach dem Familienzelt herum, und gleich darauf hörte Saavedra die scharfen Hiebe, die auf die sich schweigend windenden Megären niederfielen. Die Wut des Häuptlings war dadurch noch besonders angefacht worden, daß sein erster Blick ein schmales Blutbächlein streifte, das langsam von Taïotos Schulter niederrieselte. Eine fürchterliche Drohung seinerseits trieb die Weiber zwischen ihre Büffeldecken, während Taï-oto, offenbar neue Ausbrüche einer tief gewurzelten Feindschaft gewärtig, vor dem Feuer auf den Knien liegen blieb und keinen Blick von den widerwärtig heulenden Weibern wendete.

Maschete war wieder zu Saavedra zurückgekehrt. Immer wieder trank er, und immer wieder nannte er Saavedra seinen

Bruder und Freund, den er beim nächsten Wiedersehen mit Wohltaten überhäufen würde, bis er zusammenbrach, dabei die Korbflasche mit beiden Händen umklammernd.

So war eine halbe Stunde verronnen, und nunmehr sollte sich entscheiden, ob Saavedras Voraussetzungen sich bewahrheiteten oder das gefährliche Unternehmen an Taï-otos eigenem Willen scheitern würde.

Mit einem letzten Blick auf den Häuptling, der mit verglasten Augen in das Feuer stierte und ihm auf seine Fragen keine Antwort mehr erteilte, verließ er das Zelt. Draußen traten ihm Gonzales und der Dolmetscher entgegen, ersterer in fieberhafter Aufregung, seitdem er Zeuge des Angriffs auf Taï-oto gewesen, José mit seinem gewöhnlichen kalt überlegenden Wesen.

„Wie weit sind die Weiber?" fragte Saavedra leise.

„Tot auf viele Stunden," antwortete José.

„Und das Mädchen?"

„Taï-oto wacht und lebt in Angst."

„Gut," sprach Saavedra, „so wird sich zeigen, ob der Señora eine neue bittere Täuschung vorbehalten ist."

„Sie muß gerettet werden," unterbrach Gonzales ihn dringender.

„Und sie soll gerettet werden, wenn sie selbst befreit werden will," fügte Saavedra ernst hinzu, „doch die Minuten sind kostbar. Handeln Sie genau, wie Sie verabredeten. Alles hängt davon ab."

Schweigend begaben sie sich nach dem Eingange des Familienzeltes herum. Saavedra und der Dolmetscher stellten sich zu dessen beiden Seiten auf, während Gonzales niederkniete und den Vorhang behutsam gerade so weit hob, daß er selbst nicht von der Beleuchtung des Zeltfeuers getroffen wurde, Saavedra hingegen über ihn fort einen notdürftigen Anblick auf Taï-oto gewann.

„Helena!" rief Gonzales gedämpft hinein.

Taï-oto richtete sich höher empor und sah mit den großen klaren Augen durchdringend nach dem Eingange hinüber. Es war ersichtlich, der Name hatte eine geheimnisvolle Wirkung auf sie ausgeübt. Denn ohne sich zuvor zu überzeugen, von

wem der Ruf ausgegangen war, bedeckte sie ihr Antlitz mit beiden Händen, wie um, durch keine äußeren Eindrücke gestört, ernst nachzusinnen.

„Helena Herera, sie ist es," raunte Saavedra tief bewegt den Gefährten zu, „der Name ist ihrem Ohr noch nicht ganz fremd geworden; es bedarf der weißen Locke nicht mehr — doch nicht gesäumt. Die Kiowahs werden uns nachsetzen; bevor sie uns einholen, müssen wir eine feste Stellung eingenommen haben, oder alles ist verloren."

„Helena!" wiederholte Gonzales ein wenig lauter und eindringlicher.

Taï-oto zog die Hände von ihrem Antlitz zurück und schnellte auf die Füße empor, nunmehr aber mit einer gewissen Entschlossenheit auf den gehobenen Vorhang blickend, hinter dem sie die Gestalten von Männern zu erkennen glaubte.

„Hinein jetzt!" riet Saavedra.

„Helena!" rief Gonzales wiederum, und unter dem Vorhang hindurchschlüpfend, trat er in die volle Beleuchtung des Feuers.

Taï-oto schaute ängstlicher; allein die Neugierde überwog ihre Furcht und anstatt sich durch die Flucht der Gewalt eines Fremden zu entziehen, heftete sie die Blicke auf Gonzales Lippen, offenbar um zu erfahren, ob er es gewesen war, der ihr den sie tief erschütternden Namen zugerufen hatte.

Gonzales war fast geblendet durch die jungfräuliche Schönheit der vor ihm stehenden schlanken Gestalt, doch einen bestimmten Wunsch in ihren Zügen lesend, wiederholte er abermals den zauberartig wirkenden Namen.

Da breitete es sich wie der Abglanz einer unfaßbaren Freude auf dem lieblichen Antlitz aus. Ein Weilchen schwankte sie noch, dann schritt sie zwischen den beiden bewußtlosen Furien hindurch auf ihn zu, ihm mit jenem eigentümlichen befangenen Lächeln die Hand reichend, das junge Eingeborene gewöhnlich schmückt, sobald sie zum erstenmal in ihrem Leben grüßend vor einen Weißen hintreten.

Gonzales hielt die kleine warme Hand fest. Kein Opfer wäre ihm zu schwer dafür gewesen, hätte er die Fähigkeit besessen, sich mit dem anmutigen Kinde zu verständigen.

„Helene komm," sprach er mit einer Innigkeit, die wie ein Zauber auf Taï-oto einwirken mußte, denn indem er leise dem Ausgange zuschritt, ließ sie sich völlig von ihm fortziehen. Vor diesem blieb sie indessen noch einmal stehen. Mit der freien Hand auf die bewußtlosen Weiber weisend, schüttelte sie hastig ihr von schwarzem Gelock umwogtes Haupt wie in Furcht und Widerwillen, und den Vorhang emporhebend, glitt sie Gonzales voraus ins Freie. Das Vertrauen, das sie diesem entgegengetragen hatte, schien beim Anblick der beiden anderen Männer eine Erschütterung zu erleiden; doch auch diese Furcht schwand, sobald Saavedra ihr die Hand reichte und der Dolmetscher sie in geläufigem Kiowah anredete.

„Ist Taï-oto blind?" fragte er leise, „hat sie nicht gesehen, daß ihre Haut bleich ist?"

„Ich bin ein Kiowahmädchen," antwortete Taï-oto schüchtern.

„Wie kommt der junge Schwan in das Nest der Raben?" fuhr der mit den Bildern und Redewendungen der Eingeborenen vollkommen vertraute Dolmetscher fort, „der Rabe hat den jungen Schwan geraubt; er will ihn zum Weibe nehmen. Sah Taï-oto jemals einen Wolf und eine Antilope in demselben Bau? Nein. Der Wolf würde die Antilope zerreißen. Taï-oto hat eine weiße Mutter; ihre Mutter weint Tag und Nacht um Helena."

Taï-oto sann ernst nach. Es war zu viel auf einmal vor ihr offenbart worden, als daß sie sich leicht damit hätte vertraut machen können. Doch die Zeit drängte, jede Minute Versäumnis konnte verhängnisvoll werden, und von Saavedra gemahnt, nahm José seine Mitteilungen alsbald wieder auf:

„Warum hört Taï-oto auf den Namen Helena? Hört sie ihn heute zum erstenmal? Nein. So ward sie gerufen vor vielen Wintern; so wird sie jetzt gerufen, damit sie zu ihrer Mutter heimkehre. Maschete schläft, es schlafen die Frauen; will sie abermals fliegende Messer sehen?"

Taï-oto stand noch immer sprachlos, wie von einem wirren Traum umfangen.

„Helena, komm," wandte Gonzales in seiner Besorgnis sich nunmehr an sie, und als habe der Name gemeinschaftlich mit

seiner Stimme belebend auf sie eingewirkt, legte sie ihre offene Hand fester in die seine, worauf sie sich dem Dolmetscher zukehrte und mit den eigentümlichen wohlklingenden Gutturaltönen anhob:

„Ich gehe mit den Fremden. Ich fürchte Maschete, ich fürchte seine Frauen. Meine Freunde werden Taï-oto beschützen, sie werden sie zu ihrer Mutter führen," und Gonzales zog sie mit sich fort in den Schatten des Waldes, wo er ohne Säumen den Weg ins Lager einschlug.

Saavedra war auf ihre andere Seite getreten, während der Dolmetscher dicht hinter ihr einherschritt, fortgesetzt zu ihr sprechend, ihr erzählend von fernen schönen Stätten, von guten freundlichen Menschen und von der Mutter, die sehnsüchtig ihrer harre.

Träumerisch bewegte Taï-oto sich einher. Das Sicherheitsgefühl, das sie allmählich gewann, schien sie von Gonzales zu empfangen, dessen Hand sie mit festem Druck hielt, von ihm, der sie zum erstenmal wieder bei dem längst vergessenen Namen gerufen und dadurch den ersten Keim zum Erwachen dumpfer Erinnerungen gelegt hatte.

Als die Gefährten auf ihrer Lichtung eintrafen, standen alle Tiere gesattelt und beladen. Roland gab das Zeichen, und gelenkt von zur Vorsicht gemahnten Packknechten, entfernte die Herde sich auf demselben Wege, auf dem sie vor fünf Tagen gekommen war.

Ein wenig später folgten Saavedra, Roland und Gonzales und der Dolmetscher. Taï-oto ritt in ihrer Mitte. Zum Schutz gegen die feuchte Nachtluft hatte sie eine Decke um die unbekleideten Schultern geschlungen. Hin und wieder richtete sie an den Dolmetscher eine kurze Bemerkung, die für ihre zufriedene Stimmung zeugte.

Es mochte zwei Uhr morgens sein, als die letzten Reiter die Lichtung verließen. Der Mond stand hoch und leuchtete auf dem zwischen Uferhainen hinführenden Weg. Sobald man weit genug gelangt war, daß die Stimmen der schärfer antreibenden Packknechte nicht mehr ins Dorf der Kioways hinüberreichten, wurde der Bach auf einer geeigneten Stelle

gekreuzt, und mit beschleunigter Eile ging es nach der sanft ansteigenden baumlosen Ebene hinauf.

Sie durften auf einen Vorsprung von mindestens fünf Stunden rechnen, wenn sie etwa verfolgt werden sollten. Bevor Maschete aber und seine Weiber aus ihrem Rausch erwachten, mochte sogar viel länger dauern, und dann war es noch immer zweifelhaft, ob das Fehlen Taï-otos sofort entdeckt und den Tradern zur Last gelegt wurde, abgesehen von dem Zeitverlust, der aus den Vorbereitungen zur Verfolgung entsprang.

Taï-oto schien mit ihrer Lage nicht unzufrieden zu sein. Frei trug sie die weiße Locke zur Schau, nachdem sie begriffen hatte, daß ihre Befreier hohen Wert auf diese legten. Es gefiel ihr offenbar, von den weißen Männern mit freundlichster Rücksicht behandelt zu werden. Stand dies doch in grellem Gegensatz zu allem, was sie in ihrem jungen Leben bisher kennen gelernt hatte. Rührend war es, zu beobachten, wie sie vorzugsweise Gonzales einen Einfluß auf sich einräumte. Sie glich darin jener Märchenprinzessin, die nach langem Zauberschlaf plötzlich dem Leben zurückgegeben wurde und sich an den, der sie weckte, unauflöslich gekettet fühlte.

Auf dem Rande der Hochebene hielten die Reisenden an. Hinter ihnen lag die mit kurzem Gras bewachsene baumlose Ebene. Gegen Westen wurde sie in der Entfernung von etwa vierhundert Ellen durch eine schluchtartige Talsenkung unterbrochen. Diese mündete von Süden her in das Tal des Kanadian, der indessen nur nach schweren Regengüssen oder nach dem Schmelzen des Schnees in seinem sandigen Bett Wasser führte.

Wie die Niederung des Kanadian, war auch die Schluchtsenkung mit vereinzelten Bäumen und Hainen bewachsen, sogar noch etwas dichter, wodurch es einem Feinde ermöglicht wurde, von der Ebene aus unbemerkt in das Kanadiantal einzudringen. Nach kurzer Beratung mit Roland beschloß Saavedra daher, auf dem Rande der Ebene, wo ihnen nach allen Richtungen hin eine freie Aussicht offen stand, zu übernachten und erst folgenden Tages in aller Frühe den Weg ins Tal hinab einzuschlagen.

Das Lager war bald errichtet. Die ihrer Lasten und Sättel entledigte Herde wurde nach dem Kanadian hinunter getrieben.

Der Dolmetscher begleitete sie, um das Tränken zu überwachen. Saavedra und Roland wanderten nach der Schluchtniederung hinüber, um sich mit deren Bodengestaltung vertraut zu machen, während Gonzales mit Taï-oto und dem größeren Teil der Leute im Lager zurückblieb.

Die nächste Stunde fand dann alle wieder im Lager vereinigt. Die Sonne war im Begriff, in die westliche Prärie hinabzutauchen. Rosiger Duft schmückte die Niederungen. In tiefem Grün, scharf zusammenstoßend mit dem blauen Himmel, dehnten sich ringsum die baumlosen Ebenen aus. Friedlich still lächelte die Natur in ihrer charakteristischen Einförmigkeit. Stiller Friede umschwebte auch das Lager, in dem man sich zum Abendessen rüstete.

Saavedra stand auf dem äußersten Rande der Ebene und spähte düster in die Ferne. Da ertönte hinter ihm das melodische tiefe Lachen der lieblichen Adoptivtochter der Wüste, indem sie die ihr von Roland sorglich umgehangene Decke achtlos zur Seite warf. Er schritt zu ihr hinüber. Lange betrachtete er sie mit innigem Wohlgefallen und vergegenwärtigte sich die Stunde, in der die Señora zum erstenmal wieder die verlorene Tochter in die Arme schließen würde.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am Kanadian.

In ungestörter Ruhe verstrich die Nacht; aber schon beim ersten Grauen des Tages herrschte reges Leben in dem Lager der Trader. Mit dem eigentlichen Aufbruch gedachte man indessen zu säumen, bis volle Tageshelle eine freie Umschau gestatten würde.

Heller wurde es und weiter reichten die Blicke der gegen Süden Ausschauenden, als ein von der Schluchtniederung zurückkehrender Späher berichtete, in größerer Entfernung und in der Nachbarschaft der Schlucht eine verdächtige Bewegung bemerkt zu haben. Ob es ein versprengter Büffel, ein wilder

Mustang oder ein Reiter gewesen, hatte er bei der noch herrschenden Dämmerung nicht ermitteln können. Unzweifelhaft war nur, daß es wie ein schwarzer Schatten plötzlich aus der Schlucht auftauchte, und ebenso geheimnisvoll wieder in der Tiefe verschwand. Doch was es gewesen sein mochte: auf alle Fälle hielt man diesen Umstand für wichtig genug, nicht mit dem Beladen der Tiere zu beginnen, bevor man sich von der Ursache der beunruhigenden Nachricht überzeugt haben würde.

Gonzales und der Dolmetscher waren eben im Begriff, ihre Pferde zu besteigen, um der Talschlucht auf deren Ufer kundschaftend eine Strecke aufwärts zu folgen, als Roland, fast mit der südlichen Linie des Horizontes zusammenfallend, einen scharzen Streifen entdeckte, der sich nur dadurch auszeichnete, daß die Beleuchtung des glühenden Morgenrots ihn mit matten Reflexen schmückte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit kehrte sich der fraglichen Erscheinung zu; aber noch bevor jemand eine bestimmte Ansicht ausgesprochen hatte, ertönte aus dem Hintergrunde von Taï-otos Lippen:

„Kioways!"

„Caramba!" versetzte Saavedra zu den Gefährten gewandt, „die meinen es ernstlich, und das ist mehr, als ich ihnen nach der Erniedrigung ihres Häuptlings zugetraut hätte."

„Keine fröhlichen Aussichten," bemerkte Roland ernst, „auf unseren Spuren ein Trupp Feinde, dessen Zahl der unsrigen ums Doppelte überlegen ist, drüben in der Schlucht mutmaßlich ein zweiter — es gewinnt den Anschein, als wollte man uns von mehreren Seiten zugleich angreifen."

„Wir wissen wenigstens, von woher die Gefahr droht, wenn die rothäutigen Schurken wirklich mehr beabsichtigen, als uns durch ihre Überzahl einzuschüchtern und zur Nachgiebigkeit zu stimmen," erwiderte Saavedra kaltblütig. „Der Teufel über das Gesindel. Die ganze Nacht hindurch sind sie geritten, wahrscheinlich in der Hoffnung, uns irgendwo im Lager zu überraschen, die Herde auseinanderzusprengen und sich nicht nur der Tiere, sondern auch des Mädchens zu bemächtigen. Ihre Pferde müssen ermüdet sein; trotzdem wäre ein sofortiger Auf-

bruch nicht ratsam. Einholen würden sie uns auf alle Fälle, und wer weiß, ob auf einer Stelle, auf der wir uns leichter zu schützen vermöchten, als hier."

Er warf einen prüfenden Blick um sich, und zu den Dolmetscher gewandt, fuhr er fort:

Sattelt die Tiere, pflöckt sie aber auf dem Abhange an, wo sie uns nicht hindern, und tief genug sind, um etwa abgesandten Kiowaykugeln ein Ziel zu bieten."

Die Kioways, man zählte deren einige dreißig, waren unterdessen bedeutend näher gekommen; doch dauerte es wohl noch eine Viertelstunde, nachdem alle Vorkehrungen zur Verteidigung getroffen worden waren, bevor man die einzelnen Reiter mit ihren Lanzen, Bogen und Büchsen voneinander zu trennen vermochte, namentlich den Häuptling Maschete, der mit seinem flatternden Federschmuck sich an der Spitze des Zuges hielt.

Die Trader und ihre Leute hatten auf der Brustwehr Platz genommen, hinter der Taï-oto saß, um nicht durch ihren Anblick die wilden Krieger zum Äußersten zu reizen. Die Männer sollten sich erst dann zurückziehen, wenn ein ernster Kampf unvermeidlich erschien.

Zum allgemeinen Erstaunen änderten die Kioways die Richtung und Gangart ihrer Pferde selbst noch nicht, als sie bereits in der Entfernung von etwa tausend Schritten eingetroffen waren. Es rief also den Eindruck hervor, als ob sie, im Einverständnis mit den in der Schlucht vermuteten Genossen, unter der Maske friedlicher Gesinnungen nur so nahe heranzukommen suchten, um mit Aussicht auf Erfolg plötzlich von allen Seiten zugleich auf die Trader einzudringen und sie durch ihre Übermacht gleichsam zu erdrücken. Ein solches Verfahren aber hätte den Gewohnheiten der stets auf ihre eigene Sicherheit bedachten Eingeborenen im höchsten Grade widersprochen.

Das Rätselhafte ihrer Bewegungen klärte sich auf, als der Trupp in der Entfernung von fünfhundert Ellen stehen blieb, während Maschete, der Büchse und Lanze dem nächsten Reiter übergeben hatte, langsam weiter ritt. Ungefähr in der Mitte zwischen den Tradern und den eigenen Leuten hielt er sein Pferd an, worauf er mit der Hand winkte.

Obwohl eine Verräterei hinter der friedlichen Haltung des nur mit Bogen und Pfeil bewaffneten Häuptlings vermutend, ließ Saavedra sein Pferd herbeibringen, um sich in des Dolmetschers Begleitung zu ihm hinüber zu begeben.

Maschete erriet die Ursache der Zögerung und rührte sich nicht von der Stelle. Sobald er aber gewahrte, daß Saavedra nicht allein kam, gab er seinen Kriegern ein Zeichen, infolgedessen einer sich von ihnen trennte und auf ihn zuritt. Gleichzeitig mit diesem trafen Saavedra und der Dolmetscher bei ihm ein, und Maschete, der Antlitz, Brust und Arme augenscheinlich vor kurzem erst mit der von ihm bevorzugten gelben Farbe bestrichen hatte, hob alsbald mit einer gewissen Würde an:

„Ich glaubte einen Freund in mein Zelt einzuladen; ich habe mich getäuscht. Es war ein Freund mit zwei Zungen. Mit der einen Hand reichte er mir das brennende Gift, mit der anderen nahm er ein Mädchen, das mir mehr wert ist, als hundert Pferde."

„Recht so," antwortete Saavedra, unterstützt durch den Dolmetscher, „es gab eine Zeit, die liegt viele Winter zurück, da raubten Kioways dasselbe Mädchen. Ihre Spuren waren blutig, ein Aschenhaufen bezeichnete die Stelle, von der man das Kind fortgerissen hatte. Die Kioways nahmen mit Hinterlist und Gewalt; ich nur mit List. Aber ich bin bereit, das Mädchen mit Gewalt zu verteidigen. Taï-oto besitzt eine weiße Haut. Sie gehört nicht zu den Kioways. Will Maschete den Frieden, so gebe ich ihm zwei gute Pferde."

„Pferde will mein falscher Freund mir zahlen?" versetzte Maschete höhnisch. „Was sollen mir zwei Pferde? Ich besitze so viele Tiere, wie mein Pferd Mähnhaare zählt," fügte er prahlend hinzu, „bietet der falsche Freund mir doppelt so viele, so verlache ich ihn. Ich fordere Taï-oto. In meinem Zelte ist sie aufgewachsen. Ich habe meine Freude an ihr, sie soll mein Weib werden. Wer sah, daß die Kioways in die Ansiedlungen der Weißen einbrachen?"

„Wer hörte je, daß ein brauner Krieger die Tochter eines Weißen heiratete?" fragte Saavedra gleichmütig zurück. „Maschete hat zwei Frauen, die sind schon zu viel für ihn. Konnte

er Taï-oto gegen sie schützen? Nein, noch ist der Schnitt nicht geheilt, den sie von deren Händen davontrug. Kehre mein Freund in sein Dorf zurück, wohin er gehört. Taï-oto geht dahin, wo ihre Heimat liegt."

„Der falsche Freund wird seine Worte überlegen," begann der Häuptling wieder, „um Taï-oto zu rauben, vergiftete er mich durch Feuerwasser, daß Weiber und Kinder mich verhöhnten und verlachten. Ich war selber ein Kind, das seine Füße nicht tragen. Ich habe gesprochen. Was der weiße Händler mir in der Nacht stahl, ich fordere es am hellen Tage von ihm zurück. Zähle der falsche Freund Maschetes Krieger. Es sind doppelt so viel, wie Büchsen in seinem Lager. Will er, daß Blut vergossen werde, mir ist's recht. Ich fürchte nicht den großen Vater in Washington, ich fürchte nicht seine Soldaten. Die Prärie ist groß; sie mögen mich fangen, wenn sie können. Mein Eigentum nehme ich mit Gewalt, und kostet es allen Weißen das Leben."

„Du bist wenigstens offenherzig," versetzte Saavedra, „willst du Gewalt anwenden, so versuche es. Die Übermacht ist auf Maschetes Seite. Oder glaubte er, wir seien blind, daß wir nicht gesehen hätten, was da drüben in der Schlucht vorgeht?" und er wies nach der angedeuteten Stelle hinüber, welcher Richtung Maschete sichtbar befremdet mit den Augen folgte. „Ja, versuche er Gewalt. Ich habe nur achtzehn Büchsen, aber meine Leute sind gewohnt, den Hirsch ins Auge zu treffen. Sie brauchen nur einmal zu feuern und die Übermacht ist ausgeglichen."

„Glaubt mein falscher Freund, die Kiowahs schössen mit Kugeln von Büffelhaar?" fragte der Häuptling geringschätzig, „die Kiowah-Büchsen sind von der besten Arbeit; meine Leute verstehen es, die Antilope mitten zwischen die Augen zu treffen. Die achtzehn Büchsen werden bald weniger sein. Doch weshalb das? Viele Winter dauert's, bevor ein Kind zum Manne geworden ist, eine Kugel macht, daß die vielen Winter nicht mehr wert sind, als ein welkes Blatt. Sollen weiße und rote Männer hier durcheinanderliegen, daß die Wölfe ihre Gebeine benagen? Ich liebe das Blut eines Feindes, aber ich liebe mehr, mit den Weißen in Freundschaft zu leben Sollen unsere Leute sich

gegenseitig morden? Gebe, mein Freund, das Mädchen frei, und statt des Dampfes aus den Büchsen, wollen wir den Rauch der brennenden Pfeife von uns blasen."

„Sprich was du willst," erwiderte Saavedra gleichmütig, „tu', was du willst. Taï-oto ist nicht dein Eigentum, sie wird nie dein Eigentum werden. Wir sind auf alles vorbereitet, sowohl in Freundschaft von dir zu scheiden, als auch mit dir bis auf den letzten Mann zu kämpfen."

„Hat mein Freund gesprochen?" fragte Maschete hochmütig, und indem Saavedra ihn aufmerksam beobachtete, entdeckte er ein wahrhaft teuflisches Aufleuchten in seinen von den Lidern halb verschleierten Augen.

„Mein letztes Wort," entgegnete Saavedra kurz, „Taï-oto bleibt bei mir. Willst du darum kämpfen, so säume nicht; erprobe ob unsere Kugeln von den Leibern der Kiowahs abprallen."

„So höre der falsche Freund auch mein letztes Wort," versetzte der Häuptling; „hat Taï-oto ihren eigenen Willen? Ich sage, ja. So mag sie hierher treten zwischen uns. Ich werde sie fragen, wo ihre Heimat liegt. Sagt sie: bei den Weißen, so will ich mein Pferd wenden und heimwärts reiten. Es soll keine Büchse abgefeuert werden."

Saavedra sann eine Weile nach. Er ahnte wohl Verrat hinter Maschetes Vorschlag, doch um Blutvergießen zu vermeiden, wollte er das Äußerste wagen.

„Gut," sprach er endlich, „so mag Taï-oto selber entscheiden. Aber ich verlange, daß kein Reiter, sondern nur zwei unbewaffnete Männer zu Fuß den Häuptling begleiten; auch ich komme mit zwei unbewaffneten Männern. Dort bei dem Grasbusch mag mein Freund sich aufstellen; er ist seinen Leuten um so näher. Ich selbst bleibe hier. Taï-otos Platz ist in der Mitte zwischen uns beiden. Darauf mag der Häuptling sie rufen, ebenso einer von meinen Leuten; wohin Taï-oto dann geht, da soll sie bleiben bis — nun, bis später vielleicht ein anderer Handel abgeschlossen wird," fügte er in englischer Sprache hinzu; denn er hielt nicht für unmöglich, daß Taï-oto sich mehr zu ihren Gespielinnen hingezogen fühle. Außerdem beunruhigte ihn der Ausdruck heimlichen Triumphes, den

Maschete trotz der gelben Farbe auf seinen Zügen nicht ganz zu verheimlichen vermochte.

„Es sei,“ erwiderte der Häuptling, worauf er zu seinen Leuten zurücktritt, während Saavedra und der Dolmetscher sich nach dem Lager hinüberbegaben.

Einige Minuten später ritt Maschete auf die ihm angewiesene Stelle zu. Ihm folgten zwei nur mit Bogen und Pfeil bewaffnete junge Krieger. Er selbst hatte seine Büchse, die Mündung nach links gerichtet, quer vor sich auf dem Sattel liegen. Die linke Faust führte die Zügel, die rechte umspannte nachlässig den Kolben des Gewehrs.

Sobald Saavedra dies gewahrte, ließ er sich ebenfalls seine Büchse reichen. Als Gegengewicht gegen die Bogen der beiden Kiowers galten ihm die Revolver, die Gonzales und der Dolmetscher, die er sich zur Begleitung erkoren hatte, im Gurt trugen. Wohl erhob Gonzales Einwendungen, als Taï-oto, sichtbar zagend an seine Seite trat, allein er mußte seinen Widerstand aufgeben, indem Saavedra erklärte, selbst auf die äußerste Gefahr hin Blutvergießen verhüten zu wollen.

Der Häuptling traf zuerst auf der bezeichneten Grenze ein. Er befand sich dort etwa zweihundert Schritte weit von seinen eigenen Leuten, und gegen zweihundertundfünfzig von dem Lager der Trader, also noch nicht außerhalb der sicheren Schußweite beider Teile. Bis auf dreißig bis vierzig Ellen vor ihm angekommen, blieb Saavedra halten, worauf der Dolmetscher Taï-oto nach der ihr bestimmten Stelle hinüberführte und sie anwies, furchtlos der kommenden Dinge zu harren. Taï-oto gebärdete sich wie ein gut geartetes gehorsames Kind, aber immer wieder sah sie zu ihren Freunden hinüber, wie um sich zu überzeugen, daß sie von ihnen nicht ihrem Schicksal überlassen wurde.

Von Saavedra aufgefordert, seine Überredungsgabe nunmehr zu versuchen, säumte Maschete so lange, bis der Dolmetscher aus dem nächsten Bereich getreten war, dann hob er an, seiner Stimme eine gewisse Weichheit verleihend:

„Taï-oto! Du bist frei. Du magst hingehen, wohin du willst. Du bist frei, wie die Tauben, die da nisten, wo es ihnen

am besten gefällt. Gehst du zu den Weißen, so hindert dich niemand. Kehre ich ohne dich ins Dorf der Kiowahs zurück, so erfüllen die Klagelieder aller jungen Mädchen, aller Männer, Weiber und Kinder die Täler zwischen den Hügeln. Die Pferde werden die Köpfe zur Erde neigen und fragen: Wo ist Taï=oto mit der weißen Locke, die sie den Zaubersprüchen kluger Männer verdankt? Das Wasser im Bach wird murmeln: Wo ist Taï=oto, die ihr Angesicht in meinen Wellen spiegelte? Die Vögel werden klagen: Wo ist Taï=oto mit ihrem Drosselgesang? Ich werde allen deine leere Stätte zeigen und antworten: Taï=oto ist gestorben. Ich kenne einen Winkel im Zelt Maschetes," fuhr der redegewandte Häuptling mit schlauer Berechnung fort, „dort liegt ein Sack von roher Büffelhaut. Öffnet man ihn, so sieht man weiße und blaue Perlen zum Benähen der Mokassins, man sieht Beutel mit rotem, gelbem und blauem Pulver zum Färben gespaltener Stachelschweinkiele, auch roten Flanell und bunten Kaliko. Wer soll die Perlen auf die Mitassen nähen, die Mokassins mit farbigen Kielen schmücken? Keiner; denn Taï=oto ist gestorben, ist weit nach Sonnenuntergang gebracht worden, um von den Weißen in die Erde gescharrt zu werden. Komm, Taï=oto, komm! Ich höre alle im Dorf rufen: Taï=oto ist heimgekehrt, Taï=oto ist ein echtes Kiowahmädchen mit bleicher Zauberhaut und weißer Zauberlocke!"

Während dieser von größtem Scharfsinn zeugenden Rede herrschte tiefe Stille ringsum, daß des Häuptlings Stimme weit über die beiden Parteien hinausschallte. Nur Taï=oto und der Dolmetscher verstanden ihn gänzlich; Saavedra erriet wenigstens notdürftig den Zusammenhang, wogegen Gonzales mit atemloser Spannung den Inhalt der langen Rede aus Taï=otos ihm halb zugekehrten ernsten Zügen und aus ihren Bewegungen herauszulesen suchte. Saavedra saß wie aus Erz gegossen im Sattel. Keinen Blick verwandte er von dem wild bemalten Antlitz des Häuptlings, während er zugleich, von Argwohn erfüllt, seine Büchse fester packte.

Taï=oto hatte bald nach Beginn der Ansprache Maschetes ihre erste Furcht überwunden. Aufmerksam lauschte sie seinen Worten, und mehr und mehr gelangte auf ihrem lieblichen

Antlitz die Wirkung zur Geltung, die die ihrem Ohr schmeichelnden Bilder erzeugten. Wie um diesen entgegenzukommen, neigte sie den Oberkörper dem Häuptling zu, wogegen ihre Füße mit dem Erdboden verwachsen zu sein schienen. Was Maschete vor ihren geistigen Blick hinzauberte, woran er sie erinnerte, alles war ihr vertraut und lockte sie mit unwiderstehlicher Gewalt, während die Fremden mit ihren Verheißungen ihr jetzt doppelt fremd wurden.

Des Kioways letztes Wort war aber kaum verhallt, da bewegte sie zum ersten Schritt zögernd den einen Fuß nach vorn, um abermals zweifelnd stehen zu bleiben.

Da ertönte hinter ihr Gonzales Ruf: „Helena! Komm!"

Taï-oto erschrak sichtbar.

„Helena, komm!" schallte es zum zweitenmal zu ihr herüber, und von neuem wirkte der Zauber des Namens, den sie einst im Traum gehört zu haben glaubte.

Langsam kehrte sie um. Sobald sie aber Gonzales erblickte, sie zum drittenmal seinen Ruf vernahm, da strahlte ihr schönes Antlitz in kindlicher Freude, und festen Schrittes bewegte sie sich auf ihn zu, dadurch Maschetes Wut auf den äußersten Gipfel treibend.

„Taï-oto!" rief er ihr nach, durch einen leichten Druck sein Pferd ein wenig herumwerfend, daß dessen linke Seite und damit die Mündung seiner Büchse ihr zugekehrt war, „Taï-oto! Du bist dennoch mein Eigentum!"

„Aufgepaßt," raunte der Dolmetscher Saavedra zu, in des Häuptlings Bemerkung eine furchtbare Drohung ahnend. Mit dieser Warnung fielen Maschetes Worte zusammen, indem er ingrimmig fortfuhr:

„Zu mir willst du nicht, zu ihnen sollst du nicht!" und blitzschnell flog die Büchse an seine Schulter. Ein doppelter Knall erschütterte die Luft.

Des Häuptlings Pferd bäumte sich hoch auf und warf, indem es sich überschlug, seinen Reiter mehrere Schritte weit von sich auf den Rasen, von dem er sich zwar sogleich, jedoch nicht ohne Mühe wieder erhob. Den Blick hielt er dabei starr auf Saavedra gerichtet, als hätte er das Vorgefallene nicht be-

griffen. War doch die eigene, in unbezähmbarer Wut für Taï-oto bestimmte Kugel eine kurze Strecke von ihm in den Erdboden gefahren, nachdem Saavedra, der ihn unausgesetzt scharf beobachtet hatte, die seinige bei der ersten verdächtigen Bewegung des Häuptlings, dessen Pferd durch den Kopf sandte.

Gonzales, totenbleich vor Entsetzen, fühlte kaum, daß Taï-oto seine Hand ergriff und ihn ängstlich mit sich fortzog. Einen erneuten Angriff befürchtend, hatte er den Revolver aus dem Gurt gezogen; allein rückwärts schauend sah er das tote Pferd und den seinen Leuten zurufenden Häuptling. Dann verlegte Saavedra, der ihm auf dem Fuße nachfolgte, ihm die Aussicht.

Letzterer hielt sein Pferd an und lenkte des Dolmetschers Aufmerksamkeit nach der Schluchtsenkung hinüber, wo er hinter einem Uferstrauch eine kaum bemerkbare Bewegung entdeckt hatte.

„Da drüben scheint's lebendig zu werden," sprach er, die Stirn tief runzelnd, „nun, leicht soll's ihnen nicht gemacht werden."

„Ein Weißer," versetzte der Dolmetscher zuversichtlich.

„Caramba! In der Tat ein Weißer," bestätigte Saavedra, als er sich überzeugt hatte, daß ein Reiter hinter dem Busch hielt, der augenscheinlich nur um zu kundschaften den Schluchtabhang heraufgekommen war, dann aber, sobald er sich entdeckt sah, sein Pferd behutsam rückwärts treten ließ und gleich darauf verschwand.

Einigermaßen beruhigt, wenn auch befremdet durch das rätselhafte Benehmen des geheimnisvollen Reiters, eilten sie nunmehr ins Lager, wo Gonzales und Taï-oto bereits eingetroffen waren.

Maschete und seine Begleiter hatten sich unterdessen den Ihrigen wieder zugesellt, die noch immer auf derselben Stelle hielten. Nach ihren Bewegungen zu schließen, beratschlagte man eifrig. Es mochten sich Stimmen erheben, die sich dafür entschieden, nicht um eines Mädchens willen zu offenen folgeschweren Feindseligkeiten zu schreiten. Und das tote Pferd bewies ihnen, daß unerschrockene Männer ihnen gegenüberstanden, sie selbst aber jeden Angriff mit den schwersten Opfern bezahlen würden.

Ihre Unentschlossenheit entging den sie argwöhnisch beobachtenden Tradern nicht. Sie erhielt sogar einen noch unzweideutigeren Ausdruck, als die Kiowahs plötzlich ihre Pferde wandten und südlich spähten, dadurch die Aufmerksamkeit der Trader ebenfalls dorthin lenkend.

Zu ihrem Erstaunen wurden diese eines anderen Reitertrupps ansichtig, der eben die sich nach dorthin verlängernde Schluchtsenkung verlassen hatte und in scharfem Trabe auf die einander feindlich gegenüberstehenden Parteien zuritt. Er bestand aus neun oder zehn bewaffneten Weißen, die schon von weitem die Hüte schwenkten, hin und wieder auch einen Schuß abfeuerten und dadurch sich den Tauschhändlern verständlich zu machen suchten.

Das unerwartete Auftauchen einer Verstärkung ihrer Gegner übte auf die Kiowahs sichtlich einen entmutigenden Eindruck aus. Sie nahmen wenigstens eine minder herausfordernde Haltung an, worauf mehrere von ihnen nach dem erschossenen Pferde hinüberritten, um dessen Reitzeug in Sicherheit zu bringen und mit gewandten Schnitten einen Vorrat des so beliebten Fleisches vor Beginn der heißen Tagesstunden zu retten. Maschete hatte das Pferd eines seiner Leute bestiegen, es diesem anheimgebend, hinter dem Sattel eines Gefährten Platz zu nehmen.

Doch wie die Kiowahs, so wandten auch die Tauschhändler ihre Aufmerksamkeit nunmehr fast ausschließlich den herbeieilenden Fremden zu; vergeblich aber trachteten sie, eine Erklärung für deren rätselhaftes Benehmen zu finden. Denn anstatt auf nächstem Wege sich ihnen zuzugesellen, ritten fünf von ihnen wieder in die Schluchtsenkung hinab, wogegen der Rest oben auf dem Ufer gleichen Schritt mit ihnen hielt, fortgesetzt durch Zeichen die Aufforderung wiederholend, die Mündung der Niederung zu überwachen oder zu verlegen.

Die Trader behielten denn auch die Schluchtmündung im Auge, mit tiefer Spannung einer Lösung des Rätsels entgegensehend.

Endlich drang von der Schlucht bedrohliches Gellen herüber. Gleichzeitig trieben die Reiter auf dem Uferrande ihre Pferde



Des Häuptlings Pferd bäumte sich hoch auf und warf, indem es sich überschlug, seinen Reiter mehrere Schritte weit von sich in den Rasen. (S. 264.)

schärfer an, und eine Minute später verließ ein einzelner Reiter unten im Tal die Schlucht und suchte in wildem Galopp den Kanadian zu erreichen. Sein Pferd war augenscheinlich erschöpft, doch spornte er es immer wieder zu neuen Anstrengungen, ein unverkennbares Zeichen, daß er, obwohl selbst ein Weißer, von den übrigen Reitern verfolgt wurde.

„Soll mich wundern, ob der Kanadian ihn trägt," meinte der Dolmetscher, der mit kalter Neugierde die Bewegung des Flüchtlings überwachte, „trifft er eine böse Stelle, so ist er unrettbar verloren."

„Caramba!" versetzte Saavedra, „der könnte ebensogut durch einen Teersee schwimmen."

Er feuerte seine Büchse ab, und als der Flüchtling sich auf den Schuß umsah, winkten alle warnend mit Hüten und Armen stromabwärts.

Doch die Warnungen übten gerade die entgegengesetzte Wirkung von der beabsichtigten aus; denn aufs neue stachelte er sein Pferd, das ihn alsbald bis auf das Ufer des Stromes trug. Bevor er indessen seinen Weg auf dem zwar schroffen, jedoch nachgiebigen Sandabhange niederwärts suchte, waren die auf der Hochebene befindlichen Reiter auf deren Rand eingetroffen, während die fünf anderen aus der Schluchtmündung in das Kanadiantal hineinsprengten, wo sie noch einen Blick auf den Flüchtling gewannen, als er eben im Begriff war, mit seinem Tier in das Strombett hinabzusetzen.

„Schont die Gäule nicht!" rief einer der auf der Ebene haltenden Männer den im Tal befindlichen Gefährten bis in das Lager der Trader hinein verständlich zu, „jetzt ist's Zeit, heranzukommen! Schießt ihn über den Haufen, wenn ihr könnt, aber meidet das Strombett, bis wir 'ne sichere Furt gefunden haben!" Dann spähten alle nach dem Fluß hinüber, in dessen anscheinend trockenem Bett jener Reiter nach wenigen Sätzen einen seichten Kanal kreuzte, dessen gelbes Wasser seinem Pferde kaum bis an die Knie reichte. Doch auch die fünf Reiter im Tal blieben noch in wilder Bewegung, indem sie den hinter dem Uferrand Verschwundenen wieder in ihren Gesichtskreis zu bringen trachteten.

Drei oder vier Sprünge legte das Pferd noch mit Leichtigkeit zurück, dagegen erhielt die ebene Sandfläche bei den durch die Hufe erzeugten Erschütterungen plötzlich wie durch Zauber eine dunklere Farbe, in der die frühe Morgensonne sich glitzernd spiegelte.

„Gott sei ihm gnädig," sprach Saavedra zu Roland, dessen Antlitz bei der furchtbaren Entdeckung förmlich erstarrte.

„Der Boden trägt ihn," versetzte Gonzales. Das letzte Wort schwebte aber noch auf seinen Lippen, als das Pferd anscheinend stolperte, noch einigemal seine Hufe dem sie umstrickenden Sande entzog, dann aber bis über die Knie einbrach. Die in der Todesangst ausgeführten nächsten ungestümen Bewegungen verursachten, daß die Hufe den letzten Widerstand verloren und es mit dem Leibe auf den feuchten Sand zu liegen kam.

Der Reiter saß mit emporgezogenen Knien im Sattel. Angesichts des drohenden Verderbens sandte er einen Blick nach dem Ufer zurück, wie berechnend, ob es noch eine Möglichkeit für ihn gäbe, nach dorthin zu entrinnen. Da sprengten aber auch schon seine unermüdlichen Verfolger herbei, und sich von den Pferden schwingend, begrüßten sie ihn mit wilden Drohrufen. Einer legte sogar, wie die Trader deutlich unterschieden, seine Büchse auf ihn an, die indessen von einem Gefährten zur Seite geschlagen wurde, als hätte man dem Flüchtling die Wohltat eines schnellen Endes nicht gegönnt.

Dieser hatte sich aufgerichtet und stand auf dem Rücken des schwer ringenden Pferdes; nur mit Mühe bewahrte er das Gleichgewicht. Er schwang die Arme und schrie nach seinen Verfolgern hinüber, die nunmehr auf ihre Büchsen gelehnt ruhig dastanden. Ob es Flüche waren, ob Flehen um Erbarmen, das verhallte über der breiten Talfläche. Endlich faßte er einen verzweifelten Entschluß. Mit einem Sprunge entfernte er sich von dem langsam versinkenden Pferde. Zehn, zwölf Schritte trug ihn auch der trügerische Boden, dann aber sank er bis über die Knöchel ein und der Anblick des vor ihm unheimlich schwankenden Bodens erfüllte ihn mit neuem Entsetzen.

Wie einem von Todesangst geleiteten Instinkt folgend, kehrte er sich auf derselben Stelle um. Er mochte wähnen, auf dem Rücken des bis an die Sattelschnallen eingesunkenen Pferdes wenigstens vorläufig einen festeren Halt zu gewinnen, aber schon bei der nächsten Bewegung versank er bis an die Knie. Er kämpfte gewaltig, sich von dem tödlichen Griff des Triebsandes zu befreien, und grausig war es, zu beobachten, wie er sich auf den Rücken warf und wieder nach vorn lehnte, ohne dadurch etwas anderes zu erreichen, als daß der Boden ringsum sich um so schneller lockerte, um so schneller die grauenhaften Fesseln ihn niederwärts zogen.

Jetzt erst, nachdem seine Beine vollständig verschwunden waren, er also begriff, daß sein Ende unabweisbar war, stieß er einen Entsetzensruf aus, der schauerlich zu den Männern auf dem Plateaurande hinauftönte. Taï=oto hatte sich nieder=gekauert. Das Antlitz in beide Hände legend, verschloß sie ihre Ohren. Sie kannte den Strom, den sie so oft in ihrem Leben gekreuzt hatte, zu genau, als daß sie nicht das Endergebnis der schrecklichen Szene zu ermessen vermocht hätte. Sogar Roland und Gonzales waren sprachlos vor Grauen, während Saavedra die Brauen tief runzelte und, wie unbewußt, zwischen den Zähnen hervorpreßte:

„Wer er auch sei und was er verbrochen haben mag: es wäre christlich, ihm eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

Er atmete auf, denn er entdeckte, daß einer der auf dem Ufer stehenden Männer die Büchse an die Schulter hob. Der Schuß knallte; doch nicht der Flüchtling, sondern das Pferd ließ seinen Kopf auf den Sand sinken.

„Der muß viel auf dem Gewissen haben," bemerkte Saa=vedra wiederum düster, „sehr viel und Schweres, daß man ihm das Erbarmen versagt, das man einem Tier zuteil werden läßt."

Roland kehrte sich ab und betrachtete die Kioways, die in der Entfernung einiger hundert Schritte gleichmütig in das Tal hinabspähten. Er wollte sich dem fürchterlichen Anblick entziehen; allein die schneller aufeinanderfolgenden Ausbrüche einer unsäglichen Todesangst vermochte er nicht von sich aus=

zuschließen. Wie von Verzweiflung ergriffen, kehrte er sich dem Fluß wieder zu.

„Ich ertrag es nicht," sprach er dumpf, als er gewahrte, daß der Flüchtling bereits bis an die Brust eingesunken war, „und dann das Kind hier — wie es zittert. Die da drüben, die sich an seinem Todeskampf weiden, sind schlimmer als Kannibalen — wir müssen einschreiten. Kommen Sie, Gonzales, hier ist alles sicher genug —"

„Bleiben Sie," riet Saavedra ernst, „bevor Sie ein Pferd besteigen und hinüberreiten, hat der Sand ihn erstickt — und da — gebe Gott, daß es ihm gelte," fügte er hinzu und er wies auf die Männer, die das grauenhafte Los des Unglücklichen anscheinend kaltblütig aus der Nähe beobachteten, deren einer sich jetzt aber wieder zum Feuern anschickte.

Noch ein gellender Schrei drang herüber, den die auf ihn gerichtete Mündung der Büchse dem Versinkenden augenscheinlich erpreßte, und von der Kugel getroffen neigte sein Haupt sich zur Seite.

„Das war fürchterlich," kehrte Roland sich Saavedra zu, als er gewahrte, daß die fünf Männer ihre Pferde bestiegen und langsam zu den sie auf der Hochebene erwartenden Gefährten zurückritten.

„Fürchterlich, aber vielleicht gerecht," antwortete Saavedra, „wir werden's ja erfahren. Auf alle Fälle sind wir den Leuten zu Dank verpflichtet; denn die Kioways da drüben würden schwerlich so kleinlaut ins Tal hinabreiten, geschäh's nicht um der Fremden willen. Ich müßte mich sehr irren, schlügen sie gegen Abend nicht den Heimweg ein. Mögen sie ziehen. Taï-otos wegen soll nicht nachgeforscht werden, durch wessen Verräterei sie einst ihrer Mutter entrissen wurde."

„Wir möchten unser Lager eine kurze Strecke weiter stromabwärts verlegen, wo wir dem Wasser näher sind," versetzte Roland, „wenigstens weit genug, um durch nichts mehr an das erinnert zu werden, was wir hier erlebten."

„Wir wollen hören, was die Fremden meinen," erwiderte Saavedra, „ich vermute, es sind rechtschaffene Leute. Bleiben

wir einige Tage beisammen, ist's um so besser für beide Teile. Der Teufel traue den Kiowavs."

Er sah nach dem Strom hinüber. Von dem Pferde waren nur noch ein schwarzer Streifen und die höheren Teile des Sattels sichtbar. Einige Schritte davon unterschied er die nach oben stehenden Unterarme des vom Triebsand verschlungenen Flüchtlings. Hastig kehrte er sich ab. Sein düsteres Antlitz erhellte sich erst, als er bemerkte, wie Gonzales mit sanfter Gewalt Taï-otos Hände von ihren ängstlich schauenden Augen zog.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Jagd.

Nach dem grausigen Ereignis änderte die Lage der Dinge sich sehr schnell. Die Kiowavs hatten auf dem Ufer des Stromes abgesattelt, um ihren ermüdeten Pferden Rast und Futter zu gönnen. Mehrere kleine Feuer brannten, auf denen sie nach Herzenslust von dem frischen Fleisch rösteten. Auch bei den Tauschhändlern war die ursprüngliche Lagerordnung wieder hergestellt worden. In ihrer Mitte befanden sich die Männer, die sie kurz zuvor in der erbitterten Verfolgung des einzelnen Reiters beobachtet hatten. Sich als texanische Grenzer zu erkennen gebend, hatten sie um Gastfreundschaft und, wenn möglich, um einen kleinen Vorrat von Lebensmitteln gebeten, was ihnen beides bereitwillig zugesagt wurde.

„Das war ein harte Jagd," erklärte ein alter wetterzerrissener Farmer, nachdem man sich im Kreise gelagert hatte, „seit vollen fünf Tagen sind wir unterwegs; nicht Tag oder Nacht gönnten wir uns Ruhe, wenigstens nicht mehr, als unumgänglich notwendig war, unsere Tiere aufrecht zu erhalten. Es galt nämlich, einer Rotte der hinterlistigsten Räuber, die jemals in friedliche Ansiedlungen einbrachen, zwanzig und etliche der besten Pferde abzujagen, und das glückte uns gut genug. Wär's damit nur zu Ende gewesen! Aber wir mußten noch jemand am Leben strafen — nun, er hat seinen wohl-

verdienten Lohn empfangen, und zwar in dem Augenblick, in dem wir meinten, daß er entkommen würde. Erreichte er das jenseitige Ufer, so hätten wir die Verfolgung vielleicht eingestellt; denn um den Kanadian vor den Großtimbers blindlings zu durchreiten, darf man nicht Weib und Kind zu Hause wissen, oder muß, wie der Bursche da drüben, den Strick um den Hals fühlen.

„Wir entdeckten ihn in der Frühe," versetzte Saavedra, „meinten aber, bei dem noch herrschenden Zwielicht uns getäuscht zu haben."

„Seit zwei Tagen befanden wir uns ihm auf den Fersen," fuhr der alte Farmer fort, „er ritt eben ein verhenkert gutes Pferd. Wahrscheinlich wollte er sich den Kioways zugesellen; denn an euch vorbeizuschlüpfen hinderte ihn wohl sein schwarzes Gewissen. Als er endlich unserer ansichtig wurde, die Kioways aber euch gegenüber hielten, war's zu spät, und da versuchte er den letzten Ausweg."

„Er muß Arges verbrochen haben, daß Sie ihn so hartnäckig verfolgten," beteiligte Roland sich an dem Gespräch.

„Ist Pferdediebstahl nicht genug, um 'nen Mann reif für 'nen Baumast zu machen?" fragte der Farmer gleichmütig zurück, „verdammt! mich gereut's fast, daß ich den Schurken von seiner Qual erlöste; aber als ich sein gräßlich entstelltes Angesicht sah, mit der breiten roten Narbe auf der Stirn —"

„Eine Narbe auf der Stirn?" fiel Saavedra erstaunt ein.

„Und eine stattliche Narbe obenein," bekräftigte der Farmer in seiner rauhen Weise, „den Hut hatte er verloren, und als er auf dem Rücken des armen Gauls stand und uns 'nen Hagel von Flüchen auf den Hals beschwor, machte ich die Narbe so genau aus, wie jetzt Ihr eigenes ehrliches Angesicht. Verdammt! Über die ganze Stirn reichte sie hinweg bis nach der Schläfe hinauf; ich denke, ich hab' sie dem Schurken mit meiner Kugel wieder ein wenig aufgerissen."

Da legte Saavedra seine Hand auf des Farmers Arm, indem er mit gleichsam feierlichem Ernst anhob:

„So hat die Vorsehung Sie zu ihrem Mittel auserkoren, einen der größten Verbrecher zu strafen, die jemals ihre Hände

mit dem Blute unschuldiger Mitmenschen besudelten.“ Und als der Farmer ihn befremdet ansah, fügte er hinzu: „Es ist wie ein Gottesgericht, daß er gerade hier vor den Augen des jungen Mädchens seine Strafe erlitt; denn was er an der und ihren Angehörigen verbrach, wäre allein genug gewesen, ihm die letzte Spur von Mitleid zu versagen.“

„Ein weißes Kind,“ versetzte der Farmer mit freundlicher Teilnahme Taï-oto betrachtend, „ich vermute, die haben Sie aus der Gewalt der Kioways da unten befreit? Der Satan über die rothäutigen Landstreicher!“

„Und doch sind sie bei dem Raub des Kindes wohl weniger beteiligt gewesen, als der Mann drüben im Kanadian,“ entgegnete Saavedra finster.

„So haben sie wenigstens zu ihm gestanden, und das gedachte er ihnen schlecht zu lohnen,“ fuhr der Farmer lebhaft fort, „und viel fehlte nicht, daß wir die ganze Landschaft aufgeboten hätten, um ihnen einen Besuch abzustatten. Denn nachdem wir den Schurken den ersten Tag gefolgt waren, konnten wir nur glauben, daß der Streich von den Eingeborenen, wenn auch in Gemeinschaft mit einigen Weißen ausgeführt worden war. Auf ihren Fährten fanden wir nämlich bald 'nen Pfeil, bald 'nen Fetzen braun geräuchertes Leder und endlich gar im Grase zerstreut 'ne Handvoll großer weißer Wampumperlen. Ja, alles sah nach Eingeborenen aus, und wir dachten schon daran, umzukehren und Verstärkung aufzubieten, als einer von uns meinte — und ein feiner kluger Mann war's obenein — daß wenn Indianer unsere Pferde gestohlen hätten, schwerlich solche Merkmale hinterlassen worden wären, namentlich keine Pfeile, aus denen ein Kenner den Namen des Stammes herausgelesen hätte, Wampumperlen hingegen eine zu kostbare Ware seien, als daß ein Wilder sie im Grase liegen lassen möchte. Verdammt! Wäre er weniger scharfsinnig gewesen, so schlugen wir den Heimweg ein, und alle Pferde wären kein zu hoher Preis für solchen Entschluß gewesen. Ha, wer konnt's aber wissen,“ fügte der alte Grenzer mit eigentümlich trübem Ausdruck hinzu, „und der Damerow war seiner Sache zu gewiß, um noch Zweifel —“

Er stockte und sah befremdet auf Roland, der sich ihm zugeneigt hatte, ihn bestürzt anstarrte und erst nach einigem Zögern anscheinend mühsam hervorbrachte:

„Damerow — nannten Sie ihn — Damerow?"

„Damerow und nicht anders," bestätigte der Grenzer, und wie auf seinem ehrlichen verwitterten Antlitz, lagerte auch auf den Gesichtern seiner Gefährten eine düstere Wolke, „Damerow, beim Allmächtigen, und ein so feiner, gefälliger Gentleman war er, wie nur je einer 'nen Nachbarn mit 'nem kleinen Darlehn ohne Zinsen aushalf — verdammt, ich möchte behaupten, er war zu fein fürs Grenzerleben, und doch schien's ihm bei seiner ernsten Natur zu behagen —"

„Ein großer, schöner Mann mit dunklem Haar und Bart — etwa in meinen Jahren?" forschte Roland, seine Unruhe gewaltsam niederkämpfend.

Der Farmer betrachtete ihn, wie sein Alter abschätzend, und antwortete zögernd:

„Nun ja, mit dem Alter mag's stimmen, auch mit Haar und Bart; hatte aber schon ein wenig hineingeschneit."

Und weiter fragte Roland, jedoch als ob es ihm unendlich schwer geworden wäre, die Worte über seine Lippen zu bringen:

„Er besitzt also eine Farm, nach Ihren Reden zu schließen; lebt er dort allein?"

„Längere Zeit wohnte er allein und nur von einer Arbeiterfamilie unterstützt, die es gut genug bei ihm hatte," hieß es zurück, „vor Jahresfrist reiste er indessen nach dem Osten, das heißt unten herum auf dem Wasserwege, und als er heimkehrte, brachte er seine Frau mit und ein Töchterchen von sechs, sieben Jahren. Beide sind wunderbar schön, aber ebenfalls nicht aus 'nem Holz geschnitzt, wie's für die Grenze paßt. Wir Nachbarn meinten, in solch guter Gesellschaft und nach dem frohen Wiedersehen würde der Damerow sich ein wenig aufheitern; allein er blieb ernst und wortkarg, wie zuvor, und seine Frau sah nicht minder ernst darein, daß man sich scheute, ihr näher zu treten. Und doch hatte sie für jeden, der ihr begegnete, 'nen herzlichen Gruß, so herzlich, daß man's warm übers Herz rieseln fühlte."

„Wir Nachbarn redeten mehrfach darüber und kamen zu dem Schluß, daß die beiden Christenmenschen wohl viel Leid in ihrem Leben zu erdulden gehabt hätten, und so wagte auch niemand, sich darnach zu erkundigen oder sie gar mit 'nem gut gemeinten Trosteswort anzureden. Der arme Mann, was auch immer ihn betrübt haben mag, jetzt liegen alle irdischen Sorgen wohl schon hinter ihm —"

Während der alte Grenzer dies erzählte, herrschte um ihn her tiefes Schweigen. Seine Gefährten schauten düster darein, wogegen die Trader mit reger Spannung seinen Mitteilungen lauschten. Sobald er aber den wahrscheinlichen Tod Damerows andeutete, zuckte Roland zusammen; sich entfärbend fragte er hastig einfallend: „Tot? sagen Sie? Mann, es kann nicht sein — es ist ein Irrtum — er kann die Seinigen nicht verlassen haben — nein, das Geschick kann sie ihres Beschützers nicht beraubt, sie nicht freunde- und freudelos in die Welt hinausgestoßen haben!"

„Tot, wenn eine Büchsenkugel, die durch eines Mannes Brust schlägt, überhaupt imstande ist, einen Lebensfaden durchzuschneiden," versetzte der Grenzer, und gewahrend, daß Roland, wie erschöpft, das Haupt neigte, fügte er tröstlich hinzu: „Der aber, der ihm die Todeswunde schlug, der Schurke, der zu dem Verbrechen des Raubes auch noch das des Mordes fügte, ist gerichtet. Drüben im Sande des Kanadian endete er sein fluchbeladenes Leben. Da haben Sie die Erklärung dafür, weshalb wir uns fünf lange Tagereisen weit — und wir ritten wie die Teufel — von unseren Ansiedlungen entfernten. Wir wollten den armen Mann rächen, den Schurken bestrafen, der soviel Jammer in unsere friedliche Landschaft gebracht hatte. Aber der Herr war mit uns; er selber hat ihn vor unseren Augen geschlagen. Doch was hilft alles? Unser Nachbar wird dadurch nicht ins Leben zurückgerufen, und die arme Frau wird wohl von dannen ziehen müssen; denn trotz unserer nachbarlichen Hilfe kann sie als einzelne Person sich schwerlich halten. Sie würde in ihrer traurigen Einsamkeit zugrunde gehen samt dem Kinde; und um sich anderen freundschaftlich anzuschließen, mag ihr jetzt erst recht der Lebensmut fehlen. Wenn nur bald

jemand kommen wollte, der ihr das Heimwesen abkaufte; und wer das ersteht, der findet eine gute Einrichtung vor trotz der Abgeschiedenheit."

Starr sah Roland vor sich nieder. Bilder vergangener Zeiten mochten ihm vorschweben. Bilder des eigenen vernichteten Glückes, Bilder des Grames, in den Eugenie nunmehr jäh hinabgestürzt worden. In seinem schmerzlichen Brüten überhörte er, daß Saavedra den alten Grenzer aufforderte, ihm eine Schilderung des ersten Zusammentreffens mit den Räubern zu geben.

„Am dritten Tage nach unserem Aufbruch holten wir die Schurken ein," begann dieser alsbald bereitwillig. „Nach Sitte ausgelernter Pferdediebe hatten sie zunächst getrachtet, 'nen guten Vorsprung zu gewinnen. Dadurch aber wurden die Kräfte der Tiere in einem Maße erschöpft, daß wir in der Nacht vom zweiten auf den dritten Tag bei unserem stetigen Einherreiten ihnen schon erheblich näher rückten.

„Eine kurze Strecke waren wir im Saume der Croßtimbers den Fährten gefolgt, als diese zu unserem Erstaunen plötzlich in die Waldung einbogen. Zwischen den Hügeln hindurch wanden sie sich, als hätten die Schurken nach Wasser gesucht oder vermeiden wollen, außerhalb des Gehölzes auf 'ne weite Entfernung entdeckt zu werden, und das war 'ne Dummheit. Denn was brauchen wir sie selbst zu sehen mit den tief ausgetretenen Fährten vor uns? Und bei der größten Aufmerksamkeit wären sie nicht imstande gewesen, zu verhindern, daß die Gäule sich immer wieder hintereinander drängten, wie 'n Flug Wildgänse, und dadurch recht handliche Pfade austraten.

„So zogen wir unseres Weges ebenfalls in die Croßtimbers hinein. Im Schatten zwischen den Hügeln und den Bäumen war der Tau noch nicht vom Rasen fortgetrocknet, aber schon neigten wir samt den Gäulen die Häupter unter dem Druck der Hitze, und am wenigsten hatten wir Lust, viel miteinander zu reden. Da vergegenwärtige sich denn einer unser Erstaunen, als wir, in eine baumlose Talsenkung einbiegend, plötzlich acht Pferde in gemächlichem Schritt auf uns zukommen sahen.

„Wie auf einen Schlag hielten wir an. Die Sache war zu wunderbar, als daß wir nicht gleich nach der Büchse gegriffen hätten. Dann aber ritten wir seitwärts in den Schutz einiger Bäume, um nicht sofort bemerkt zu werden, im Falle vielleicht Reiter den Pferden folgten.

„Scharf hinüberspähend erkannte denn bald auch der eine und der andere eins der eigenen geraubten Pferde, ein sicheres Merkmal, daß die Räuber nicht allzuweit voraus waren. Sie hatten offenbar während der Nacht im Walde Halt gemacht, und da weit und breit kein Wasser war, die abgetriebenen Tiere aber wohl sehr litten, so waren unter dem Schutze der Dunkelheit und der Haine etliche von ihnen abgestreift und hatten, von Durst gepeinigt, die günstige Gelegenheit benutzt, den Rückweg zum Wasser einzuschlagen.

„Was jetzt in der Geschwindigkeit getan werden konnte, geschah pünktlich. Nachdem die Pferde die Lichtung verlassen hatten, stellten wir sie, worauf wir ihnen die Vorderfüße zusammenfesselten, um sie am weiteren Zurückgehen zu hindern, ohne ihnen zugleich die Gelegenheit zum Grasen zu rauben. Alle acht schleppten nebenbei die an ihren Hälsen befestigten Lassos auf der Erde nach sich, waren also leicht einzufangen, und das war auch wohl die Ursache der Unaufmerksamkeit der Räuber gewesen. Sie hatten nicht bedacht, daß ein durstiges Tier das fetteste Gras verschmäht und nur dem Wasser zustrebt.

„Wir waren mit dieser Arbeit zustande gekommen und saßen bereits wieder in den Sätteln, als eins unserer Pferde den Kopf der Lichtung zukehrte und leise wieherte. Fast gleichzeitig drang eine Männerstimme zu uns herüber, die laut ausrief: „Diesen Weg, Jim, da sind sie!"

Behutsam ritten wir so weit vor, bis wir 'ne freie Aussicht über die Lichtung gewannen, und da sahen wir denn die Bescherung. So weit, daß wir sie mit unseren Kugeln nicht mehr erreichen konnten, ritten vier Männer, die ihre Gesichter rückwärts kehrten. Kaum wurden sie unserer ansichtig, als sie die Pferde antrieben und hinter den Bäumen verschwanden.

„Nun galt's reiten, um die Burschen, bevor sie auf ihre Genossen stießen, vor die Mündungen unserer Büchsen zu

bringen. Diese Aufgabe fiel denjenigen zu, die die flinksten Pferde ritten, und unter diesen war unser Freund Damerow der vorderste. Er führte auch das Kommando, und gern leisteten wir Folge, als er riet, nach rechts und links von der Hauptrichtung abzuweichen und auf diese Art 'ne Treibjagd anzustellen. Und das glückte; denn keine Viertelstunde dauerte es, da hatten wir die Flüchtlinge von ihren alten Spuren abgedrängt, und da sie befürchten mochten, daß hinter jedem Hain oder Busch einer der Unsrigen hervorbrechen könne, schlugen sie die Richtung nach der freien Prärie hinaus ein, wo sie mit ihren ausgeruhten Pferden wieder im Vorteil gegen uns waren.

„Nachdem alles so weit in guter Ordnung, riet Damerow, daß fünf von uns die Flüchtlinge noch eine Strecke verfolgen sollten, während wir beide mit dem Rest zurückeilten, um die übrigen Strolche in ihrem Lager zu überfallen.

„Ein Weilchen bewegten wir uns also noch einher, als wir plötzlich in einer grasreichen Talmulde unsere anderen Pferde vor uns sahen. Wir hielten an und spähten. Befremdlicherweise entdeckten wir keine Menschenseele, und das war ein verdächtiger Umstand.

„Mehrere Minuten lauschten wir argwöhnisch nach allen Richtungen. Nirgend war ein Laut vernehmbar, der von der Nähe eines Menschen gezeugt hätte. Die Mulde vor uns hatte auf zwei Seiten schluchtartige Eingänge. Sonst erhoben sich ringsum bewaldete Abhänge, die nach den etwa achtzig Fuß hohen Abflachungen hinaufführten. Saßen die Schurken oben, so konnten sie mit Muße auf uns zielen. Es stürzten dann auf den ersten Schlag so viele von uns, wie sie Büchsen besaßen, und bevor der Rest zu ihnen hinauf gelangte, konnten sie bequem eine andere Kugel in den Lauf hinabgestoßen haben. So kalkulierten wir wenigstens.

‚Da sprach Damerow in seiner ruhigen Weise: „Mit dem Halten gewinnen wir nichts. Wir müssen ins Klare kommen, oder wir geraten immer mehr in Nachteil. Steigt von den Pferden und macht euch schußfertig. Ich klettere unterdessen nach der Höhe hinauf, um von dort aus Umschau zu halten.

Verschwunden können sie nicht sein, wenigstens nicht spurlos; und mehr, als jene vier, sind's gewesen.

„Ja, so sprach er, und mit den letzten Worten schwang er sich aus dem Sattel. Die Büchse auf der Schulter suchte er sich seinen Weg bergan, wogegen wir, so weit wir sehen konnten, in jeden kleinsten Busch unsere Blicke einbohrten, ohne auch nur das Geringste zu entdecken.

„Damerow war sich der Gefahr, in die er sich stürzte, übrigens sehr wohl bewußt; er wäre sonst nicht selber gegangen, und das sah ihm gerade ähnlich. An sich selbst dachte er nämlich immer zuletzt; zumeist an unsere Weiber und Kinder, daß sie den Ernährer nicht verlören, und dabei besaß er nicht minder Weib und Kind zu Hause.

„Die Büchse in beiden Händen, behielten wir ihn also fortgesetzt im Auge, und eine Lust war's, zu beobachten, wie er sich mit 'ner Leichtigkeit nach der Höhe hinaufarbeitete, als wäre er vor seiner Haustür auf und ab gewandelt.

„Endlich war er oben. Er schöpfte frischen Atem und hob eben den Fuß, um 'nen guten Aussichtspunkt zu suchen, als wir gewahrten, daß er die Büchse herunterriß. Doch bevor er sie halb nach der Schulter hinaufgehoben hatte, krachte ein Schuß. Damerow ließ die Büchse fallen, warf beide Arme hoch empor und schlug lang auf's Gesicht nieder. Zugleich unterschieden wir den Galopp eines Pferdes, und als wir entsetzt nach der Höhe hinaufeilten, da fanden wir wohl unsern guten Nachbar in seinem Blute, von dem Mörder war dagegen nichts mehr zu sehen. Der hatte sich zwischen den Hainen und Waldstreifen verloren, und von uns dachte am wenigsten jemand daran, ihm nachzusetzen."

Hier schwieg der Erzähler eine Weile, und in Erinnerung der eben geschilderten Szene sah er traurig vor sich nieder.

Endlich hob er von selber wieder an:

„Der arme Damerow. Mitten durch die Brust hatte der feige Mörder ihn geschossen, jedoch ohne ihn auf der Stelle zu töten. Der Sprache war er freilich beraubt, dagegen sahen die großen Augen aus seinem bleichen Antlitz zu uns empor, als hätte er sagen wollen: ‚Einmal müssen wir alle heran, der

eine früher, der andere später, und wer sich auf den Weg macht, kann sicher sein, drüben gute Freunde zu finden.'

„Ja, das war ein jammervoller Anblick, und ich werde ihn nicht vergessen, so lange meine Augen offen stehen.

„Behutsam trugen wir ihn in die Mulde hinab. Dort legten wir ihn in den Schatten einer Eiche, und mit Branntwein und Wasser aus unseren Feldflaschen wuschen wir seine Wunde, so gut es nur immer gehen wollte. So vergingen mehrere Stunden; dann erhielt er seine Sprache wieder ein wenig zurück, und leise bat er und so freundlich, daß es einem das Herz hätte zerreißen können, wenn's möglich wär, ihn lebendig in sein Haus zu schaffen, damit er sein Töchterchen noch einmal sehe und segne.

„Wir versprachen das Beste, kamen aber überein, mit dem Aufbruch bis gegen Sonnenuntergang zu säumen, um ihm bei der kühlen Nachtluft das Reisen zu erleichtern. Auch verlangten unsere Pferde ein wenig Ruhe, sollten sie den vor uns liegenden Märschen gewachsen sein.

Damerow war mit allem einverstanden, und da er meinte, seine letzten Kräfte schonen zu müssen, dankte er uns nur mit freundlichen Blicken. Um eins bat er aber noch, nämlich wir sollten den hinterlistigen Mörder laufen lassen, damit durch seine Hand nicht ein Zweiter aus unserer Mitte gerissen werde. Dabei nannte er ihn einen verzweifelten Schurken, dem er schon einmal im Leben begegnet sei, und den er wiedererkannt habe an einer großen Narbe auf seiner Stirn. Er meinte, es sei gut für uns, das zu wissen, im Falle er sich über kurz oder lang wieder in den Ansiedlungen zeige.

„Als um die Mittagszeit unsere Kameraden, die den vier Strolchen nachgesetzt waren, von ihrer Jagd zurückkehrten — leider hatten sie nur einen vom Pferde geschossen — gab es ein trauriges Wiedersehen. Aber wir waren Männer, und so gingen wir denn zunächst ans Werk, aus jungen Baumstämmen und Flechtwerk eine Bahre herzustellen, die zwischen zwei Pferden befestigt werden konnte.

„Zur späten Nachmittagstunde sattelten wir neun Mann, die wir hier sitzen. Dem Damerow spiegelten wir vor, daß

wir uns der Herde wegen voneinander trennen müßten, was er auch glaubte. Im Grunde handelte es sich indessen für uns darum, freies Feld zu gewinnen und das letzte Tageslicht zum Auskundschaften der Spuren des Mörders zu benutzen. Denn über uns war's gekommen wie 'n Gefühl, daß wir nicht ruhig würden sterben können, wenn unser getreuer Gefährte ungerächt blieb, der Mörder sich vor seinen Genossen wohl gar rühmte, mit heiler Haut einer argen Falle entschlüpft zu sein.

„Von Damerow haben wir freilich seitdem nichts mehr gesehen oder gehört, aber ich denke, es wird wohl gelungen sein, seinen letzten Lebenswunsch zu erfüllen. Es war allerdings eine rechte Todeswunde, allein der gute Nachbar besaß eine kräftige Natur und einen starken Manneswillen, und damit läßt sich schon ein Weilchen gegen das Sterben ankämpfen. Auch mir sollte es ein Trost sein, hätte er das liebe Kind, nach dem er am meisten bangte, vor seinem Ende noch einmal gesehen.

„Also wir neun hatten es übernommen, der irdischen Gerechtigkeit Geltung zu verschaffen," fuhr der alte Grenzer nach einer kurzen Pause trüben Sinnens freier fort. „Es ist uns auch wunderbar schön geglückt, und das ist die beste Kunde, die wir jetzt noch heimbringen könnten. 'ne Kleinigkeit war's nicht, denn wir hatten einen Burschen vor uns, der in seinem Handwerk bereits ergraute und nebenbei ein Pferd ritt — nun, er hatte sich von den geraubten Gäulen eben den besten ausgewählt.

„Zwei volle Tage ritten wir, ohne daß wir dem Flüchtling viel näher gerückt wären, denn mit dem Spüren hatte es immerhin seine Schwierigkeit. Erst als wir gestern Abend den Rand des Croßtimbers erreichten und von einer Anhöhe aus Umschau hielten, entdeckten wir unseren Mann in weiter Ferne. Um ihn nicht zu scheuchen, warteten wir bis nach Einbruch der Dunkelheit — Fährten brauchten wir jetzt nicht mehr — dann aber ritten wir die ganze Nacht hindurch, ohne nur eine Minute innezuhalten. Unsere Mühe lohnte sich, denn als der Tag graute, machten wir eine doppelte Entdeckung. Zuerst bemerkten wir den Mörder, der vorsichtig aus der Schluchtsenkung

auftauchte, aber nach einer kurzen Strecke Reitens wieder verschwand. Ferner wurden wir der Kioways ansichtig, die die Richtung auf hier hielten. Der Mörder hatte uns augenscheinlich entdeckt, er wäre sonst wohl den Kioways entgegengeritten, woran wir ihn dann freilich gehindert hätten. Den Wilden trauten wir indessen nicht, zumal es ihrer so viele waren. Wir ritten daher, um uns ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen, ebenfalls in die Schluchtsenkung hinab. Dort in dem trockenen Sande lagen die Spuren des Mörders beständig vor uns. Endlich wurden wir des Lagers hier ansichtig, und damit schwand die Notwendigkeit, uns länger verborgen zu halten. Wir hofften sogar, daß Ihr rechtschaffene Leute wäret und den Mörder nicht vorbeischlüpfen lassen möchtet."

„Das weitere habt Ihr mit eigenen Augen gesehen," schloß der Farmer seine Mitteilungen, „der Mörder erlitt seine gerechte Strafe," und indem er einen Blick nach dem Strom hinübersandte, streckte er auch die Hand nach dorthin aus, und mit einem eigentümlichen Ausdruck der Befriedigung fuhr er fort: „Er scheint nicht zur Ruhe kommen zu sollen; denn nennt mich blind, wie die elendeste Eule im Sonnenschein, wenn das nicht seine Arme sind, die aus dem gelben Morast hervorragen. Verdammt, der muß mit den Füßen festen Boden oder 'nen versenkten Treibholzstamm gefunden haben. Da mag er lange stehen, wie's solchem Verbrecher geziemt, wenigstens so lange, bis der Kanadian wieder einmal nach 'nem gehörigen Wolkenbruch Wasser treibt."

Aller Augen hatten sich dem Fluß zugekehrt. Schaudernd wendete Roland sich wieder ab. Dann kehrte er sich dem alten Farmer mit der Erklärung wieder zu, daß wenn er keine Einwände dagegen erhebe, er ihn nach den Ansiedlungen hinunter begleiten möchte. Bereitwillig ging man auf das Anerbieten ein. Dann wandte er sich ernsten Blickes an Saavedra.

„Ich muß mir die Freude versagen," hob er an, „gemeinschaftlich mit Ihnen und Gonzales der Mutter ihr Kind zuzuführen. Mich ruft da unten jemand, der meines Schutzes bedarf. Der erschossene Ansiedler war mir nicht fremd, er nicht, auch nicht seine Frau und Tochter."

Saavedra reichte dem Freunde die Hand und antwortete im herzlichsten Tone:

„So mögen Sie als ein wahrer Herzenstrost in das verwaiste Haus einziehen, wie ich mit Taï-oto unter das Dach der Señora trete — freilich, wir kommen, die Klage um eine Todgeglaubte in Jubel zu verwandeln, Sie hingegen die Tränen der Verzweiflung nur milder fließen zu machen."

Beide kehrten sich Taï-oto zu, wie um durch den Anblick der lieblichen Erscheinung die Schatten, die ihre Stimmung umdüsterten, zu verscheuchen.

Beim Herannahen des Abends machte man sich im Lager der Kiowahs wie in dem der Trader reisefertig. Pünktlich stellte ein junger Kiowahkrieger sich ein, um das versprochene Pferd in Empfang zu nehmen. Fast gleichzeitig brachen die verschiedenen Gesellschaften auf. Die Trader und Grenzer ritten ins Tal hinab, wo sie sich alsbald stromaufwärts wendeten und damit das gräßliche Wahrzeichen im Strom umgingen. Die Kiowahs aber begaben sich nach der Höhe, wo sie die südöstliche Richtung einschlugen. Eine halbe Stunde später, da lagen das Tal und die Höhe still. Nur einige Wölfe umkreisten argwöhnisch das erschossene Pferd, bevor sie sich an das Tier heranwagten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Nach drei langen Märschen, zu denen die kühlen Nächte mit benutzt wurden, waren die ersten Grenzer in ihre Landschaft zurückgekehrt. Des todwunden Damerow Wunsch hatte sich erfüllt. Noch lebend war er von seinen Freunden unter das heimatliche Dach getragen worden. Schon vor dem Hofe wurde der Trauerzug von Eugenie, die das Kind führte, empfangen. Sie jammerte jedoch nicht, mochte ihr Antlitz immerhin einen Ausdruck tragen, als hätte sie sich am liebsten zu dem Sterbenden in das ihm sichere Grab gelegt.

Ihre Haltung war eine starre; aber tiefer Schmerz ruhte in ihren großen Augen, als sie Damerow die Hand reichte und mit leise bebender Stimme sprach:

„Ich ahnte, daß meine Ruhe hier ein gewaltsames Ende finden würde."

Sie hob das wehklagende Mädchen empor, daß es den Vater küßte, um von diesem mit mattem Griff umschlungen zu werden.

„Nun will ich gern sterben," sprach er, nachdem Eugenie das Kind zurückgenommen hatte. Er hatte die Augen geschlossen, als die Männer die Bahre behutsam von den Pferden lösten und ihr mit Eugenie ins Haus folgten. Bald darauf lag er sanft gebettet auf seinem Lager. Neben ihm saß Eugenie, auf den Knien das schluchzende Töchterchen, dessen Händchen er hielt. Traurig betrachtete er das liebliche Kind. Erst nach einer längeren Pause entwand es sich wieder leise der wunden Brust:

„Mein Haus ist bestellt; Lucie ist bei dir gut genug aufgehoben. Mit treuem Rat und ernster Tat werden dir alle Nachbarn beistehen, und daß ich noch einiges mit dir besprechen kann, ist ein Segen, den ich während der letzten drei Tage nicht mehr für möglich hielt."

Bei den letzten Worten schloß er die Augen wieder. Es war ersichtlich, die beinah vollständig erschöpfte Lebenskraft neigte sich ihrem Ende zu.

Seit diesem Tage war eine volle Woche verstrichen, und seit zwölf Stunden lag Damerow in seinem Sarge. Bis zu seinem letzten Atemzuge war Eugenie nicht von seiner Seite gewichen. Nur wenn es galt, das erschöpfte Kind zum Schlummer zu betten, entfernte sie sich auf kurze Zeit. Sie bewahrte eine wunderbare Fassung bis zu der Minute, in der Damerow mit einem Segenswunsche für das Kind und für sie auf den Lippen die Augen für immer schloß. Dann aber brach der so lange verhaltene Tränenstrom sich Bahn, und angesichts des treuen Toten das Kind auf ihrem Schoß haltend, weinte sie bitterlich.

Eine Woche war seit jenem ersten schrecklichen Tage hingegangen, und eine Nacht, seitdem Damerow in seinem Sarge ruhte. Heute sollte er beerdigt werden, auf einem Hügel,

von dem aus er oftmals, an der Hand das munter plaudernde Töchterchen, sein Besitztum überblickt hatte.

In heiterem Glanz war die Sonne aufgegangen und spiegelte sich in den schweren Tautropfen, als endlich die Kunde von dem Nahen der anderen Grenzer von Farm zu Farm getragen wurde und alles nach den nächsten Bodenerhebungen hinaufeilte, um sich aus der Ferne von der Wahrheit der Freudenbotschaft zu überzeugen.

Ja, das waren sie. Keiner fehlte. Man zählte die Reiter; es war sogar noch einer mehr, als man erwartete, und alle nahmen den Weg nach Damerows Farm, augenscheinlich um sich nach dessen Ergehen zu erkundigen.

Auch Eugenie war nach der Anhöhe hinaufgegangen, auf der ihr das offene Grab wie feindselig entgegenstarrte. Nur einen Blick wollte sie auf die Heimkehrenden werfen, für die sie selbst schon gefürchtet hatte.

Und näher kamen die Reiter, aber ernst schauten sie darein, sehr ernst, nachdem sie die Kunde von dem Tode Damerows vernommen hatten. Sie bogen sogar vom Wege ab, um seinen verwaisten Hinterbliebenen den Anblick der wohlbehaltenen Gesellschaft und der sich ihr zugesellenden Angehörigen zu ersparen. Nur zwei Reiter trennten sich von dem Zuge, Roland und der alte Farmer, und ritten auf das Sterbehaus zu. Auf der Außenseite des Gehöftes banden sie ihre Pferde an die Einfriedigung, und geführt von dem Gefährten trat Roland in das Haus ein. Auf dem engen Flurgang blieb er stehen, wie um Kraft für dies abermalige Wiedersehen zu sammeln. Sein Blick fiel durch die offene Tür auf den stillen Mann mit den bleichen eingefallenen Zügen und auf eine hohe Frauengestalt, die, ihm den Rücken zukehrend, an der Hand das Kind, in tiefen Schmerz versunken auf den Toten niedersah. Indem er, den Grenzer durch ein Zeichen bittend, sich zurückzuziehen, auf die Schwelle der Zimmertür trat, kehrte Eugenie sich nach ihm um. Regungslos, als sei der Geist eines längst Verstorbenen vor ihr aus dem Erdboden gestiegen, starrte sie in die wohlbekannten ernsten Züge. Entsetzen schien ihr die Sprache, ja sogar die Fähigkeit des Denkens geraubt zu haben. Selbst auch dann verharrte

sie in ihrer Unbeweglichkeit, als Roland mit ausgestreckter Hand auf sie zuschritt und sie mit vor schmerzlicher Erregung zitternder Stimme anredete.

„Eugenie, das war mehr, als bloßer Zufall, was mich mit deinen guten Nachbarn zusammenführte," sprach er, „mir wenigstens gilt es als ein Fingerzeig des Himmels, noch einmal vor dich hintreten, dir, der verwaisten Gattin und dem zarten Kinde meinen uneigennützigen Schutz anbieten zu dürfen."

Er ergriff die eiskalte Hand der immer noch wie gelähmt Dastehenden, und fuhr innig fort:

„Eugenie, heute darfst du, kannst du meinen Schutz nicht zurückweisen. Ich fordere dein Vertrauen im Namen des Mannes hier, dessen Treue ihm das Leben kostete. Eugenie, hier vor deinem toten Gatten beschwöre ich dich: Laß dahinsinken alle herben Erinnerungen; erblicke in mir nur ein Werkzeug, dessen sich die Vorsehung bediente, um deinen Glauben an ihre Gerechtigkeit nicht zu erschüttern."

Da richtete Eugenie sich ein wenig höher auf. Aus ihrem schönen Antlitz war der letzte Blutstropfen gewichen. Aus ihren Augen sprach ein unsäglicher Schmerz. Sanft entzog sie Roland ihre Hand, und diese auf die Brust des Toten legend, sprach sie mit leiser und dennoch fester Stimme:

„Er ist mein Bruder."

Hätte die Erde sich vor Roland geöffnet, um ihn zu verschlingen, die Wirkung hätte nicht erschütternder, überwältigender sein können. Seine Augen schienen ihre Sehkraft zu verlieren und seine Lippen öffneten sich, wie zu einem Ausruf des Schreckens, doch kein Laut wurde vernehmbar. Als er endlich wieder Herr seiner Bewegungen wurde, da schwankte er nach einem Stuhl hin und neigte das Haupt tief auf die Brust, den Blick an die auf seinen Knien krampfhaft gefalteten Hände fesselnd.

Auf Eugeniens Antlitz kämpften zwei sich einander feindselig begegnende Gewalten, von denen mehr und mehr die milderen weiblichen Regungen die Oberhand gewannen.

Minuten verstrichen. Totenstille herrschte in dem Zimmer. Die Kleine hatte sich ängstlich an Eugenie angeschmiegt. Als

diese aber kein Wort, keine schmeichelnde Bewegung für sie hatte, blickte sie erstaunt zu ihr empor.

Schließlich beängstigte die Regungslosigkeit des über sie hinwegschauenden bleichen Antlitzes die Kleine noch mehr, als der wie gebrochen vor sich niederschauende Mann, derselbe Mann, der sie auf dem Schiff zuweilen verstohlen geliebkost hatte, und der jetzt in ihrem kleinen Herzchen solch tiefes Mitleid erweckte. Und da lenkte ein freundlicher Engel ihre Gedanken, daß sie zu dem traurigen Manne hinüberging, ihre beiden Händchen auf seine Wangen legte, und ihn mit ihren großen, unschuldigen Kinderaugen flehend ansah.

Da seufzte Roland tief auf, während seine Augen einen feuchten Glanz erhielten. Er zog den holden Lockenkopf an sich, und nachdem er ihn zärtlich geküßt hatte, sprach er gewaltsam gegen die ihn fast überwältigende Rührung ankämpfend:

„Armes, süßes Herzchen, dein Glück soll meine Lebensaufgabe sein; ich will zu dir stehen in Freud und Leid, so treu, wie es dein eigener lieber Vater so gern getan hätte."

Eugenie stand noch immer wie eine Bildsäule. Es war, als hätte ihr ganzes Leben sich in den Augen zusammengedrängt, indem sie die Szene vor sich mit einem einzigen Blick umfing. Als sie aber Rolands Worte vernahm, als sie sah, wie er die Kleine zärtlich an sich drückte, Lucie dagegen mit einem Ausdruck unendlichen Behagens seine Liebkosungen duldete, da stürzten heiße Tränen aus ihren Augen, während zugleich eine unbeschreibliche Milde sich um die sonst so streng geschlossenen Lippen ausprägte. Ihre Starrheit war gebrochen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt gezogen, schritt sie zögend zu Roland hinüber. Noch einmal schwankte sie, jedoch nur einige Sekunden, dann sank sie auf die Knie, mit dem einen Arm die Kleine umschlingend, mit der anderen Hand die Rolands ergreifend, sie mit ihren Tränen benetzend und sie fest an ihre Lippen pressend.

Wie betäubt sah Roland auf sie nieder. Er konnte die Wirklichkeit nicht fassen.

„Eugenie," brachte er endlich hervor, „du hörtest mein Gelöbnis. Was ich dem teuren Kinde versprach, es galt auch dir. Nimm es hin als die aufrichtig gemeinten Worte eines Freundes."

Da blickte Eugenie zu ihm empor.

„Laß mich auf den Knien vor dir liegen," sprach sie gedämpft, als Roland sie aufzurichten trachtete, „hier neben meines Bruders Töchterchen ist meine Stelle. Er, der dort so friedlich schlummert, sieht mich und segnet uns alle für die Erfüllung seines Vermächtnisses, das Zeugnis ablegt für seine unendliche Treue. Roland, ich trage die Schuld, daß du so viele Jahre in Gram und Trauer verlebtest. Mein starrer Sinn hat mich indessen noch grausamer gemartert, als dich. Roland — kannst du mir verzeihen, kannst du vergessen, daß ich mit einem einzigen Wort die Zweifel hätte verscheuchen können — Roland, dann, ja dann mag das Vermächtnis meines armen Bruders sich erfüllen, das Vermächtnis, in dem er sterbend mir das Versprechen abnahm, dich aufzusuchen und dich anzuflehen, das Gelöbnis zu erneuern, das wir einst in wilder Verblendung jäh zerrissen hatten. Darum laß mich vor dir knien, so lange, bis du entschieden hast —"

„Ich soll entscheiden?" fragte Roland, „wer ist es denn, der durch Mangel an blindem Vertrauen —"

„Nein, nein," unterbrach Eugenie ihn dringend, „sprich nicht weiter; laß es ruhen jetzt; du wurdest getäuscht, wogegen mir unnatürlicher Mangel an Nachsicht die Lippen schloß. Und obgleich ich selber nicht minder litt, als du —"

„So mag es ruhen," fiel Roland liebevoll ein, „wenigstens so lange, bis wir mehr geneigt sind, gerecht gegen uns selbst zu sein, komm, komm," und sich erhebend, zog er Eugenie mit sich empor. Er küßte sie, wogegen sie ihn mit beiden Armen umschlang und laut schluchzend ihr Antlitz an seiner Brust barg. Dann löste er sich sanft aus den Armen Eugeniens. Noch einmal küßte er sie und trat nun mit ihr neben den Sarg hin. Lange betrachtete er das stille Antlitz. Endlich ergriff er die erkaltete starre Hand des Toten und feierlich tönte seine Stimme durch das Gemach.

„Warum muß es gerade dein Tod sein, was uns zusammenführte? Doch dein Vermächtnis soll mir heilig sein. Mit den Augen eines treuen Vaters will ich deine Tochter beschirmen; ihr Glück wird das meinige bleiben —"

„Und das meinige," sprach Eugenie leise, als er, mit der ihn fast übermannenden Rührung kämpfend, stockte.

Roland zog Eugenie wieder an sich, und Luciens kleines Händchen fester umspannend, schritt er langsam der Tür zu.

„Laßt uns hinausgehen," sprach er tröstend, „hinaus in den heiteren Sonnenschein. Ein neues Leben öffnet sich vor uns, die Schatten schwinden, die so viele Jahre hindurch unsere Lebenswege umdüsterten. Ein dauerndes Glück wird sich aufbauen, getragen von dem Segen eines treuen Toten."

Auf der aus vier Pfählen und einem Brett errichteten Laubenbank saßen Roland und Eugenie Hand in Hand nebeneinander. Ihre Herzen waren so voll, daß sie lange keine Worte fanden.

„Wie manche kummervolle Stunde wäre uns erspart geblieben," hob Roland nach einer langen Pause träumerischen Schweigens endlich wieder an, „wie viel Gram und Leid, hätte ich mich durch den Schein nicht täuschen lassen, hätte ich" —

„Nein, nein," unterbrach Eugenie ihn freundlich, „dir ist zu verzeihen, wenn du dem ersten Eindruck jener Täuschung nachgabst, mir dagegen nimmermehr, daß ich nichts tat, jenen Eindruck zu verwischen, während ich doch durch ein einziges Wort deine herben Empfindungen in helle Freude hätte umwandeln können."

„Nicht weiter, Eugenie," bat Roland, „möge alles in Vergessenheit versinken vor dem Bewußtsein, daß dennoch ein freundlicher Stern über unserer gegenseitigen Anhänglichkeit waltete."

„Laß mich sprechen," erwiderte Eugenie mit sanfter Entschiedenheit, „laß mich alles aufklären, nicht allein um deinetwillen, sondern auch um mich selbst zu beruhigen."

Sie säumte einige Atemzüge, aber in Rolands Antlitz den Ausdruck wehmütiger Teilnahme entdeckend, fuhr sie mit herzgewinnender Offenheit fort:

„Als ich jubelnden Herzens mich dir versprach, war unsere Bekanntschaft eine noch sehr junge. Meine verwandtschaftlichen Beziehungen waren dir zum großen Teil fremd, dir sowohl, wie jedem anderen in der Stadt, in die meine Mutter

und ich erst vor kurzem übergesiedelt waren. So konnte denn auch niemand wissen, daß ich noch einen Bruder besaß, zumal wir die dringendste Ursache hatten, dies zu verheimlichen, überhaupt unsern Wohnsitz nur gewechselt hatten, um jene Verheimlichung zu ermöglichen. Mein Bruder hatte das Unglück gehabt, einen anderen im Duell zu töten, und weil der Gedanke an eine längere Haft ihm unerträglich war, entfloh er nach Amerika. Dies ist also die Erklärung dafür, daß wir zögerten, dich gleich nach unserer Bekanntschaft mit allem vertraut zu machen. Später hingegen, nachdem ich mich dir versprochen hatte, gab es ja so viel anderes zu bedenken, daß wir unseres Geheimnisses kaum noch gedachten, wozu sich gesellte, daß wir seit längerer Zeit ohne Nachricht von meinem Bruder geblieben waren.

„Sein Schweigen hatte einen sehr triftigen Grund. Er beabsichtigte nämlich, unter einem anderen Namen die Heimat noch einmal zu besuchen, vermied aber, sich anzumelden, aus Besorgnis, daß ein Brief in unrechte Hände geraten und an ihm zum Verräter werden könne. Vor seiner Flucht hatte er sich mit einem unbeschreiblich lieblichen Mädchen — dort das Kind verspricht, ihr Ebenbild zu werden — verlobt, und da seine Braut weder Eltern noch nähere Verwandte besaß, die sie zu berücksichtigen brauchte, waren sie übereingekommen, daß mein Bruder sie abholen sollte.

„Eines Tages traf er also unerwartet bei uns ein. Unsere Freude war grenzenlos, wurde aber dadurch verbittert, daß wir im Verkehr mit ihm die größte Vorsicht walten lassen mußten. Sogar seiner Braut durfte er auf vaterländischem Boden nicht begegnen, und da hatten sie beschlossen, erst in England zusammenzutreffen, was ihnen auch ohne störende Ereignisse glückte.

„Nun wäre es wohl an mir gewesen, dich in unser Vertrauen zu ziehen, allein wir waren so entsetzt bei dem Gedanken an alle bösen Möglichkeiten, zugleich in solcher Furcht vor den eigenen Dienstboten und unüberlegten Worten von unserer Seite, daß ich damit immer noch zögerte.

„Da fügte ein verhängnisvoller Zufall, daß du in demselben Augenblick eintrafst, in dem mein Bruder sich von mir verab-

schiedete. Unaufgeklärt wie du warst, hatten deine ersten Regungen ihre Berechtigung. Sie entsprangen aus deiner aufrichtigen Liebe, obwohl du immerhin mehr Vertrauen in meine Treue hättest setzen können. Eine ruhige Anfrage zu gelegener Zeit wäre von mir gewiß vertrauensvoll beantwortet worden. Anders wirkte dagegen dein Verfahren, in dem ich eine durch nichts zu sühnende Beleidigung zu entdecken meinte. Du weißt, ich war eben erst achtzehn Jahre alt geworden, auch du warst zehn Jahre jünger; und was damals geschah, hätte mit unseren gereiften Anschauungen nimmermehr stattfinden können.

„Ich brauche dich wohl kaum daran zu erinnern, daß ich zum Kummer meiner Eltern schon in frühster Kindheit einen unbesiegbaren Eigenwillen offenbarte. Nun betrachtete ich dein Verfahren in meiner Leidenschaftlichkeit als eine tödliche Beleidigung, und erfüllt von solchen Empfindungen kostete es mich keinen Kampf, den unheilvollen Bruch zwischen uns zu besiegeln. Ich wäre lieber gestorben, bevor ich auch nur eine Silbe der Aufklärung an dich gerichtet hätte. Hand in Hand mit einer derartigen Stimmung ging, daß ich allmählich ernster, unzugänglicher wurde, sich eine Starrheit meiner einmal ausgesprochenen Ansichten und Urteile bemächtigte, die mich sogar für den geselligen Verkehr abstumpfte. Um vor allen Dingen etwaige Bewerber fernzuhalten, trug ich mit Überlegung eine scharf ausgeprägte Unnahbarkeit zur Schau, bis diese mir endlich zur Gewohnheit wurde und ich bis zu einem gewissen Grade mich wohl und zufrieden in ihr fühlte. — —

„Mein Bruder war unterdessen mit seiner jungen Frau von England aus abgereist, und konnte kaum an seinem Bestimmungsort im südlichen Texas eingetroffen sein, als mich eines Tages die Kunde erreichte, daß auch du der Heimat auf ewig den Rücken gekehrt habest. Ich vernahm es ohne äußere Zeichen der Teilnahme; was ich aber dabei litt, weiß Gott nur allein. Im Stillen hatte ich ja noch immer auf einen versöhnlichen Schritt von deiner Seite gehofft. Du siehst, wie aufrichtig und vertrauensvoll ich jetzt geworden bin," schaltete Eugenie hier ein, und mit schwermütiger Freude suchte sie Rolands Augen, „aber das ist notwendig, will ich in vollem

Maße die Treue verdienen, die du mir so viele Jahre hindurch ohne Hoffnungen, ohne andere, als die uneigennützigsten Absichten bewahrtest."

Roland küßte Eugeniens Hand und fügte mit tiefer Innigkeit hinzu:

„Erzähle; verschweige mir nichts, nicht die leisesten Regungen. Fahre fort in deiner lieben, offenen Weise mich daran zu erinnern, daß das zwischen uns bestehende hingebende Vertrauen durch keine Macht des Himmels und der Erde mehr erschüttert werden kann."

Und Eugenie nahm alsbald wieder das Wort:

„Sechs Jahre gingen dahin, als mein Bruder wieder unerwartet bei uns eintraf. Er war amerikanischer Bürger geworden, hatte ernste Schwierigkeiten also nicht mehr zu befürchten, beobachtete indessen noch immer die Vorsicht, seinen Besuch wenig auffällig zu machen. Der arme Viktor," und schmerzlich seufzte Eugenie, „er kam tief gebeugt mit einem lieblichen Kinde von kaum zwei Jahren. Seine Frau war gestorben, und da brachte er uns sein Töchterchen, um es für den Fall seines eigenen Todes in treuer Obhut zu wissen. Die kleine Waise vermochte noch nicht lange den Namen der Mutter zu stammeln. Als ich sie aber zum erstenmal auf den Armen hielt und sie herzte, da mochte sie sich auf dem Schoß der eigenen erst vor wenigen Monaten gestorbenen Mutter wähnen, denn Mutter redete sie mich an, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Bei der kindlichen Zärtlichkeit der Kleinen hätte ich sie um keinen Preis darüber belehren mögen, daß diejenige, deren Stelle ich vertrat, längst nicht mehr unter den Lebenden weilte. Meinem Bruder aber gereichte dieser Umstand noch zur besonderen Freude und Beruhigung. Für mich war die Kleine fortan ein wahrer Herzenstrost, und wenn ich je nach meiner Trennung von dir glückliche Stunden verlebte, so waren es diejenigen, die ich im innigsten Verkehr mit meinem lieblichen Adoptivtöchterchen verbrachte.

„Da traf mich ein neuer Schlag. Meine gute Mutter starb. Sie ließ mich wohl in einer Lage zurück, in der materielle Sorgen mir fernblieben, allein es gab so viele andere Umstände

und Verhältnisse, die mir den längeren Aufenthalt in der Heimat verleideten, daß ich mich entschloß, nach hierher zu übersiedeln.

„Mein Bruder hatte sich nicht wieder verheiratet. Es war ihm daher doppelt willkommen, als ich ihn von meinem Plan in Kenntnis setzte. Er schrieb, daß er uns sehnsüchtig erwarte, dagegen außerstande sei, uns abzuholen, weil er bis zu unserer Ankunft seine Heimstätte noch etwas wohnlicher einzurichten gedachte.

„Wir gingen an Bord. Wer aber schildert mein Entsetzen, als ich auf dem Schiff dir begegnete, ich mich gezwungen sah, Wochen und Wochen in demselben beschränkten Raume mit dir zu leben. Dein Anblick erweckte wieder die Empfindungen des Zornes — o, sogar des Hasses in mir, wie einst in den Tagen gleich nach unserer Trennung. Wiederum hätte ich alles mit einem einzigen Wort erklären können; doch ob mein Herz auch zuckte, als hätte es zerspringen wollen, ich gewann es nicht über mich trotz meiner gereifteren Anschauungen. Der Dämon der Selbstqual beherrschte mich wieder vollständig, daß ich, anstatt die Wahrheit vor dir zu offenbaren, mit einer verzweiflungsvollen Lust deinen falschen Glauben noch bestätigte, deinen mir so uneigennützig angebotenen Beistand unfreundlich zurückwies.

„Roland, wer vermag die menschliche Natur mit allen ihren geheimnisvollen Regungen zu ergründen, wer vermag zu erklären, weshalb die innigste Zuneigung sich hinter erkünsteltem Zorn und Haß verbirgt, anstatt mit einem einzigen Blick die Kluft zu überbrücken, die uns von dem heiß ersehnten Seelenfrieden trennt? Wie viel anders wäre es gewesen, hätte ich dir die Hand gereicht und zu dir gesprochen: Ich nehme deinen Beistand in Anspruch. Mein Bruder ist noch nicht aus dem Westen eingetroffen; gemeinschaftlich wollen wir ihn hier erwarten.

„Aber es sollte nicht sein. Noch hielten die Dämonen des starren Eigenwillens und der Beschämung mich gefesselt; noch wirkte in mir der Wahn, daß allein durch deinen ersten Verdacht wir beide frev, entlich in namenloses Leid versenkt worden waren; noch war ich nicht soweit gelangt, irgendeine Entschuldigung gelten zu lassen.

„Und so schieden wir abermals und gewiß mit dem Gedanken, wohl gar mit dem Wunsch: Auf Nimmerwiedersehen, ahnungslos, daß das Geschick, milder als wir, uns dennoch wieder zusammenführen würde.

„Der arme Viktor. Er erst sollte uns wieder vereinigen und sterbend die starre Rinde schmelzen, die sich allmählich um meine Brust gelegt hatte.

„Als ich an seinem Schmerzenslager saß und jammernden Herzens seine Atemzüge überwachte, ergriff er plötzlich meine Hand, und mit seinen traurigen Augen mich fest anschauend, sprach er folgende Worte:

„‚Mein Wunsch ist erfüllt. Ich habe mein Kind wiedergesehen. Ich gehe jetzt zu seiner Mutter, um ihr Kunde von unserem Liebling zu bringen. Ohne sie war mein Leben ohnehin nur ein halbes. Ich klage nicht. Durch einen Schuß tötete ich einen Mitmenschen, durch einen Schuß sterbe ich selber. Soll ich aber beruhigt über Luciens Zukunft die Augen schließen, soll ich ungestört in meinem Grabe schlafen, dann versprich mir, dir fernerhin keinen sinnlosen Zwang mehr aufzuerlegen. Befolge meinen Rat, meine dringende Bitte: wenn ich von euch gegangen bin, setze dich unverzüglich mit Roland in Verbindung, du weißt selber am besten, daß deine Briefe ihn in Santa Fé über kurz oder lang finden müssen. Ich kenne ihn nicht, weiß aber aus deinen Schilderungen, was ich von ihm zu halten habe. Rufe ihn also zu dir; erkläre ihm die ganze Sachlage, und ich weiß, was er dir antworten wird. Und seid ihr dann eins, und besitzt Lucie in euch wieder Vater und Mutter, dann verlaßt diese Wildnis, für die ihr so wenig, wie das Kind geschaffen seid. Zieht dahin, wo es euch lockt, und seid überzeugt, daß der Segen, den ich noch aus meinem Grabe emporsende, euch überall findet.‘

„Ja, Roland, das waren seine Worte. Wenn nach diesem neuen herben Verlust mich irgend etwas zu trösten vermag, so ist's der Umstand, daß du zu mir kamst, bevor ich noch an die Ausführung des mir von dem Dahingeschiedenen erteilten Auftrages denken konnte. Mein Starrsinn ist vollständig gebrochen. Ich kenne nur noch Unterwerfung unter deinen Willen. Wohin

du ziehst, da finde ich mein Glück. Deine dir treu ergebene Frau will ich sein, bis das Auge mir bricht."

Die letzten Worte sprach Eugenie wieder unter andringenden Tränen. Dann aber schlang sie ihre Arme um Rolands Hals, sich weinend an ihm schmiegend, als hätte sie gefürchtet, dennoch von ihm gerissen zu werden.

Glück und herbes Leid, Freude und Wehmut, wie gehen sie oft Hand in Hand! Als Eugenie und Roland, zwischen sich die kleine Lucie, nach der Vorderseite des Hauses herumschritten, traten ihnen mehrere Nachbarn mit ihren Töchtern entgegen. Erstere trugen Werkzeuge, um den Sargdeckel zu befestigen, die Mädchen Kränze, um den Toten damit zu schmücken. Ernst begrüßte man sich; mit tiefem Ernst wurden dem Toten die letzten Ehren erwiesen, bevor man sein Antlitz dem Tageslicht auf ewig entzog. Und als endlich die Abendsonne sich ihrem Untergang zuneigte, da hatte sich Alles um das Grab auf dem Hügel versammelt.

Roland stand zwischen Eugenie und der kleinen Lucie. Mit innigen Worten gedachte er des Verstorbenen und seiner Treue, mit innigen Worten seines letzten Willens, laut dessen ihm nunmehr die Sorge für des Toten Schwester und sein Töchterchen zugefallen sei.

Wohl blickte manches Auge erstaunt bei diesen Eröffnungen; als aber die Versammlung sich auflöste, da trat jeder Einzelne noch einmal zu den Leidtragenden, um seine aufrichtige Teilnahme zu beteuern. Roland wurde noch besonders als neuer Nachbar willkommen geheißen; und er sowie Eugenie vermieden es, die guten rauhen Leute eines anderen zu belehren. Aber fest beschlossen war zwischen ihnen, so bald wie möglich sich der Farm zu entäußern und in einer anderen, ihren Neigungen entsprechenden Umgebung ein dauerndes Heim zu gründen.

Schon folgenden Tages traten sie mit dem Kinde und in Begleitung einiger Nachbarn eine Reise südwärts an, die sie volle zwei Tage fern hielt. Als sie wieder auf der Farm eintrafen, hatte Eugenie Rolands Namen angenommen, Lucie aber bereits gelernt, ihn mit kindlichem Frohsinn Vater zu nennen. —

Freude und Trauer, wie gehen sie oft Hand in Hand, stilles Entzücken und verhaltene Wehmut, wie reihen sie sich oft eng aneinander! Die auf ewig Vereinten befanden sich nach langen schweren Prüfungen endlich unter ihrem Dach. Ihre Herzen schlugen höher bei diesem Gedanken; aber immer wieder schweiften ihre Blicke nach der nahen Anhöhe hinüber, auf der ein frisch aufgeworfener Hügel und ein einfach gezimmertes Kreuz die letzte Ruhestätte eines treuen Herzens bezeichneten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Geige und Tuba.

Lange, lange schwankte die reine Seele eines Engels der Herzensgüte auf der Schwelle des Grabes; lange, ob sie der himmlischen Heimat sich zukehren, oder sich fester mit der zarten irdischen Hülle einen solle. Nach oben lockte schwermütig der düstere Genius des Todes; auf der sommerlich geschmückten Erde kämpften unermüdliche Sorgfalt und treue Hinneigung eines zerrissenen Mutterherzens um sie.

Lange schwankte die reine Seele, bevor der erste Hoffnungsfunke matt zu glühen begann und Señora Herera unter heißen Tränen der Rührung und innigen Herzensdankes von den Lippen des Arztes die Kunde vernahm, daß Lottchen dem Leben voraussichtlich erhalten bleibe. Wie erschienen ihr da die vielen, vielen Stunden des Bangens und Hoffens so kurz; wie gering die aufopfernde Hingebung der Tage und Nächte an dem Schmerzenslager des lieblichen sanften Kindes! Angst und Sorge hatten dagegen eine Lücke in ihrem Herzen ausgefüllt, ihr die Zeit geraubt, des eigenen unersetzlichen Verlustes zu gedenken!

Indem dann aber Lottchens zarter Körper sich mehr und mehr zu beleben begann, die zurückkehrenden Jugendkräfte das liebe Antlitz mit einem duftigen Hauch der Gesundheit schmückten und erwachende Freude am Leben und tiefe Dank-

barkeit aus den großen schüchternen Augen lugten, da meinte die Señora, dadurch, daß sie ihren Schützling dem Tode entrissen hatte, ihn zu ihrer eigenen leiblichen Tochter gemacht zu haben. Unermüdlich, wie an dem Krankenbett, saß sie neben dem Stuhl, auf dem Lottchen, bequem gebettet, rastete. Behutsam führte sie die langsam Erstarkende hinaus, um sie in den kühleren Tagesstunden die von den grünen Ebenen hereinwehende erquickende Luft in vollen Zügen einatmen zu lassen, und demnächst wieder mit den Augen einer Mutter ihren Schlaf zu überwachen. —

Die Sonne näherte sich den westlichen Bergjochen. Die Hacienda lag still. Sogar die Hühner, die auf dem Hofe ihr letztes Abendliedchen gackerten, schienen ihre Stimmen zu dämpfen, um Lottchen, die nach einer kurzen Bewegung im Freien auf ihrem Stuhl eingeschlafen war, nicht zu stören.

Sie saß in einem geräumigen Zimmer vor einem Fenster, durch das von den Wiesen her eine sanfte Brise ihre Schläfen kühlte. Die Hände vor sich auf dem Schoß gefaltet, betrachtete die Señora mit sichtbarer Bewunderung das zarte Antlitz, dessen Wangen sich nach dem Spaziergange ein wenig tiefer gerötet hatten. Wenn auch nicht mehr krankhaft gefärbt, glichen Stirn und Wangen dennoch durchschimmerndem Alabaster. Scharf hoben sich davon die dunklen Brauen und die langen schwarzen Wimpern ab. Das zu beiden Seiten glatt geordnete weiche blonde Haar verlieh dem holden Antlitz jenen rührenden Ausdruck, wie er den Madonnenbildern eigentümlich ist. In langen regelmäßigen Zügen entwand der Atem sich ihrer Brust. Friede, unendlicher Friede umschwebte die ganze Erscheinung. Die Señora erhob sich plötzlich, und neben sie hintretend, berührte sie ihre Stirn leise mit den Lippen. Lottchen lächelte. Die Berührung mochte im Einklange mit ihr vielleicht vorschwebenden Traumbildern gestanden haben. —

Um dieselbe Zeit drangen von dem Ufer des Rio Grande die gedehnten Noten einer mit erträglicher Gewandtheit geblasenen Tuba herüber. Wer den biederen Valentin Tatzkow und den neben ihm auf dem Uferabhange sitzenden Buckligen

nicht sah, hätte das in gedämpftem Donnerton vorgetragene Rheinlied dem mexikanischen Flußgott zuschreiben mögen, der dadurch gewissermaßen die Vetterschaft des stozen Stromes im fernen Osten anerkannte.

„Und das hat mit ihrem Singen die Loreley getan"

rollte es aus dem breiten Messingtrichter des gewaltigen Instrumentes. Das Mundstück trennte sich anscheinend mit Widerstreben von den krampfhaft zuckenden Lippen. Die noch aufgebauschte linke Wange leerte sich; die struppigen Brauen schwankten einige Male nach oben und nach unten, wie um das Gesicht in seiner normalen Stellung festzunageln, und in tiefem Klageton, der als ein Pianissimo der Tuba hätte gelten können, strömte es aus den arbeitgewohnten Lungen:

„Es liegt immerhin eine große Harmonie in solchem umfangreichen Instrument, und ein Jammer ist's, daß ich mit meinen Vorträgen mich bis hierher an dieses ockerfarbige Gewässer verkriechen muß. Ob man nicht dennoch den Versuch wagte, aus mäßiger Ferne mit einem sanften Adagio dem Ohr Lottchens zu schmeicheln? Die Tuba ist ihr ebenso befreundet, wie Ihre Geige, Herr Archibald Fleder, und von der wissen wir ja, daß sie eine wohltätige Wirkung auf ihre Stimmung ausübt. Caramba!"

„Ich rate nicht dazu," versetzte der Bucklige, ohne seine Blicke von dem träge fließenden Strome zu erheben, „weit entfernt davon, Ihr Instrument in den Schatten zu stellen, erscheinen die tiefen rollenden Töne mir doch wenig geeignet für solch zartes genesendes Wesen. Muß ich selbst doch in der Wahl der Melodien wie meiner Stellung sehr vorsichtig sein. Fräulein Hagenbergs Seele ist zu innig mit dem Geigenspiel verwachsen. Wenn sie mit geschlossenen Augen meinen Vorträgen lauscht, fürchte ich fast, daß sie träumend wähnt, die leisen Töne selbst zu erzeugen."

Der Tubabläser sah ernst auf den unglücklichen Gefährten nieder. Er schien darüber nachzusinnen, weshalb er, der früher gewohnt war, die eigenen Anschauungen stets als maßgebend zu betrachten, jetzt bis zu einem gewissen Grade sein Ur=

teil dem des unscheinbaren Geigenspielers unterordnete. Er zuckte einige Male heftig mit den Brauen, sandte aus dem linken Mundwinkel die zu einem mäßigen Posaunenstoß erforderliche Luft über den Strom hin, worauf er ausdrucksvoll bemerkte:

„Herr Archibald Fleder, ich bewundere Ihren Scharfsinn. Wenn Fräulein Lottchen nicht die Tuba zu ihrem Lieblingsinstrument wählte, so beklage ich das nicht. Nur starke Naturen sind einer Aufgabe gewachsen, bei der nicht allein das musikalische Gefühl, sondern auch die Lungen in Anspruch genommen werden. Caramba, es liegt freilich eine große Ungerechtigkeit darin, daß die Tuba überall, wo nicht eben eine volle Kapelle ihre Mitwirkung erheischt, die herbsten Zurücksetzungen erfährt. Ich selbst empfand dies nie schmerzlicher, als jetzt, da ich versuche, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, ebenfalls zur Geige zu greifen. Einige Akkorde und kleine Lieder sind mir schon geläufig, und da bezweifle ich nicht, daß ich unter Ihrer Leitung es bald weit genug bringe, Ihr meisterhaftes Spiel ein wenig zu begleiten."

Befremdet sah der Bucklige zu dem ehrlichen Tubabläser empor. Unbegreiflich erschien ihm, daß dieser in solcher Weise von dem Rieseninstrument sprach, mit dem er sonst so innig verwachsen war.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte er zögernd.

„Nun, Herr Archibald Fleder," antwortete Valentin mit unverkennbarer Wehmut, „es schwebt mir eben vor, daß wir beide fortan wohl allein den dornenvollen Pfad wandernder Künstler beschreiten müssen, und meine Tuba mit ihrer ausdrucksvollen tiefen Stimme zu einer einzelnen Geige passen dürfte, wie Ihr Kolophonium statt des Zuckers in einer Tasse Kaffee, Caramba!"

„Sie bezweifeln noch immer unseres Schützlings völlige Herstellung?" fragte der Bucklige, und in seinem scharfen Antlitz prägte sich aus, daß er noch nicht aufgehört hatte, für das Leben der jugendlichen Gefährtin zu fürchten.

„Caramba, das nicht," erklärte der Tubabläser seufzend, „im Gegenteil, sie macht auf mich den Eindruck eines Kindes,



Um dieselbe Zeit drangen von dem Ufer des Rio Grande die gedehnten Noten einer mit erträglicher Gewandtheit geblasenen Tuba herüber. (S. 298.)

vor dem sogar noch zwei volle Menschenalter fröhlichen Erblühens liegen. Aber dann, Herr Kollege, —" und so oft er sich dieser Bezeichnung bediente, klang sie wunderbar weich, „ja, was dann? Oder halten Sie für möglich, daß nach ihrer Genesung unser altes Verhältnis erneuert werden könnte?"

Der Bucklige sah starr in Valentins Augen. Seine krankhafte Gesichtsfarbe schien um eine Schattierung bleicher geworden zu sein.

„So weit hinaus habe ich noch nicht gedacht," sprach er darauf sinnend, „bisher kannte ich nur Besorgnis und Hoffnung schwebt mir nur vor, sie noch einmal, wie in alten Zeiten, den Geigenbogen führen zu sehen. Freilich — wie es bisher gewesen ist, kann es wohl nicht wieder werden — nein, sie darf der Gefahr nicht ausgesetzt werden, abermals zu erkranken. Und erscheint sie wirklich kräftig: Anstrengungen, wie sie solchen gemeinschaftlich mit uns sich unterwerfen mußte, wird sie in langer Zeit nicht gewachsen sein."

„Und uns selber würde es schlecht kleiden, nachdem sie gesundete, hier länger als überzählige Müßiggänger ernährt zu werden," fügte der Tubabläser trübselig hinzu.

„So müßten wir uns also von ihr trennen," nahm der Bucklige wieder träumerisch das Wort, „ja, ja, Sie haben recht; jetzt wundert's mich, daß ich bisher nicht daran dachte. Doch sie, wie wird sie diesen Vorschlag aufnehmen? Ich kenne sie genau: sie wird am wenigsten fremden Leuten zur Last fallen wollen."

„Caramba! Die fremden Leute werden sie nicht viel fragen, das hörte ich aus einzelnen Andeutungen der Señora. Die erklärt einfach: Caramba, jetzt bist Du meine Tochter; Du sollst mir mein eigenes Kind ersetzen, und da laß ich Dich nicht von dannen."

„Es sei denn, die Männer, die ausgezogen sind, kehrten erfolgreich heim."

„Auch das würde die gute Señora in ihrer Anhänglichkeit nicht beeinflussen. Nein, Herr Kollege; da gibt's nämlich noch andere Verhältnisse, die mitsprechen, obwohl ich sie nicht klar durchschaue. Erwägen Sie nur die geheimnisvollen Rat=

schläge, die der Señor Saavedra uns vor seiner Abreise erteilte: Die Señora sollen wir durch nichts an ihre verlorene Tochter erinnern; den Namen Douglas dürfen wir nicht nennen, wahrscheinlich weil Lottchen nicht weiß, daß dieser Mister der Sohn einer Señora — Caramba, und das ist immerhin rätselhaft genug."

„Aber nicht unerklärlich," meinte der Bucklige und sinnend blickte er vor sich auf die gelben Fluten des Stromes, „Sie erinnern sich, daß Douglas uns damals in der Fandango-Halle beobachtete, wirkte geradezu erschütternd auf Lottchen ein — aber ich pflichte Ihnen bei, lange ist hier unseres Bleibens nicht mehr —"

„Aber doch so lange," entschied der Tubabläser energisch, „bis sie ihre Geige wieder bearbeiten kann. Gingen wir früher, so würde sie zunächst Ihr Spiel vermissen; ferner würde die Trennung von den bewährten Freunden sie immerhin einen Kampf kosten, und der muß ebenfalls vermieden werden, Caramba."

„Es sei denn, wir verheimlichten unseren Aufbruch."

„So ganz heimlich? Hm, es wäre traurig, zu traurig, ohne ein gutes Abschiedswort — aber wenn's sich empfiehlt — haben wir doch so manches Mißgeschick miteinander überstanden — doch es ist ja noch ein Weilchen hin —"

Die Rührung drohte ihn zu übermannen. Hastig griff er nach seiner Tuba, hastig preßte er deren Mundstück auf seine Lippen, die untere Hälfte seines Gesichtes flog nach links herum, die Wangen blähten sich auf, und wie aus der Brust eines Giganten, jedoch poetisch gedämpft, grollte es über den Rio Grande hin:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen Bess'ren find'st Du nit"

Der Bucklige neigte das Haupt auf die Brust. Er schien den tiefen Tönen andächtig zu lauschen; und doch trugen seine Augen einen Ausdruck, den man als den der Teilnahmlosigkeit bezeichnen möchte, weil die Seele bei ihrem Umherschweifen in den unendlichen Räumen planloser Betrachtungen sich gleichsam von dem Körper losgesagt hat.

Bis auf die letzte Strophe blies Valentin das Heimatsliedchen, indem er es im Geiste mitsang. Und als endlich der letzte Ton langgezogen, zuletzt sogar mit einem leidlichen Triller über den Strom hinzitterte und der Mund in seine natürliche Lage zurückschnellte, da war es, als ob der biedere alte Bursche seine Brust erheblich erleichtert gefühlt hätte.

„Da haben Sie mein Spiel," redete er den Buckligen mit einem gewissen Stolz an, „und doch bin ich bereit, ihm auf kürzere oder längere Zeit zu entsagen. Habe ich schon einmal, den Umständen Rechnung tragend, mich zu dem scheußlichen Tambourin herabgewürdigt, kann es mich jetzt keine große Überwindung mehr kosten, zum Zweck des gemeinsamen Spiels mir einige Melodien auf der Geige einzuüben. Caramba, Zeit genug hätten wir, und hier auf dem Ufer des Rio Grande stören wir gewiß niemand."

„Geben Sie es auf," riet der Bucklige träumerisch, „geben Sie es auf als eine unlösbare Aufgabe. Lieber möchten Sie eine einigermaßen gestimmte Ziehharmonika —"

„Ziehharmonika!?" rief Valentin aus, und eine halbe Elle von der Seite des Gefährten fortrückend, suchte er seine tiefe Entrüstung durch das düstere Runzeln seiner beweglichen Brauen zu verdeutlichen, „Ziehharmonika?" wiederholte er noch verachtungsvoller, „wohlan, Herr Archibald Fleder, ich bin bereit dazu, wenn Sie Ihre Geige zur Seite legen und statt deren zu dem Tambourin greifen."

„Was auf alle Fälle besser harmonieren würde, als Tuba und Geige," versetzte der Bucklige anscheinend gereizt.

„Auch darin mögen Sie Recht haben," erwiderte Valentin versöhnlich, „und würde ich mir daher den Vorschlag erlauben, daß jeder sich an das Instrument hält, auf dem er Meister ist, und wir uns einfach auf Solopartien beschränken. Haben Sie aber mit Ihrem Spiel die Zuhörer eine Weile in reger Spannung erhalten, sollte es da nicht dem gebildeten Musikkenner einen freundlichen Rastpunkt bieten, wenn ich in den erschütternden Tönen eines — eines — nun, sagen wir: eines brandenden Ozeans zu ihm spräche?" Und er preßte das Mundstück der Tuba an die Lippen, sein Antlitz wandelte sich

zu dem eines Kalendermondes im dritten Viertel und:

„Das Meer erglänzte weit hinaus,“

entströmte es donnernd dem Messingtrichter.

Und wiederum lauschte Archibald Fleder. Ob seine Gedanken aber bei dem Spiel waren, ob sie in Worte kleideten, was der tapfere Tubabläser ausdrucksvoll in den Abendsonnenschein hinausgrollte, wer hätte das zu erraten vermocht! Und wiederum spielte Valentin alle Verse pünktlich durch, und nachdem er geendigt, sprach er herausfordernd die letzten Worte des Liedes vor sich hin:

„Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Tränen.“

Dann sprang er empor, hing die Tuba über die Schulter, worauf er dem an solche kleine Gefälligkeiten gewöhnten Buckligen auf die Füße und den niedrigen Abhang hinaufhalf.

„Wenn die Hoffnung nicht wäre, Caramba!“ sprach er heiter, indem sie die Richtung nach der Hacienda einschlugen, „ohne die Hoffnung hätten wir in den letzten sechs Wochen den Mut zehnmal verloren gehabt; ohne die Hoffnung erschiene uns die eigene Zukunft so schwarz, wie das Innere meines Tubafutterals. Aber noch sind wir gesund; Caramba! Arm in Arm mit Ihnen fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

Der Bucklige sandte einen freundlichen Blick zu dem sich stolz tragenden Gefährten empor, der bedachtsam die eigenen Bewegungen nach denen des unglücklichen Kameraden abmaß. Wie dieser, nahm auch er unbewußt abwechselnd einen langen und dann wieder einen kurzen Schritt, den langen für sich selber, den kurzen für den Freund und Kollegen. Wunderlich kleidete es ihn mit seinem kräftigen Gliederbau, und dennoch lag ein Ausdruck heiligen Mitleids in dem verschrobenen Hinken, daß der ärgste, herzloseste Spötter bei solchem Anblick verstummt wäre.

Ja, so schritten sie dahin in ihren abgetragenen Röcken, mit den formlosen Hüten auf ihren Häuptern; da aber kein anderer zur Hand war, ihnen Beifall zu spenden, so übernahm

das die abendlich rot erglühende Sonne. Mit ihren schönsten Reflexen schmückte sie die beiden so verschiedenen Gestalten; und Schatten erzeugte sie hinter ihnen so lang und so ungestalten, daß der Bucklige im Vergleich mit ihnen sich hätte geschmeichelt fühlen können.

„Wohin wenden wir uns zunächst, wenn es hier vorbei mit uns ist?" fragte Archibald Fleder endlich wieder.

„Je weiter, um so besser," antwortete Valentin rauh, „da fällt mir nämlich ein, daß auf Grund des vertraulichen Einvernehmens mit Lottchen in den Kreisen, in denen sie wohl fortan leben wird, unsere zu nahe Nachbarschaft als keine angenehme Zugabe gelten möchte, Caramba!"

„Und ihre Nachbarschaft für uns vielleicht ebensowenig," bemerkte Archibald nachdenklich.

„Sie meinen von wegen der Gedanken, Herr Kollege? Nun ja, die möchten uns wohl ein wenig verfolgen, das heißt neidlose Gedanken, eine Art Gedanken, die im unrechten Augenblick ein heiteres Wort auf der Zunge stocken machten, ein gutes Lachen im Entstehen verdürben — Caramba, Herr Archibald Fleder, wir sind Männer, und da wiederhole ich: so weit fort, wie möglich; fort nach Kalifornien, nach dem Goldlande, wo die musikdurstigen Menschen unsere Vorträge fürstlich lohnen, unsere abgeschabten Röcke genau so viel oder wenig wert sind, wie die eines Millionärs."

„Und dahin möchten Sie mich mit meinem Gebrechen schleppen?"

Valentin schraubte sein Gesicht in eine kunstgerechte Tubastellung und starrte in die strahlenlose Sonne hinein, bis ein halbes Dutzend olivenfarbiger Bälle, wie von den Händen eines Jongleurs geworfen, ihm vor den Augen tanzten. Dann entwich die in den Wangen aufgespeicherte Luft dem linken Mundwinkel als eine Tonleiter, die kaum von der einer kranken Posaune zu unterscheiden war, und mit einem Schlage waren alle durch des Buckligen Bemerkung wachgerufenen Bedenken zerstäubt.

„Was ist meine Tuba ohne Ihre Geige?" fragte er sorglos, „daher sage ich: Meine grobe Tuba soll Ihr zartes Geiglein

nach dorthin begleiten. Caramba, Herr Archibald Fleder, die Beine kann jeder gerade Gewachsene voreinander setzen, ohne daß er deshalb ein Tanzmeister zu sein braucht; aber den Geigenbogen mit Effekt führen, Caramba, das erfordert nicht nur Kraft und Gewandtheit, sondern vor allem Genie, und das besitzt nicht jeder."

Damit hatten die Gefährten sich wieder geeinigt, und weiter schritten sie der Hacienda zu, langsam und bedächtig, immer einen langen Schritt und einen kurzen, und hinter ihnen, etwas nach der linken Seite hinüber schlugen ihre Riesenschatten auf dem grünen Rasen Kapriolen, daß ein Zirkusklown von ihnen hätte lernen können. —

Als sie den Hof der Hacienda erreichten, hatte die Sonne dem Tale des Rio Grande eben eine freundliche Gutenacht gewünscht und großmütig den Dunstschichten auf den Wiesen die Erlaubnis erteilt, sich ein wenig weiter auszudehnen.

Leise, mit angehaltenem Atem schlichen die beiden Freunde an dem offenen Fenster vorüber, hinter dem sie Lottchen vermuteten. Vorsichtig lugte der Tubabläser hinein. Lottchen schlief noch immer. Sobald die Señora seiner ansichtig wurde, trat sie auf den Hausflur und ihnen entgegen.

„Sie schläft mir zu lange," raunte sie Archibald zu, „es wird ihr dadurch die Nachtruhe geschmälert. Und doch widerstrebt es mir, sie zu ermuntern; Ihre Geige würde es bewirken, ohne sie zu erschrecken."

Der Bucklige hinkte nach einem auf den inneren Hof sich öffnenden Zimmerchen, das den beiden Freunden als Wohnung angewiesen worden war, um seine Geige zu holen, während Valentin ebendaselbst sein Instrument an einen Nagel hing. Das aber war eine traurige Aufgabe für ihn.

Nach einigen Minuten saßen die beiden Kollegen neben dem offenen Fenster auf der Gartenbank. Die Geige hatte der Bucklige bereits im Hause gestimmt, er setzte daher unverzüglich den Bogen an, und zart, wie ein Traum, schlichen die ersten Töne in das Fenster hinein, zart, wie ein Traum folgte eine Melodie, von der Archibald wußte, daß Lottchen sie gern hörte.

Lottchen, zärtlich von der Señora überwacht, schlief noch immer. Erst als die Musik in vollen Tönen zu ihr hereinströmte, regte sie sich und gleich darauf öffnete sie die Augen. Ihr erster Blick fiel auf die getreue Pflegerin.

„Wie fühle ich mich wohl," sprach sie, anscheinend die Musik nicht beachtend, „nur die lebhaften Träume erinnern mich noch vielfach an die böse Krankheit; aber sie sind nicht beängstigend. Ich sehe mehr freundliche Gestalten — meine Mutter besuchte mich, sie küßte mich, ich fühlte ihre warmen Lippen —"

„Ja, mein Kind," unterbrach die Señora sie gerührt, „Deine Mutter küßte Dich, Deine treue, liebe Mutter."

Lottchens Augen vergrößerten sich; die zarte Röte der Wangen breitete sich über ihr ganzes Antlitz aus und dankbar hob sie die Hand der Señora an ihre Lippen.

„Womit habe ich so viel Güte verdient —" sprach sie unbeschreiblich innig.

„Kann ich's denn nicht oft genug wiederholen?" fiel die Señora wehmütig ein. „Du verdienst meine Sorge in weit höherem Grade, als Du ahnen kannst. Du ersetztest mir meine eigene entführte Tochter, führtest mir ihr Bild vor Augen, wie sie jetzt sein müßte, und das gilt mir als ein Trost, den der Himmel mir sandte. Doch beruhige Dich. Bist Du erst vollständig gekräftigt, sprechen wir weiter davon. Es gibt ja noch manches, Deine Zukunft betreffend, was geeignet ist, Dich zu erfreuen, die letzten Schatten zu beseitigen, die sich jetzt vielleicht noch in Deine Träume einschleichen."

Gespannt blickte Lottchen nach diesen rätselhaft klingenden Andeutungen zu der Señora empor. Wohl schwebte ihr eine ängstliche Frage auf den Lippen, wohl lugte aus ihren Augen heimliche Besorgnis, allein in den Zügen ihrer Beschützerin offenbarte sich neben endloser Herzensgüte ein so entschiedener Wille, daß sie ihren Empfindungen nicht Ausdruck zu verleihen wagte. Gleich darauf aber befand sie sich unter dem vollen Banne der Musik. Ein Gefühl unendlichen Behagens bemächtigte sich ihrer. Den Kopf zurücklehnend und die Hand der Señora haltend, blickte sie durch das offene

Fenster zum abendlich gefärbten Himmel empor. Sie meinte in ein Zauberreich versetzt zu sein. Wie ein Chaos lagen hinter ihr die an Sorgen und Angst so reichen Tage.

Die Melodie neigte sich ihrem Ende zu und schloß mit einem jener sanften Akkorde, wie außer Lottchen selber sie eben nur der Bucklige mit wunderbarer Sicherheit zu erzeugen vermochte.

„Meine Vergangenheit ist so eng mit der Tatzkows und Fleders verknüpft gewesen," hob Lottchen leise an und schüchtern suchte sie die Augen der Señora, „daß ich meine Zukunft mir nicht ohne sie vorstellen kann. Wie viel verdanke ich ihnen; sie waren jederzeit treue, opferwillige Freunde und Beschützer —"

„Und dadurch haben sie sich Freunde erworben, die auch ihre Zukunft ernst ins Auge fassen und so günstig wie möglich gestalten werden," sprach die Señora beruhigend, „um nichts, gar nichts brauchst Du zu sorgen. Betrachte Dich nur als zu meinem Hause gehörig, als meine liebe, liebe Tochter."

„Hier in diesem Lande soll ich bleiben?" fragte Lottchen wieder ängstlich, und trotz des bereits wirkenden Zwielichts entdeckte die Señora, daß lieblicher Purpur sich über ihr holdes Antlitz ausbreitete.

„Gibt es Gründe für Dich, es nicht zu wünschen?" fragte diese wohlwollend zurück, und aufmerksamer suchte sie in den Zügen ihres Schützlings zu lesen.

Lottchen säumte ein Weilchen, dann sprach sie befangen:

„Ich fürchte, Menschen zu begegnen, die mich beobachteten, als ich an jenem schrecklichen Orte spielte —"

„Laß das ruhen," versetzte die Señora schnell, „Du hast rechtschaffen für Dein Brot gearbeitet, und wer auch immer Dich dort beobachtete und er begegnet Dir wieder, der wird Dir nur um so größere Achtung zollen."

Lottchen sah wieder träumerisch aus dem Fenster. Beruhigt war sie immer noch nicht; aber sie kämpfte redlich mit anderen, ihr weniger peinlichen Dingen sich zu beschäftigen.

Plötzlich hob sie laut an, nicht bedenkend, daß die Gefährten noch immer in der Nähe des Fensters saßen:

„Wie mich das Spiel des Herrn Fleder erfreut. Wenn auch der gute Valentin mich einmal durch seine Tuba ergötzen wollte; sein Instrument wird meinem Ohr ganz fremd werden. Er fürchtet sicher, die tiefen Töne seines Instrumentes möchten mich stören. Und doch fühle ich mich so kräftig, daß ich nächstens selber die Geige zur Hand nehme."

Hätte sie jetzt einen Blick hinauswerfen können, ihr Herz würde vor Rührung über das Bild gelacht haben, das der alte Tubabläser in seinem freudigen Erstaunen bot.

Zunächst packte er Archibald mit einem wahren Hünengriff an der Schulter, ihn zugleich anstarrend, als hätte er seinen Sinnen nicht getraut. Sein biederes Antlitz war vor Entzücken dunkelrot angelaufen. Seine Brauen zuckten gefährlich hinauf und hinunter, und wie um zu prüfen, ob er der Tuba noch gewachsen sei, blies er die Wangen weit auf, und den linken Mundwinkel herumschiebend, ließ er ihm die aufgespeicherte Luft unhörbar entströmen. Rücksichtslos zog er den Buckligen zu sich heran, und seine Lippen dessen Ohr nähernd, flüsterte er die bedeutungsvollen Worte:

„Ich muß ihr den Gefallen erweisen, Caramba."

Auf den Fußspitzen schlich er davon, bei jedem Schritt die Schultern hoch hinauf ziehend, um dadurch das Gewicht seines Körpers zu ermäßigen. So schwebte er ins Haus hinein und erschien binnen kürzester Frist wieder im Freien, um, die Tuba mit einer gewissen Ehrerbietung vor sich tragend, mit denselben schwebenden Bewegungen seinen alten Platz einzunehmen.

Fest packten seine Fäuste das Instrument, wobei er dafür Sorge trug, daß der Messingtrichter vom Hofe hinunterwies; fest legten die Finger sich auf die Klappen; das Mundstück einigte sich mit den Lippen und gab diesen die richtige Stellung; die Brauen flogen empor, die Wangen schwollen gefahrdrohend an, und leise, wie das Singen des Windes zwischen Telegraphendrähten, jedoch tief, wie das knurrende Spinnen träumerisch gestimmter Tigerkatzen, drang es in den stillen Abend hinaus:

„Wir winden Dir den Jungfernkranz."

Lottchen lächelte vor sich hin über die seltsame Wahl des musikalischen alten Burschen. Liebevoll sah die Señora auf sie nieder. Wie recht hatte Saavedra, als er einst von ihr behauptete:

„Die Anwesenheit der Kranken wird ihr zum Trost gereichen, wird ihr keine Zeit gönnen, sich dem auf's Neue wachgerufenen Schmerz um Verlorenes hinzugeben."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Im elterlichen Hause.

So gingen die Tage dahin auf der Hacienda. Tauige Morgen, sommerlich heiße Mittagsstunden, kühle Abende und liebliche Nächte reihten sich aneinander zur gemeinschaftlichen segensreichen Einwirkung auf die Erzeugnisse der an Formen und Farben unerschöpflichen Natur, segensreich einwirkend auf ein zu neuer Blüte gelangendes junges Leben und damit auf ein treues Mutterherz, das sich sehnte, seine unendliche Liebe nicht in sich verschlossen zu halten. Den ersten kurzen Spaziergängen folgten längere Ausflüge, den ersten Versuchen auf der Geige folgten längere Vorträge. Der biedere Tubabläser durfte, wenn auch mehr aus Pietät, als aus wirklichem Bedürfnis, selbstverständlich bei dem Spiel nicht fehlen, zumal er sich allmählich daran gewöhnte, sein Rieseninstrument wie ein zartes Kindlein zu behandeln, dem die Nahrung nur sehr vorsichtig verabreicht werden darf. Und wer zählt die Stunden, die sich dort in ländlicher Einsamkeit, in tiefem heitern Frieden abspannen? Wer die traulichen Gespräche, die mit Kunstgenüssen abwechselten? Wer endlich die Wanderungen, die die Señora mit Lottchen weit auf die grünen Wiesen hinaus unternahm, während der Unterhaltung mit ihr fortgesetzt in dem jungen Herzen ohne Falsch und Fehl lesend und darauf ihre Pläne für die Zukunft bauend? Wohl richtete sie oft ihre wehmutvollen Blicke gegen Osten, von woher sie bange eine beglückende Kunde erhoffte, allein

immer wieder wurde sie durch die liebliche Begleiterin der Gegenwart zurückgegeben, Träumereien entrissen, die ihren Sinn zu umdüstern drohten.

So entflohen die Tage, wie Stunden, die Stunden, daß man ihnen eine ewige Dauer hätte wünschen mögen. Wie die nach anhaltender Dürre gebeugte Blume unter einem erquickenden Regen, so richtete Lottchen sich in erhöhter Anmut empor, in erhöhtem Grade alle erfreuend, die in näheren Verkehr mit ihr traten. War sie aber sinniger geworden, spielte es zuweilen wie Wehmut um ihre Lippen und erschien sie unselbständiger, als in früheren Zeiten — wenigstens den beiden alten treuen Gefährten — so schrieben diese es allein der plötzlich veränderten Lage zu, dem Einfluß der Señora, an die sie sich von Tag zu Tag inniger und vertrauensvoller anschmiegte.

Der Abend war nach gewohnter Weise mit einem Konzert beschlossen worden. Herzlicher noch, denn je zuvor, hatten Valentin sowie Archibald Lottchen und der Señora eine gute Nacht gewünscht; dann lag die Hacienda so still, als wären nach der überstandenen Sonnenglut sogar die Baulichkeiten in Schlaf gesunken. Da öffnete sich noch einmal geräuschlos die Haustür, und der Bucklige schlich ins Freie, gefolgt von dem Tubabläser, der beim Hinausschreiten die Tür leise hinter sich zuzog.

Letzterer trug einen mittelst Tragriemen auf seinem Rücken tornisterartig befestigten Koffer, der die wenigen Habseligkeiten der beiden Freunde enthielt; außerdem hing auf der linken Seite an einem anderen Riemen, wie ein Jagdgewehr, die in ihrem Lederüberzug schlummernde Tuba nieder. Der Bucklige trug in der linken Hand den Geigenkasten, während er sich mit der rechten Hand auf seinen Krückstock stützte.

Schweigend gingen sie vom Hofe hinunter, abwechselnd einen langen und einen kurzen Schritt. Es war eine nur mäßig fördernde Bewegung, mit der sie indessen im Lauf der Zeit immerhin eine beträchtliche Strecke zurückzulegen vermochten.

Ein Viertelstündchen waren sie gewandert, da brach der Tubabläser das Schweigen zunächst durch einen tiefen Seufzer.

„Schwer genug ist's mir geworden, mich ohne einen ordentlichen Abschied von ihr zu trennen," fuhr er darauf fort, „allein wenn ich erwäge, daß man uns vielleicht an der Ausführung unseres Planes gehindert hätte, Caramba."

„Sicher wäre dies geschehen," bemerkte Archibald einfallend, „und da blieb freilich kein anderer Ausweg, als der des Geheimnisses." Dann nach einer Pause: „Anfänglich mag sie uns ein wenig vermissen; allein vollständig gesundet und gewissermaßen als Mitglied in die Familie aufgenommen, werden wir ihrem Gedächtnis allmählich entschwinden."

Aber mit großer Entschiedenheit erwiderte der wackere Tubabläser:

„Nimmermehr geschieht das; ich kenne sie zu genau. Caramba, dagegen wird sie die Beweggründe unserer Flucht achten — haben wir's doch von ihr selber gelernt — und davon abstehen, nach uns forschen zu lassen. So lange sie noch leidend war, konnte unsere Anwesenheit auf der Hacienda entschuldigt werden. Jetzt hingegen noch das Gnadenbrot zu essen — Caramba, Herr Archibald Fleder, darin stimmen unsere beiderseitigen Ansichten gewiß ein wenig besser zusammen, als unsere Instrumente."

„Sie stimmen vollkommen überein, Herr Valentin Tatzkow," gab der Bucklige trübselig zu, „wir sind arbeitsfähig; erwerben wir aber zu Zweien nicht so viel, wie früher zu Dreien, so ist ein selbsterworbenes dürftiges Brot immerhin ehrenwerter, als Almosen, die uns obenein um einer anderen willen gereicht werden."

„Es war übrigens die höchste Zeit," bemerkte Valentin mit einem Anfluge bitterer Heiterkeit, „Geld besitzen wir kaum noch so viel, um einen Strick kaufen zu können, wenn wir dumm genug wären, auf eine gemeine Art unserem musikalischen Dasein zu entsagen — Caramba! Die Nähte der Röcke wollen trotz aller hinterlistigen Schneiderkünste nicht mehr zusammenhalten; die Stiefel zeigen bedenkliche Merkmale von Altersschwäche, und ich bin überzeugt, lange

hätte es nicht mehr gedauert — Caramba — bis die Señora, um sich unserer nicht schämen zu brauchen, auf den Gedanken geraten wäre, uns wie zwei hilflose Waisenknaben neu einzukleiden. Dergleichen durften wir uns freilich nicht gefallen lassen, schon allein um Lottchens und ihrer Stellung willen.

„Nebenbei müssen wir unsere Künstlerehre wahren, und ob wir vor einem gewählten Publikum oder in einer Fandango-Spelunke spielen, macht keinen Unterschied — Caramba — wenn wir nur ein wenig mehr vor uns bringen, als zur täglichen Leibes und Lebens Notdurft erforderlich. Kommt Zeit, kommt Rat, mein lieber Herr Kollege. Ist erst ein kleiner Anfang gemacht, soll's uns nicht schwer werden, darauf weiter zu bauen. Also Mut, Herr Archibald Fleder, Caramba! Mut! Wer weiß, ob's uns nicht glückt, unter Ihrem Fiedelbogen eine anständige Kapelle zusammen zu trommeln."

„Wir wollen das Beste hoffen, Herr Valentin Tatzkow," versetzte der Bucklige ernst, obwohl die heiteren Ermutigungen des Freundes nicht ganz ohne Wirkung auf ihn blieben, „wenn nur meine Gebrechen keine zu große Schwierigkeiten verursachen. Sie sehen, wie langsam wir von der Stelle kommen."

„Schnell genug, schnell genug," tröstete Valentin gutmütig, „bin selbst kein Freund vom Übereilen. Wir wandern so lange, wie Ihre Kräfte ausreichen —"

„O, die reichen ziemlich weit."

„Gut, so wandern wir bis Tagesanbruch, und in dem ersten Flecken oder auf dem ersten Gehöft, auf das wir stoßen, kehren wir ein, und ich müßte das lustige, leichtsinnige Volk in diesem Lande noch nicht kennen, bezweifelte ich einen Augenblick, daß die Leute unsere Vorträge lieber in Zahlung nehmen, als klingende Münze. Und so schlagen wir uns allmählich bis Santa Fé durch, wo unser Weizen blüht, Caramba!"

Eine Weile verfolgten sie schweigend ihren Weg, abwechselnd einen langen und einen kurzen Schritt, ohne zu ermüden oder Ungeduld zu verraten. Die Nacht war kühl und erleichterte ihnen das Wandern, der Anblick des leuchtenden Firmamentes beeinflußte wohltätig ihre Stimmung. Wie eine schwarze Decke breitete die umfangreiche Flußniederung sich auf allen

Seiten vor ihnen aus, überragt ringsum von den schwarzen Silhouetten mächtiger Gebirgsjoche. Nirgend zeigte sich Licht. Kaum daß hier und dort ein Hund bellte und dadurch die Lage vereinzelter Ranchos und Haciendas verriet.

„Wo der Winsel wohl zurzeit mit seiner Kapelle weilen mag," hob der Bucklige endlich wieder an, wie um dadurch eigenen Betrachtungen zu entfliehen.

„Vielleicht bei dem Direktor Murner, vielleicht auch nicht," versetzte der Tubabläser gleichmütig, „seitdem er die beiden Hauptgeigen verlor — meine Tuba war ihm ebenfalls unentbehrlich — wird's mit seinen Geschäften rückwärts gegangen sein. Für seine Verräterei gönn' ich's ihm von Herzen."

„Er gäbe vielleicht viel darum, uns wieder bei sich zu haben."

„Und ich gäbe viel d'rum, wenn ihm der Teufel das Genick umdrehte."

Eine neue lange Pause folgte, dann ergriff der Tubabläser das Wort:

„Mit Kalifornien wird's in diesem Jahre wohl nichts mehr werden. Bleiben wir gesund, so kostet's immerhin eine gute Weile des Arbeitens und Sparens, um das Reisegeld zu erübrigen."

„Wenn wir die entgegengesetzte Richtung einschlügen?" meinte der Bucklige.

„Nach den östlichen Staaten?" fragte Valentin erstaunt.

„Mir ist's gleichgültig, wohin," lautete des Buckligen Antwort, „nur so weit wie möglich fort von hier, so weit fort, daß wir nicht Gefahr laufen, dem Kinde wieder zu begegnen."

Mit philosophischer Ruhe versetzte Herr Valentin Tatzkow:

„Vorläufig beträgt unser ganzer Reichtum keine anderthalb Dollars, und bis wir das Nötige zusammen konzertieren, findet sich Zeit zum Überlegen."

Und weiter wanderten die beiden abenteuerlichen Kollegen; weiter und immer weiter, ohne ein Wort zu wechseln; weiter und immer weiter, abwechselnd mit einem langen und einem kurzen Schritt, weiter mit wehmütigen Empfindungen, aber mit einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, als ob der Atem

des einen von dem Wohlbefinden des anderen abhängig gewesen wäre. —

Es mochte gegen zwei Uhr morgens sein, und der im Norden liegende bleiche Schein war auf der Linie des Horizontes beinah bis zum Osten herumgeschlichen, als der Bucklige den Gefährten bat, eine kleine Rast eintreten zu lassen. Valentin war sofort bereit. Obwohl der Koffer auf seinem Rücken nicht sonderlich schwer war, hieß er es dennoch willkommen, denselben ein wenig ablegen zu können.

Auf einer bankartigen Erhöhung, die die Landstraße begrenzte, ließen sie sich nebeneinander nieder. Unwillkürlich blickten sie nach der Richtung hinüber, aus der sie gekommen waren. Merkmale für die Berechnung der zurückgelegten Strecke entdeckten sie in der schwarzen Landschaft nicht. Valentin meinte indessen, daß sie mindestens eine volle deutsche Meile gegangen sein müßten, und nannte es mit Stolz eine Leistung des Kollegen.

„Nachdem ich ein wenig rastete, mag ich immerhin eine zweite Meile überwinden," entgegnete Archibald Fleder, „freilich, wenn ich denke, daß es alle Tage —"

„Wer spricht von: alle Tage, mein lieber Herr Kollege?" unterbrach der Tubabläser ihn wieder tröstlich, „wir werden unsere bösen, aber auch unsere guten Zeiten haben — Caramba! Sie sehen schwarz, weil überhaupt keine andere Farbe ringsum zu entdecken ist, und die Sterne da oben so weit entfernt sind, daß sie uns unerreichbar erscheinen. Und dann die tiefe Einsamkeit — Caramba! Wo fände sich eine geeignetere Gelegenheit, meine Tuba einmal nach Herzenslust zu erproben, ein Fortissimo über das Tal hinzusenden, nachdem ich so lange geblasen habe, wie eine Großmutter, die die Blätter ihres Gebetbuches auseinander haucht?" und ebenso schnell, wie er diese Ansichten offenbarte, hatte er die Tuba aus dem Futteral gezogen und in sein Gesicht geschraubt.

Eine Tonleiter eröffnete den Vortrag, eine Tonleiter, dem Getöse vergleichbar, mit dem eine Kegelkugel auf dem sich allmählich verjüngenden Brett dahinrollt, und auf demselben Wege zurückkehrt. Und hinauf und hinunter ging es,

als hätten die Bewohner des breiten Tales auf eine halbe Meile im Umkreise geweckt werden sollen. Endlich hatte er sich für eine seiner geläufigsten Melodien entschieden, und mit einer Gewalt, vor der die Mauern Jerichos mindestens gewackelt hätten, donnerte er in die tauig kühle Morgenluft hinaus:

„Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n."

Ja, das waren noch Töne, die dem alten Burschen selber durch Mark und Bein gingen.

„Fragt das Herz in bangem Schmerz,
Ob ich Dich wohl wiederseh?"

Und das waren wieder Worte, die in der breiten Brust einen Nachhall fanden, daß der gute Valentin nichts mehr beklagte, als während des Blasens nicht zugleich mitsingen zu können: „Scheiden tut weh!" um zu erproben, wie eine leidliche Männerstimme sich zu der Begleitung des Rieseninstrumentes ausnehmen würde.

Vers auf Vers blies er herunter, einen immer schöner als den anderen, und immer noch kunstvollere Schnörkel fügte er dem langgezogenen Schlußton bei, daß dem stillen Buckligen an seiner Seite die Augen vor Wehmut hätten übergehen müssen, wäre er nicht so tief in seine Gedanken versunken gewesen.

Und so ereignete es sich denn, daß die beiden Gefährten, der eine aus übergroßem Eifer, der andere aus übergroßer Unaufmerksamkeit, nicht gewahr wurden, wie aus der Richtung, in der ihr Ziel lag, ein leichter, von vier Maultieren gezogener Reisewagen, eine sogenannte Carratella mit einfachem Lederbaldachin über den offenen Sitzbänken, sich ihnen schnell näherte. Noch weniger hätten sie zu unterscheiden vermocht, daß der Wagen, nachdem Valentin die ersten Donnertöne erzeugte, seine Eile bis zu einem flinken Schritt der Tiere mäßigte, und zwei Männer, die außer dem Kutscher mit einer Frauengestalt die Plätze auf den Bänken einnahmen, Bemerkungen über die seltsame Musik wechselten und endlich zu dem Schluß gelangten, daß sie nur von einem der Begleiter der jungen Geigenspielerin ausgehen könne.

„Man kommt!“ rief der Bucklige endlich dem Gefährten zu, und er leistete sein Äußerstes, um verstanden zu werden.

Die Tuba brach im letzten Verse mit einer Art Hilferuf ab, der unzweideutig bewies, daß der biedere Valentin während der letzten Zeit seines ereignisvollen Lebens und unter dem Zwange, stets mehr oder minder auf der Hut zu sein, ein wenig schreckhaft geworden war. Einige Sekunden lauschte er, dann sprach er herausfordernd:

„Aus der Richtung haben wir nichts zu fürchten, Caramba!“ und das messingene Mundstück verschluckte gleichsam den mexikanischen Fluch, um gleich darauf durch den breiten Messingtrichter mit wahrer Donnergewalt von sich zu geben:

„Ob ich Dich wohl wiederseh?
Scheiden, ja Scheiden tut weh!“

Noch vibrierte der Schlußton geisterhaft schwermütig über die Talebene hin, als Klirren von Pferdegeschirren, Stampfen leichter Hufe und das Rollen von Rädern ganz in der Nähe erschallten und gleich darauf gerade vor den beiden Wanderern verstummten.

„Es sollte mich nicht überraschen, wäre es der Herr Valentin Tatzkow selber, der hier in nächtlicher Einsamkeit seine Posaune erklingen läßt,“ ertönte eine jugendliche Männerstimme, die dem Tubabläser bekannt erschien, ohne daß er sie in einer bestimmten Persönlichkeit zusammenzubringen vermochte.

„Zunächst keine Posaune, sondern eine Tuba,“ antwortete er daher wenig höflich, „und jeder gebildete Mann sollte wissen, daß eine Posaune in dem Verhältnis zu einer Tuba steht, wie einer Ihrer Esel da vorn zu einem Elephanten. Da ich aber keine Ursache habe, meinen ehrlichen Namen zu verschweigen, so möchte ich mir die Freiheit nehmen, nach dem Namen desjenigen zu fragen, von dem erkannt zu werden ich die —“

Er schwieg; der Bucklige hatte ihn angestoßen und ihm zugleich den Namen Gonzales zugeraunt. Er faßte sich indessen schnell und fügte hinzu: „Caramba, Señor Gonzales, es ist in der Tat meine Wenigkeit; hier neben mir sitzt der Herr Archibald Fleder, die berühmteste Geige des Jahrhunderts,

der Ihnen nicht weniger bekannt sein dürfte, und wir beide befinden uns auf einer Kunstreise."

„Sie kommen von der Hacienda der Señora Herera," beteiligte Saavedra sich nunmehr an dem Gespräch, und in seinem tiefen Organ offenbarte sich der Ausdruck der Besorgnis, „Sie können mir daher die sicherste Auskunft erteilen, wie es dort steht. In Santa Fé hieß es, die junge Geigenspielerin sei genesen, allein Ihr Hiersein erweckt trübe Ahnungen in mir —"

„Sie befindet sich wohl und munter," fiel der Tubabläser frohlockend ein, „da sie aber von der Señora an Kindesstatt angenommen wurde, Caramba, hatten wir keine Veranlassung mehr, das Leben nichtsnutziger Müßiggänger weiter zu führen und die edle Kunst zu vernachlässigen. Caramba, wir verabschiedeten uns daher schon vor einigen Tagen, um unser Glück anderweitig zu versuchen."

„Und die Señora?" forschte Saavedra weiter.

„So gesund, wie nur gewünscht werden kann," versetzte Valentin sorglos, „sie selbst war sehr mit unserer Kunstreise einverstanden."

„Wie ich voraussah," wandte Saavedra sich an Gonzales, „das Mädchen hat dadurch, daß es ihre ganze Teilnahme und Sorgfalt für sich in Anspruch nahm, eine unendliche Last nagender Befürchtungen und aufreibender Hoffnungen von ihrer Seele genommen."

Der Tubabläser unterbrach ihn mit den Worten: „Nachdem ich Ihnen so viel Auskunft erteilte, darf ich mir wohl in meinem und meines Freundes, des Herrn Archibald Fleder Namen die Frage erlauben, ob Ihr Unternehmen von Erfolg gekrönt wurde?"

„Von dem denkbar besten," antwortete Saavedra freundlich, „hier bei uns im Wagen sitzt Helena Herera, und wenn sie uns zurückbegleiten, mögen Sie selber das Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter beobachten."

„So möge das Wiedersehen ein gesegnetes sein," erwiderte Valentin feierlich, „Caramba, und auch das sage ich im Namen meines verehrten Kollegen, des Herrn Archibald Fleder.

Hätt's an uns beiden gelegen, das Leben wäre uns um solchen Erfolg nicht zu teuer gewesen."

„Ähnliche Grundsätze leiteten jeden Einzelnen von uns," versetzte Saavedra, „und wenn jemand die Aufopferung von Freunden verdient, so ist's die Señora —"

„Und ihre Tochter," fügte Gonzales hinzu, und dann zu den beiden Virtuosen gewandt: „Ich würde Ihnen raten, den Wagen zu besteigen; anderthalb Stunden mäßigen Fahrens bringen uns unter Dach —"

„Um morgen oder übermorgen uns zum anderen Mal zu verabschieden?" fragte Valentin anscheinend nachlässig, „nein, Señor Gonzales, — und ich glaube, im Namen einer der ersten Geigen der Welt zu sprechen — das wäre nicht nach unserem Sinn, Caramba; und schließlich werden bei rührenden Szenen des Wiedersehens keine Zeugen gebraucht."

„Weiß man auf der Hacienda überhaupt, daß Sie sich auf den Weg begeben haben?" nahm Saavedra nunmehr argwöhnisch das Wort.

Wenn wir allen der Reihe nach, sogar dem einfältigsten Rinderhirten der Señora, auf das Freundlichste Lebewohl sagten?" fragte der Tubabläser geringschätzig zurück, dadurch aber Saavedra gerade vom Gegenteil überzeugend.

Dieser sann einige Sekunden nach. Er hatte genug von den beiden seltsamen Gefährten gesehen und erfahren, um einigermaßen Schlüsse, namentlich auf die Regungen des offenherzigen Tubabläsers zu ziehen und zu durchschauen, weshalb sie heimlich davongegangen waren. Er fragte daher vorsichtig:

„Unstreitig werden Sie zu Anfang Ihres neuen Lebens zu Auslagen gezwungen werden, die Sie nicht in Rechnung gezogen haben. Da ich es aber liebe, meine kleinen Überschüsse sicher anzulegen —"

„Nein!" flüsterte Archibald dem Gefährten zu, indem er ihn anstieß. Dieser hatte aber die Antwort bereits auf der Zunge, und sorglos heiter tönte es zu Saavedra nach dem Wagen hinauf:

„Caramba! Sie möchten uns mit einer Kleinigkeit unter die Arme greifen. Ein freundliches, dankenswertes Anerbieten;

allein da wir der Señora ein ähnliches ablehnten, so wäre es eine Beleidigung für die geehrte Dame, wollten wir auf das Ihrige eingehen. Auch haben wir unsere frühere Kollegin zu berücksichtigen. Auf die würfe es nämlich am wenigsten ein günstiges Licht, in Beziehung zu Leuten gestanden zu haben, die leichtfertig über Darlehn dächten. Und wer sagt, daß wir überhaupt der Unterstützungen bedürftig sind? Unsere Kunst macht uns zu wohlhabenden Leuten, und der Reichtum, den wir besitzen, kann uns nie geraubt werden."

Seine letzten Worte klangen ein wenig zitternd, als ob eine Art Rührung im Anzuge gewesen wäre. Aber er war nicht der Mann, sich von weichen Empfindungen leicht überwältigen zu lassen. Das Mundstück der Tuba flog an seine Lippen und bevor das vom nächtlichen Schatten verschleierte Gesicht die normale Posaunenstellung recht angenommen hatte, folgte mit erschütternder Gewalt:

„Überall bin ich zu Hause, überall bin ich bekannt!"

Von dem Wagen tönte ein leiser Schreckensruf zu den beiden Abenteurern nieder. Die vier Maultiere aber fuhren, wie von einem scharfen Peitschenhieb getroffen, in die Geschirre, und klirrend, polternd und rasselnd stürmten sie mit ihrer leichten Last davon, als hätten sie sich auf der Flucht vor einem Rudel hungriger Wölfe befunden.

„Die sind unverbesserlich," meinte Gonzales, als die gewaltigen Tubastöße wie das Gelächter eines Bergriesen hinter dem Wagen herschallten und der Dolmetscher Mühe hatte, die entsetzten Tiere zu bändigen.

„Oder vielmehr, die bitterste Not kann ihren Künstlerstolz nicht beugen," versetzte Saavedra, „denn ich verwette mein Leben, daß keine fünf Cent in ihren Taschen klingen. Auf alle Fälle müssen wir sie in den Augen behalten. Solche seltsame Menschen verhungern lieber, eh' sie etwas annehmen, was auch nur entfernt einem Almosen ähnlich sieht. So schilderte Douglas sie, und der hatte reichlich Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen."

Valentin Tatzkow blies unterdessen ungestört sein Liedchen zu Ende.

„Ubi bene, ibi patria!“
donnerte er zum zweiten und dritten Male dem sich bereits lichtenden Morgen entgegen; dann kehrte er sich dem still dareinschauenden Gefährten zu.

„Stolz liebe ich den Spanier,“ sprach er aufmunternd, denn er hatte die Empfindung, als ob der Bucklige noch wortkarger sei, als er bisher gewesen war, „diese Señors mögen es gut genug gemeint haben mit ihren Almosen, allein jeder Pfennig, den wir auf Lottchens Konto — und Anderes wär's ja nicht — bezögen, würde mir wie geschmolzenes Metall in der Hand brennen.“

„Und mit Recht,“ billigte Archibald ungewöhnlich lebhaft, „wir dürfen uns nicht wie Bleigewichte an sie hängen, nichts annehmen, was auch nur mittelbar von ihr herrührt.“

„Wenigstens so lange nicht, wie wir arbeitsfähig sind,“ bemerkte Valentin mit einem teilnahmvollen Seitenblick auf die neben ihm fast verschwindende, verkrümmte Gestalt.

„Auch dann nicht,“ erklärte der Bucklige beinah heftig, „lieber sterben; wir sind sogar verpflichtet, ihr so weit wie möglich aus dem Wege zu gehen. Würde sie selbst ihr gutes Herz auch nie verleugnen, so möchte in ihrer jetzigen Stellung das Kundgeben, oder vielmehr die wiederholte Mahnung an frühere Beziehungen zu uns, ihr in den Augen der Leute schaden.“

„Und das wäre ihr doppelt schmerzlich,“ setzte der Tubabläser hinzu, „einmal für sich selber, einmal für uns, und das darf nicht sein. Hahaha, mein lieber Herr Kollege,“ und eigentümlich herbe klang das Lachen des alten Burschen, „wir sind Männer, und einen traurigen Schatten würfe es auf unsere Kunst, wollten wir auch nur den Schein von Schmarotzern auf uns laden. Caramba! Daher fort von hier soweit wie möglich, und geht's nicht schnell, so geht's dafür um so bedächtiger. Caramba! Mit Geduld und Spucke, fängt man eine Mucke, wie ein großer Dichter gesagt haben soll.“

„So weit wie möglich,“ pflichtete Archibald dem Gefährten bei, indem er sich erhob, nach dem Geigenkasten griff und seine Glieder nach besten Kräften dehnte, „fühle ich mich

nach der kurzen Rast doch kräftiger, denn je zuvor in meinem Leben; darum fort — fort — fort," und jedes der letzten Worte begleitete er mit einem langen und einem kurzen Schritt, so daß Valentin, der zuvor die Tuba in das Futteral schob und den Koffer auf seinem Rücken befestigte, sich beeilen mußte, um ihn einzuholen.

Die kurze Rast hatte den beiden abenteuerlichen Kollegen in der Tat sehr wohl getan, denn sie verfolgten ihren Weg nach alter Weise, abwechselnd einen langen und einen kurzen Schritt, der Bucklige, weil er nicht anders konnte, der Tubabläser, weil er nicht anders wollte. Mit ihnen wanderte aber noch ein Dritter, und das war der Genius des Erbarmens und der Dankbarkeit. Dicht zwischen sie hatte er sich gedrängt. Die eine Hand auf des Tubabläsers Schulter, die andere auf der des Buckligen, hielt er mit ihnen gleichen Schritt, abwechselnd einen langen und einen kurzen.

Nachdem der Wagen sich von den beiden Abenteurern getrennt hatte und der Dolmetscher wieder Herr des Gespanns geworden war, setzte dieses seinen Weg nur noch sehr langsam fort. Man wollte nicht zu früh auf der Hacienda eintreffen, nicht zu früh, wenn auch durch eine beglückende Kunde, den Schlummer der Bewohner stören.

Vorigen Tages erst, zur frühen Morgenstunde waren Saavedra, Gonzales und Helena in Begleitung des Dolmetschers in Santa Fé eingetroffen.

Die Sorge für den Train übergab Saavedra seinem Majordomo, worauf er gemeinschaftlich mit Gonzales Anstalt traf, die Reise südlich schleunigst fortzusetzen. Sie säumten nur, bis Helena unter Mitwirkung einer befreundeten Familie neu eingekleidet worden war. Von dem Wunsche beseelt. sie in einem möglichst vorteilhaften Lichte erscheinen zu lassen, betrachteten sie den indianischen Geschmack nicht als maßgebend. Ebenso wenig hielten sie sich streng an die Vorschriften der Zivilisation. Wohl aber trugen sie den natürlichen Neigungen ihres Schützlings Rechnung, indem sie bedachtsam vermieden, durch eng anschließende Gewänder ein Gefühl des Unbehagens und der Beängstigung in ihr zu erwecken,

was unfehlbar ihr zutrauliches Wesen nachteilig beeinflußt, vor allem aber ihre natürliche Anmut beeinträchtigt, wohl gar entstellt hätte. Als sie dann endlich vor ihnen erschien, da prangte sie in einem faltigen dunkelroten Rock, der, um die Hüften zusammengeschnürt, nicht ganz bis zu den zierlichen Knöcheln hinabreichte, wogegen eine leichte, mit Litzen besetzt mexikanische Jacke den Oberkörper lose umschloß und, vorn offen, einem sich bauschenden feinen weißen Hemde Raum gab. Messingspangen und Halsschmuck blieben ihr; auch mit dem lockigen Haar wurde keine Änderung vorgenommen. So boten die beiden Männer ihre ganze Erfindungsgabe auf, ein Bild zu schaffen, das jeden entzücken mußte. Als ob es noch äußerer Zutaten bedurft hätte, ein Mutterherz zu beeinflussen, als ob ihr Schützling weniger liebevoll begrüßt, weniger stürmisch willkommen geheißen worden wäre, wenn er bestaubt und in elender indianischer Hülle die Schwelle des elterlichen Hauses überschritten hätte.

Helena selbst hatte die Liebe zu einer Mutter nie, mit Bewußtsein kennen gelernt. Für sie bestand daher die Hauptfreude darin, nach ihren Begriffen fürstlich geputzt zu werden. Diese Freude erschien aber um so auffälliger, weil in jüngster Zeit auf ihrem Antlitz wie in ihrem Wesen mehr und mehr ein gewisser träumerischer Ernst zum Durchbruch gelangte, der auf heimliche Furcht hindeutete. Sie glich derart einer gefangenen Drossel, die durch die Stäbe des Käfigs gehindert wird, nach Herzenslust ihre lustigen Melodien in den Tag hinauszujubeln, und daher traurig das Köpfchen senkt.

Alle freundlichen Worte Saavedras, alle liebevollen Aufmerksamkeiten Gonzales vermochten nicht, die Schwermut zu verscheuchen, die, sobald sie sich selbst überlassen blieb, aus der Tiefe ihrer schönen großen Augen hervorlugte. Erst als sie ihr Bild in einem großen Spiegel wiedererkannte, schien ihr alter Frohsinn zurückzukehren, jedoch um vor einem neuen Gefühl heimlichen Bangens zu weichen, als sie, auf dem Wagen sitzend, von dem schnellen Gespann rasselnd durch die Straßen der Stadt und auf staubigen Wegen durch reich belebte Niederungen geführt wurde. Die Unruhe über-

wand sie zwar allmählich, doch nicht in dem Maße, daß sie, wie ihre Begleiter erwarteten, nach Einbruch der Nacht sich auf der ihr eingeräumten Bank dem Schlaf hingegeben hätte.

Als der Tag endlich angebrochen war, lag die Hacienda in mäßiger Entfernung vor ihnen. Die Unterhaltung stockte; aber mit inniger Teilnahme beobachteten die beiden Männer, wie auf dem lieblichen Antlitz bald eine gewisse Neugierde, dann wieder der Ausdruck versteckter Angst zu erblicken war. Obwohl sie trachteten, Helena nicht zur Ruhe oder vielmehr zu traurigem Nachdenken gelangen zu lassen, wurde es ihnen immer schwerer, heitere Bemerkungen für sie zu ersinnen. Ihre von trüben Ahnungen getragene Stimmung blieb dagegen wieder nicht ohne Wirkung auf das arme ungeschulte Wüstenkind. Im Ton ihrer Stimme wie in den Blicken offenbarte Helena dumpfes, gleichsam unbewußtes Verständnis für die heimliche Unruhe ihrer Freunde.

Näher und näher rückte das langsam schreitende Gespann der Hacienda, auf der alles noch im tiefsten Schlummer zu liegen schien. Selbst für die Herden, die nach allen Richtungen hin auf den Wiesen rasteten, war die Stunde noch nicht gekommen, sich zu erheben und im tauigen Grase das Frühmahl zu halten.

Als der Wagen der Hacienda so nahe war, daß dessen weitere Bewegungen dort hätten vernommen werden können, ließ Saavedra halten, worauf er und Gonzales abstiegen und Helena sich alsbald ihnen zugesellte.

„Ich gehe voraus, um die Mutter vorzubereiten,“ wandte Saavedra sich an Gonzales, dessen Hand Helena ergriffen hatte, um sich, wie nach Kinderart, von ihm führen zu lassen, „säumen Sie hier, bis ich auf den Hof getreten bin, dann folgen Sie mir langsam.“

Freundlich strich er die Locken von Helena's Stirn zurück, die weiße Haarsträhne zugleich mehr nach vorn ziehend, so daß sie sofort in die Augen fallen mußte.

„Ich möchte die Mutter sehen, die nicht stolz auf solche Tochter wäre,“ sprach er gerührt, als Helena die Liebkosungen durch ängstliches Lächeln lohnte.

„Mia madre," lispelte sie mit süßer Befangenheit die Worte, die ihr sorglich eingeprägt worden waren.

Ja, Kind, mia madre," versetzte Saavedra ernst, „gebe dein guter Stern, daß du im günstigsten Zeitpunkte dieser Worte dich erinnerst."

„Mia madre," wiederholte Helena zu Gonzales, dessen Blicke mit Bewunderung an der holden Erscheinung hingen. Erzeugte es doch den Eindruck, als sei die Natur, in der sie so lange ungebunden frei gelebt hatte, eine Schule der Anmut für sie gewesen, die jetzt durch unbesiegbare Schüchternheit veredelt und der indianischen Schatten entkleidet worden war.

Saavedra schritt davon. Schweigend sahen die Zurückbleibenden ihm nach. Helena hatte wieder Gonzales Hand ergriffen, wie um dadurch sich vor drohendem Leid zu bewahren.

Als Saavedra den inneren Hofraum betrat, war die Señora bereits munter. Die Schritte Saavedras lockten sie auf die Veranda heraus. Ihr erster Blick fiel auf ihn. Tödlich erbleichend starrte sie ihn an. Was er noch nicht ausgesprochen hatte, was zu fragen sie nicht die Kraft besaß, das las sie in seinen Zügen, als er, beide Hände ihr entgegenstreckend, auf sie zuschritt. Laut weinend sank sie auf den nächsten Stuhl, überwältigt das Antlitz zwischen den auf dem Tisch rastenden Armen bergend.

Saavedra trat neben sie hin. Ein Weilchen sah er erschüttert auf sie nieder, dann legte er die Hand sanft auf ihre Schulter.

„Fassen Sie sich," sprach er bewegt, „der Eindruck zügelloser Freude ist auf ein ungeschultes Gemüt oft bedenklicher, als der des Seelenschmerzes. Vergessen Sie nicht, daß die Kindesliebe Ihrer Tochter erst geweckt werden muß."

Schnell erhob sich die Señora. Obwohl noch von Tränen überflossen, hatte ihr Antlitz seinen ruhigen Ausdruck zurückgewonnen. Mochte es in ihrer Brust wild arbeiten, ihre Stimme klang gefaßt, indem sie anhob:

„Meine Tochter lebt. Sagen Sie mir, wo ich sie finde. Ich selbst will ihre Kindesliebe wachrufen — ich, ihre Mutter — und wäre mein Kind verwildert — was kümmert mich das —

es ist mein Kind, meine Tochter, die mir deshalb nicht weniger teuer ist."

Saavedra bot ihr den Arm.

„So kommen Sie," sprach er feierlich, „wir haben nicht weit zu gehen."

Die Señora schwankte, wie einer Ohnmacht nahe. Das ihr vorschwebende Glück war zu groß, zu unbegrenzt.

Aber nur Sekunden dauerte die Anwandlung von Schwäche; dann lehnte sie sich auf Saavedras Arm, und schweigend begaben sie sich in den Gang, der durch das Vorderhaus ins Freie hinausführte.

Zwei Schritte trennten sie noch von der Tür, als sie zuerst Gonzales und demnächst Helenas ansichtig wurde.

Die Señora trat auf die Türschwelle. Die Augen weit geöffnet starrte sie auf Helena, die bei ihrem Anblick ebenfalls stehen blieb und sich enger an Gonzales anschmiegte. Wohl eine Minute dauerte der einer Betäubung ähnliche Zustand, erzeugt durch das Bild des von dem ersten Morgensonnenschein überströmten Mädchens, das ihr bisher nur als ein hilfloses Kind vorschwebte. Dieser Zeit aber bedurfte sie, um fünfzehn lange Jahre überspringend, das liebliche Kind mit der holdselig erblühten Jungfrau zu vereinigen, die durch Haltung und Bekleidung einen gleichsam märchenhaften Reiz erhielt. Plötzlich schoß helle Glut in das Antlitz der Señora; sie breitete weit die Arme aus, und indem sie nach vorn eilte, entrang es sich wie ein Angstruf ihrer Brust: „Helena! Helena!"

Da vergrößerten sich Helenas Augen. In ihrer Erinnerung schien es zu tagen. Nicht ungestümer Triumph prägte sich auf ihrem Antlitz aus, nicht jenes wilde Entzücken, mit dem man die Verwirklichung eines Traumes begrüßt, sondern ein süßes Lächeln der Befangenheit, wie sie es nur dem Spielen der Sonnenstrahlen auf betautem Rasen abgelauscht haben konnte. Wie unbewußt ließ sie die als Erkennungszeichen dienende weiße Locke durch ihre Hand gleiten, und lieblich, wie der Lockruf der jungen Drossel, die von dem heimatlichen Nest abirrte, tönte es von ihren Lippen:

„Mia madre!“

In demselben Augenblick hatte die Señora sie an ihre Brust gezogen. Bald ihre Augen, bald ihre Lippen küssend, dann wieder das holdselig erglühende Antlitz anstaunend, wiederholte sie immer und immer wieder:

„Helena, mein Kind, Helena, meine Tochter, jetzt ist ja aller Jammer zu Ende!“

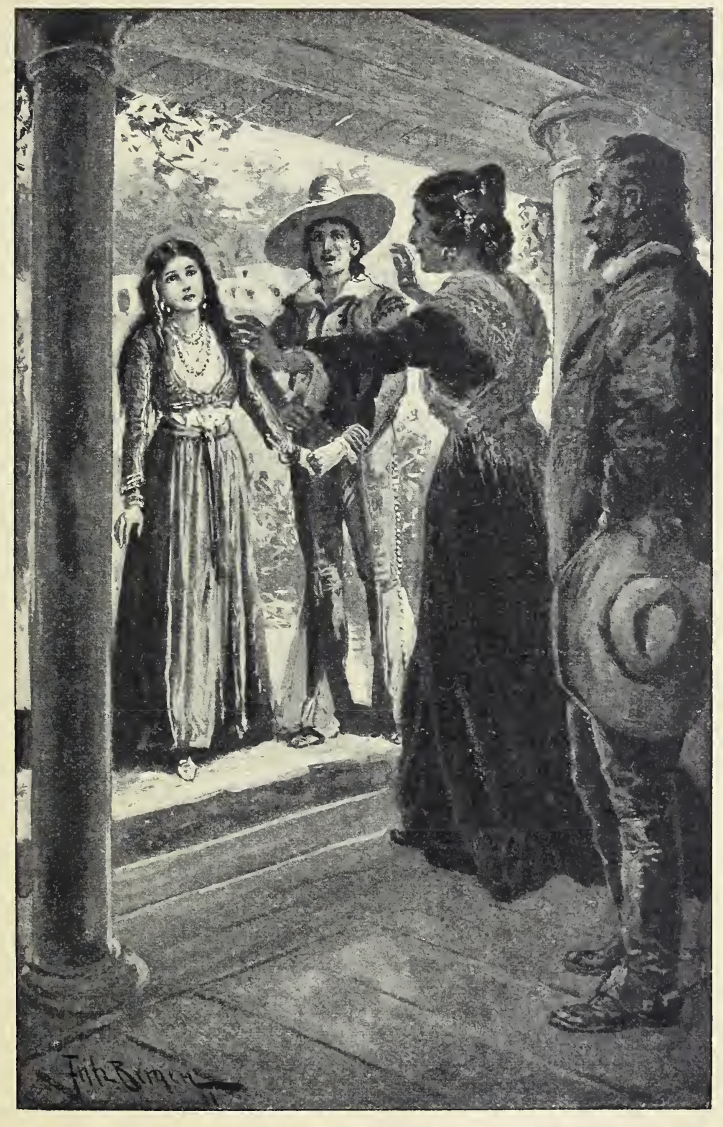
In den Augen Saavedras, dessen Blicke regungslos auf der freundlichen Gruppe ruhten, schimmerte es feucht. Gonzales hatte sich abgekehrt, um seine Rührung zu verheimlichen. Wo blieben ihre Betrachtungen über die wunderbaren Fügungen, denen Helena ihre Befreiung verdankte? Wo die Erinnerung an die vielen, vielen Stunden, in denen sie das befremdet in die neue Welt hinausschauende junge Wesen für das Wiedersehen vorzubereiten suchten? Stärker, als alle ihre Berechnungen, eindringlicher als alle ihre Ratschläge, erwies sich das Mutterherz, das mit einem einzigen, sogar unverstandenen Wort der Kindesliebe neues Leben verlieh.

Ja, das waren selige Minuten, die da auf dem Hofe im glänzenden Morgensonnenschein verrannen; selige Minuten für die Mutter, glückliche Minuten ersten Erwachens kindlicher Hinneigung, Minuten tiefer Rührung für diejenigen, die die Vorgänge stumm beobachteten.

„Und nun komm in das Haus,“ sprach die Señora endlich, indem sie Helena an ihre Seite zog, „komm in das Haus deiner Eltern, das Haus, das dein armer toter Vater erbaute und in dem ich so lange sehnsüchtig auf dich wartete. Komm, meine Tochter, mein herzliebes Kind —“

Sie stockte; Helena war stehen geblieben und sah erstaunt nach der Haustür hinüber. Die Señora folgte der Richtung ihrer Blicke, und vor ihr stand im einfachen hellen Hauskleide Lottchen. Das aufgelöste blonde Haar floß tief über ihre Schultern herab. Die Hände hatte sie vor sich gefaltet; in den großen blauen Augen perlten Tränen, die langsam und schwer ihren Weg über die erglühenden Wangen hinabsuchten.

„Mia madre,“ sprach Helena wiederum die Worte, denen sie offenbar eine geheimnisvolle Zauberkraft beimaß.



Plötzlich schoß helle Glut in das Antlitz der Señora; sie breitete weit die Arme aus, und indem sie nach vorn eilte, entrang es sich wie ein Angstruf ihrer Brust: „Helena! Helena!“ (S. 327.)

Sanft löste sie sich aus dem Arme der Señora, und vor Lottchen hintretend, ergriff sie deren Hand, und wenn je im Mienenspiel und in kindlichem Lächeln sich ein Herzensgruß offenbarte, so geschah es hier, als Helena ihre dunklen Augen voll auf die Lottchens richtete. Zugleich wichen die vollen Rosenlippen ein wenig von den weißen Vorderzähnen zurück, indem sie durch ein gedehntes, hauchähnliches „Hah" ihre Bewunderung des seidenweichen blonden Haares und der freundlichen blauen Augen offenbarte. Ihrer von einem dumpfen Triebe gelenkten Hinneigung aber gab sie freien Spielraum, indem sie zunächst ihre Hand ängstlich über das lichte Haar hingleiten ließ, wie um zu prüfen, daß ihre Sinne sie nicht täuschten, worauf sie ihre Wange schmeichelnd an die Lottchens legte, um von dieser mit überströmendem Herzen in die Arme geschlossen zu werden.

Mit dem Stolz und dem Selbstbewußsein einer Mutter, die von der Ueberzeugung getragen wird, durch nichts in ihren heiligsten Gefühlen beeinträchtigt werden zu können, gönnte die Señora ihrem Pflegling diesen Beweis erwachender schwesterlicher Gesinnungen.

„Sind sie nicht beide meine Töchter?" sprach sie halb zu Saavedra, halb zu Gonzales gewendet.

Gonzales stand keine Erwiderung zu Gebote. Seine Augen hingen an Helena, wie in Erstaunen versunken über die einfache und doch unwiderstehliche Art, in der sie alle Herzen für sich gewann.

Saavedra schaute ernst darein. Sein Blick reichte in die Zukunft. Ihm erschien die Wiedergefundene wie von einem Rausch umfangen. Er fürchtete schwere Kämpfe in deren kindlich arglosem Gemüt, schwere Kämpfe bei dem Hineinfügen der in ungehemmter Freiheit herangereiften Jungfrau in die strengen Formen der Gesittung, schwere Kämpfe, wenn der geschulte und geklärte Geist erst imstande war, mit unverschleiertem Blick rückwärts zu schauen und dann zu Vergleichen der Vergangenheit mit der Gegenwart hinneigte. Einer von Helenas früheren braunen Spielgenossinnen, einer wirklichen Eingeborenen gegenüber würde er weniger gezweifelt haben.

„Zwei Schwestern,“ antwortete er nach kurzem Sinnen, „und die arme Kranke, die ich kaum noch wiederzusehen erwartete, wie ist sie holdselig erblüht.“

„Mein Werk,“ versetzte die Señora, „sie ist meine Tochter geworden. An ihrer Hand wird mein eigenstes teures Kind sich um so leichter in die neuen Verhältnisse fügen, wird es vergessen und lernen, wird es innerhalb kurzer Frist sich an alles gewöhnen, was es heute noch einschüchtert.“

Sie trat zwischen die beiden Mädchen und zog sie mit sich ins Haus hinein. Helena kehrte sich noch einmal um. Sie war zu sehr an den Schutz der beiden Männer gewöhnt, um deren Nähe bei diesem neuen Schritt in die sie offenbar beängstigende Zukunft hinein nicht zu wünschen. Sie winkte ihnen, ihr zu folgen.

„Wir werden die Gastfreundschaft der Señora einen Tag länger in Anspruch nehmen,“ bemerkte Saavedra, indem sie den Voraufschreitenden in den Gang hinein folgten, „vor allen Dingen muß José bleiben, um vorläufig noch zwischen Mutter und Tochter zu vermitteln, um bei dem armen Kinde nicht ein Gefühl trostloser Vereinsamung Leben gewinnen zu lassen.“

Auf der Veranda trennte Lottchen sich von der Señora. Sie erwartete Saavedra und Gonzales. Als diese vor ihr standen, strich sie mit lieblicher Verschämtheit das lange blonde Haar über die Schultern zurück. Schüchtern reichte sie beiden die Hand.

„Sie waren sehr krank,“ hob Saavedra alsbald an, „so krank, daß ich ernstlich für Sie fürchtete; am wenigsten glaubte ich, Sie in so hohem Grade gekräftigt und erfrischt wiederzufinden.“

„Wie konnte es anders sein,“ antwortete Lottchen von Dankbarkeit bewegt, „meine eigene arme Mutter hätte mir nicht liebevoller begegnen können, als die Señora. Wie aber sehnte ich den Zeitpunkt herbei, in dem die Verlorene wieder hier einziehen würde. Der gute Valentin und der unglückliche Fleder nicht minder —“

Sie verstummte, als sie gewahrte, daß Saavedra und Gonzales sich gegenseitig befremdet ansahen, dann fuhr sie

unsicherer fort: „ich bin überrascht, sie noch nicht hier zu sehen —“

„Sie werden nicht kommen,“ räumte Saavedra nunmehr die Wahrheit ein, „sie sind gegangen —“

„Aber wohin?“ fragte Lottchen erschreckt, „unmöglich können sie sich von mir getrennt haben —“

„Doch, doch,“ beruhigte Saavedra, „und zogen sie heimlich von dannen — wir begegneten ihnen auf unserem Herwege — so leiten sie die achtungswertesten Gründe —“

„Ohne Mittel — unser letztes gaben sie hin — ich weiß es, als ich erkrankte und sie meine Lage zu erleichtern suchten,“ klagte Lottchen.

„Gerade die Mittellosigkeit reifte ihren Entschluß. Doch beunruhigen Sie sich nicht,“ fügte Saavedra hinzu, als Lottchen tief errötend das Haupt senkte, „wohl errate ich Ihre Gedanken. Sie wenden meine Worte auf Ihre eigene Lage an. Sie übersehen, daß Sie dazu berufen sind, der armen Mutter treu zur Seite zu stehen, auf daß sie ihre Tochter vorwärts leite auf den Bahnen der Gesittung. Als gleichalterige schwesterliche Gefährtin werden Sie das Vorbild des anmutigen Kindes sein; von Ihnen wird Helena im täglichen Verkehr ohne einschüchternde Unterweisungen lernen. Sie wird sich vertrauensvoll an Sie anschließen; und wenn die Zeit gekommen ist, in der Mutter und Tochter sich gegenseitig ganz angehören, das Verständnis auf beiden Seiten ein gleich klares, gleich inniges sein wird, dann dürfen Sie sich rühmen, eine Aufgabe gelöst zu haben, wie sie in ihren Folgen auch für Sie selbst nicht freundlicher gedacht werden kann.“

Lottchen vermochte nur durch einen Blick des Dankes zu antworten; dann führte sie die Freunde in das Zimmer, in dem die Gäste des Hauses sich vor den Mahlzeiten zu versammeln pflegten.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Beim Colonel.

Ein volles Jahr und darüber war verstrichen, seitdem der Colonel Betsy Murner in seinen Schutz genommen und damit den ersten Schritt zur Erfüllung seines dem sterbenden Soldaten geleisteten Versprechens getan zu haben glaubte. Trotzdem fehlte ihm jene innere Befriedigung, die er so viele Jahre hindurch von einem solchen Ereignis erhofft hatte, entbehrte er die Genüsse, die er im Verkehr mit der jungen Waise zu finden erwartet hatte. Ihre Vergangenheit, ihre ununterbrochenen Beziehungen zu dem früheren Seiltänzer und jetzigen Direktor übersah er gern; er zollte sogar der Pietät eine gewisse Achtung, mit der sie den Briefwechsel mit dem vermeintlichen Pflegevater aufrecht erhielt; dagegen hatten außerhalb seiner Berechnung die Merkmale von Herzlosigkeit und der versteckten Neigung zur Lüge gelegen. Am bittersten empfand er dies in den ersten Tagen nach ihrer Aufnahme in dem Blockhause, als er das Ende eines von mörderischen feindlichen Geschossen niedergestreckten Soldaten schilderte und ihr dessen letzte Grüße und väterlichen Segnungen überbrachte. Denn wo er Tränen der Wehmut und des Dankes zu begegnen meinte, da vernahm er nur einige von verbindlichem Lächeln begleitete inhaltlose Bemerkungen über den armen Mann und die beklagenswerte Mutter. Hieran schloß sich die nicht minder kalt liebenswürdige Beteuerung, alles in ihren Kräften Stehende aufzubieten, um das Wohlwollen und die Nachsicht ihres gütigen Beschützers zu verdienen. Den Colonel berührte ein solches Wesen um so schmerzlicher, weil er in den Äußerungen eines allerdings ungewöhnlich scharfsinnigen und in allen Verstellungskünsten geübten Kindes die einer bereits im achtzehnten Jahre stehenden Jungfrau zu hören glaubte.

Durch diese ersten Eindrücke wurde die Hoffnung, seine Tage im Verkehr mit einem treuen und dankbaren Gemüt heiterer zu gestalten, tief erschüttert. Er fühlte, daß er die

junge Waise vorläufig um so weniger würde um sich dulden können, weil er gerade in ihren gleichsam verkrüppelten Höflichkeitsformen täglich neue Vorwürfe für sich selbst zu entdecken fürchtete. Dies alles hinderte ihn indessen nicht, gewissenhaft für ihre Zukunft zu sorgen, alles aufzubieten, nicht nur in ihrem äußeren Wesen, sondern auch in ihrem Charakter eine Wandlung zu bewirken.

Zunächst schickte er sie in eine nördliche Stadt in eine gut berufene Lehranstalt. Bedachtsam hatte er angeordnet, daß sie diese vor Ablauf eines Jahres nicht verlassen dürfe. Er setzte voraus, daß bis dahin das Bild der jungen Zirkusdame sich in der Erinnerung der Bewohner seines Ortes verwischt haben würde; außerdem aber hoffte er, sich dann mit ihrem voraussichtlich vorteilhaft veränderten Wesen befreunden, sogar ein gegenseitiges offnes Vertrauen anbahnen zu können.

Dieses Jahr war jetzt verstrichen, ein Jahr und etwas darüber.

Das alte Fortgebäude stand noch immer wie ein müder Greis in dem fest eingefriedigten, bereits mit herbstlichen Farben sich schmückenden Waldpark. Dagegen hatte der Colonel hart an der Straße und von dieser nur durch einen zierlichen Vorgarten getrennt, ein Häuschen erbauen lassen, von dem er hoffte, daß es einer mehr mit der Außenwelt verkehrenden Dame willkommen sein würde. Wie im Äußeren, war die zweistöckige kleine Villa auch im Inneren mit einem gewissen Luxus eingerichtet worden, dort nun sollte Betsy Murner mit einer älteren Gesellschaftsdame wohnen und einen eigenen kleinen Hausstand führen. Dadurch brauchte der Colonel sich in seiner ihm lieb gewordenen Abgeschiedenheit nicht häufiger stören zu lassen, als es eben mit seiner Neigung im Einklange stand. — —

Das Jahr war dahingegangen und Betsy Murner hatte vor einigen Wochen ihr neues Heim bezogen. Aber auch Queer, der alte Methodist, befand sich seit einigen Tagen als Gast bei seinem Freunde und Kriegskameraden, wie er den Colonel immer noch gern nannte, um gemeinschaftlich mit ihm der entschwundenen Tage zu gedenken, seine eigene

Meinung, und war sie noch so wunderlich, mit großem Eifer, wenn auch weniger unter Zuhilfenahme biblischer Zitate, zu vertreten, sich darob mit dem Colonel zu veruneinigen, bald darauf ihm wieder die Hand zu reichen, kurz ein Leben zu führen, wie es ihm bei seinen seltsamen Neigungen behagte und er es, nachdem er ein respektables Vermögen erworben hatte und anderthalb dutzend Male Großvater geworden, glaubte verdient zu haben. —

Träumerisch näherten sich die Abendstunden. Die greise Klio stand vor dem Feuerherd und überwachte mit Liebesblicken das Bräunen einer Anzahl verschiedenartiger Brötchen und Kuchen in den Tiegeln, während Bridget sich munter um sie her bewegte, stets bereit, die redselige Großmutter zu unterstützen. An den Küchentisch gelehnt und halb darauf sitzend, stand Sullivan. Die Arme auf der breiten Brust verschränkt, rauchte er mit ernster Würde seine Tonpfeife. Gelegentlich begutachtete er auch die Tätigkeit der greisen Klio, leider wurde er von dieser und Bridget seiner Kochkunst halber höchst respektwidrig verlacht. Kein Wunder daher, wenn Sullivan schließlich grimmig behauptete, daß unter schwarzen Händen noch nie ein wahrhaft feines Gericht hervorgegangen sei.

Sich dem Korporal entrüstet zukehrend, erwiderte Klio unter gefährlichem Rollen ihrer großen Augäpfel, daß schon zu Adams Zeiten ihre Vorfahren eine berühmte Kochfamilie gewesen, sie selber aber nicht aus der Art geschlagen sei.

„Und wie studierten deine afrikanischen Vorfahren die Kochkunst?“ fragte Sullivan geringschätzig, „bei Tschises, doch nur indem sie die Glieder ihrer Mitmenschen schmorten, rösteten und sich wohl schmecken ließen.“

Offenbar hörten Klio und Bridget diesen schrecklichen Vorwurf nicht zum erstenmal, denn sie belachten ihn herzlich, worauf erstere mittelst der Schürze die Freudentränen aus ihren Augen entfernte und kühnlich erklärte:

„Ja, Korporal Sullivan, sündigten meine Vorfahren so unchristlich, so ist das erstaunlich lange her; aber ich behaupte, sie waren nicht so unchristlich dumm, sich die Zähne an dem zähen Fleisch eines Irländers auszubeißen,“ und Großmutter

und Enkelin lachten, daß selbst der Korporal gezwungen war, seinen Schnurrbart zu drehen, um das eigene herablassende Lächeln zu verheimlichen. Er erwiderte indessen mit ernstem Stirnrunzeln:

„Die Irländer sind eine zu gebildete Nation, um sich der Gefahr auszusetzen, daß eine Rotte heidnischer Nigger sie verspeisen könne. Im übrigen rechne ich, daß wenn du stirbst, dein Maulwerk besonders totgeschlagen werden muß, damit du die ewige Ruhe findest. Bei Tschises, Klio, ich hätte dich für verständig genug gehalten, in Gegenwart deiner Enkelin nicht unverblümt vom Menschenfressen zu sprechen."

„Und ich erkläre den Korporal Sullivan für einen Gentleman erster Klasse," versetzte Klio gerührt. Auf einen Wink von ihr holte Bridget den zu Küchenzwecken bestimmten Rum und ein Glas herbei, und gleich darauf war der Friede besiegelt.

„Höre, Klio," nahm Sullivan danach herablassend das Wort, „seitdem Mr. Queer wieder bei uns weilt, ist der Colonel ein anderer Mann geworden, bei Tschises, und nennst du mich 'nen Gentleman, so verdient der Mr. Queer diesen Namen doppelt. Wir haben's beide erlebt, daß er einem Sodomiter, sogar zweien auf einen Schlag das Gehirn mit derselben Gemütsruhe ausblies, mit der du ein Ei in die Pfanne schlägst."

„Ohne ihn säßen wir heute nicht in dieser gesegneten Küche," versicherte Bridget mindestens zum tausendsten Male in ihrem Leben.

„Aber auch nicht ohne den Colonel," beteuerte Sullivan aus tiefstem Herzensgrunde.

„Den Korporal Sullivan nicht zu vergessen," fügte Klio gewohnheitsmäßig hinzu, „denn einen Hieb, wie der ihn damals führte, soll ihm heute noch ein frommer Christenmensch nachmachen."

Sullivan glitt ganz von dem Tisch herunter. Er nahm einige kräftige Züge aus der Pfeife, hielt sie dann weit von sich, während er mit der anderen Hand seinen Schnurrbart trotzig empordrehte und sprach:

„Klio, du hast ein weises Wort von dir gegeben. Ja, Weib, das war ein Hieb, bei Tschises, wie er auf 'nem Fechtboden nie kunstgerechter geführt wurde. Bis auf die Ohren spaltete er dem Sodomiter den Schädel mit 'ner Leichtigkeit, wie du 'ne Zitrone für 'nen vorzüglichen Punsch zerschneidest, und im Punschbereiten bist du eine große Hand. Bei Tschises, Weib, die Sache besorgte ich mit 'ner Schnelligkeit obenein, daß der Schurke nicht einmal Zeit fand, seine Augen zu schließen," und mit dem Ausdruck innerer Befriedigung betrachtete er Großmutter und Enkelin, die heute mit demselben Erstaunen, wie vor zehn Jahren, seinen Schilderungen lauschten.

„Ein feiner Gentlemann, dieser Mr. Queer," meinte Bridget endlich wieder.

„Der muß gepflegt werden, wie ein krankes Sechswochenkind," ging Klio alsbald auf die neue Wendung des Gesprächs ein, „ein Glück, daß er gerade jetzt kam, da mag er die Miß Hagenberg von Grund aus kennen lernen."

„Die lernte er schon vor sechzehn Jahren kennen samt ihrer Mutter," versetzte Sullivan, und er nahm seine bequeme Stellung wieder ein, „seitdem hat sie sich freilich verändert."

„Gewiß, Korporal Sullivan," pflichtete Klio lebhaft bei, „denn Kinder bleiben wir nicht zeitlebens. Und wie ist sie noch gewachsen in diesem letzten Jahr. Man sollt's nicht glauben von 'nem achtzehnjährigen Mädchen. Ich kalkulier', die in der Anstalt müssen ihr gutes Futter gegeben haben."

„Futter tut's nicht immer," belehrte der Korporal bedächtig, „bei Tschises, der beste Gaul, den ich je in meinem Leben ritt, war mager, wie 'ne Dachschindel, und den hätten täglich zwei Scheffel Mais nicht rund gemacht."

„Aber Miß Hagenberg ist kein Gaul," erklärte Bridget überzeugungsvoll.

„So ist sie doch stetig, wie 'n Gaul," versetzte Sullivan mit einem Ausdruck, der wenig für eine Vorliebe für des Colonels Schützling zeugte.

Großmutter und Enkelin lachten wieder Freudentränen über den wundervollen Vergleich, worauf Bridget sich hoch

und teuer vermaß, nicht um alles Geld Kalifornions mit einer so schrecklich hoffärtigen Lady leben zu können.

Und wie man in der Küche sich angelegentlich mit Miß Charlotte Hagenberg beschäftigte, bildete diese auch auf der Veranda den Gegenstand einer eifrigen Unterhaltung zwischen dem Colonel und seinem Freunde Queer.

„Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zu seinem Bilde schuf er ihn," bemerkte der alte Methodist zu des Colonels Erstaunen über die nachträgliche körperliche Entwickelung seines Schützlings, „ich möchte sonst einräumen, daß solch spätes Wachstum bei einem Mädchen mir geradezu verdächtig erscheint. Ich verstehe mich nämlich auf Kinder in allen Lebensstadien," und das linke Auge zukneifend, zielte er mit dem rechten in einer Weise auf den Colonel, von der es zweifelhaft war, ob sie mehr spöttisch, bedauernd oder feindselig sein sollte.

„Es läßt sich nicht leugnen," erwiderte der Colonel nach einer längeren Pause, „abgesehen von der etwas auffälligen körperlichen Entwickelung, veränderte sie sich sehr zu ihren Gunsten. Sie eignete sich Formen an, spricht recht gebildet, und bewegt sich wie eine Dame von gutem Ton, sogar in ihrem Lachen offenbart sich eine gewisse Methode, die auf Selbstbeherrschung hindeutet. Trotzdem erscheint mir alles an ihr erkünstelt, und in ihrem Urteil offenbart sich der Mangel eines gewissen inneren Haltes, wie man ihn bei einem achtzehnjährigen Mädchen doch wohl voraussetzen sollte. Und welchen Wert hat ihr Scharfsinn, so lange sie mir kein Vertrauen einflößt? Ich kann sie nicht ansehen, ohne von tiefem Bedauern beschlichen zu werden. Wäre sie als fünf- oder sechsjähriges Mädchen zu mir gekommen, so böte sie heute unstreitig geistig wie körperlich ein gefälligeres Bild. Doch ich will nicht müde werden, mit Liebe auf sie einzuwirken. Ihrem toten Vater wie ihrer unglücklichen Mutter bin ich dies schuldig."

„Und ich bin der Ansicht," versetzte Queer beißend, „Sie hätten es gar nicht so weit kommen lassen dürfen, daß eine krankhafte Idee — und weiter ist's nichts — die Oberhand über Sie gewann. Ließen Sie die Angelegenheit nach den ersten

mißglückten Versuchen ruhen, so stand es heute anders mit Ihnen selber. Statt eines finsteren Einsiedlers wären Sie ein heiterer Lebemann, und schließlich bin ich noch lange nicht davon überzeugt, daß Ihre Charlotte Hagenberg dasselbe Kind ist, das ich damals auf meinen Armen trug —"

„Sie selber verglichen den Taufschein mit dem Kirchenregister."

„Das tat ich, und gern tat ich's für einen Mann, mit dem ich unter ziemlich bedenklichen Verhältnissen Freundschaft schloß; allein ich hatte das erwachsene Mädchen noch nicht gesehen, konnte also keinen Vergleich mit jenem Kinde anstellen."

„Kinder im jüngsten Lebensalter sollen einander sehr ähnlich sein."

„So kann nur jemand sprechen, dem der Segen von Kindern und Kinderskindern versagt geblieben, der also seinen Beruf verfehlte. Ändern auch die Gesichtszüge und das Haar im Laufe der Zeit sich, so ist's mit den Augen ein anderes, und auf Kinder verstehe ich mich. Ich verwette nämlich meinen ehrlichen Namen gegen den Sand unter Ihren Schuhsohlen, daß jenes Kind blaue Augen in seinem Kopfe trug, schöne blaue Augen, wie das arme Ding, seine Mutter. Die Augen der Charlotte Hagenberg sind dagegen braun und spitz obenein, wie ein Blitzableiter."

„Täuschung, lieber Queer, Täuschung, entgegnete der Colonel verdrossen, „auch die Augen sollen nachdunkeln — wer weiß, ob Sie damals viel nach dergleichen sahen."

„Mit anderen Worten: Sie meinen, ich sei selber noch ein Kind gewesen?"

„Ich dächte, Sie bewiesen das Gegenteil, als wir die Schurken aus Ihrem Hause vertrieben," erwiderte der Colonel begütigend.

„Ein feiner Schuß," bestätigte der Methodist versöhnlich, „und ich danke heute noch dem Herrn, daß er mir's übertrug, auf die Sodomiter hereinzubrechen, allein das schließt die Möglichkeit nicht aus, daß Sie mit dem Mädchen, das in seinem achtzehnten Jahr noch emporschießt, wie eine Spargelstange, schamlos hintergangen wurden."

„Gut", sprach der Colonel nunmehr erregter, „so bin ich eben getäuscht worden, was indessen noch bewiesen werden soll. Lebe ich in gutem Glauben, erfülle ich in diesem guten Glauben eine Pflicht, überhäufe ich in demselben guten Glauben jemand mit Wohltaten, und dies alles um der eigenen Ruhe willen, so gönnen Sie mir diese Täuschung, anstatt neue Zweifel in mir wachzurufen."

„Und gleichmütig soll ich zuschauen, wenn Sie in demselben guten Glauben ihr immerhin nennenswertes Vermögen auf irgendeine Gaunergesellschaft übertragen?"

„Gewinne ich dadurch meine Ruhe, soll sie mit meinem ganzen Vermögen nicht zu teuer erkauft sein," versicherte der Colonel gereizt; „und woran soll ich mich schließlich halten, wenn auch dieser Trost, und wär's in der Tat nur ein Scheintrost, mir entzogen wird? Oder wähnen Sie, es sei eine Kleinigkeit, so manches Jahr mit dem Vermächtnis eines Sterbenden sich herumgetragen zu haben, sich gestehen zu müssen, daß die gewissenhafte Vollziehung desselben durch die — die eigene Übereilung unmöglich wurde?" und dem scharfsichtigen Methodisten entging nicht, daß der Colonel bei den letzten gestotterten Worten die Farbe, wenn auch nur flüchtig wechselte und in eine andere Richtung sah, worauf er indessen hastig und mit einer gewissen Entschiedenheit fortfuhr:

„Nach menschlichen Berechnungen ist die Identität der Charlotte Hagenberg nicht anzutasten. Dennoch Zweifel heraufzubeschwören, hieße ein feindseliges Geschick herausfordern. Durch das, was in des armen Mädchens Wesen und Äußerem vielleicht nicht bestechend wirkt, dürfen wir uns in unserem Urteil nicht bestimmen lassen. Ich wiederhole: je größer die Ansprüche an meine Selbstverleugnung sind, mit um so größerer Geduld will ich die mir gestellte Aufgabe zu lösen suchen. Gelingt es mir, das arme Geschöpf für ein glückliches sorgenfreies Los entsprechend vorzubereiten, so ist meine Sühne vollendet."

„Sühne?" fragte Queer mit einer kurzen energischen Wendung seines Hauptes, „Sühne dafür, daß Sie einen Sterbenden nicht nach seinem vollen Namen fragten? Hätten Sie, — ab-

gesehen von ehrlichen Gefechten, in denen Leben nicht mehr wert sind, als welke Blätter, die der Herbststurm von den Bäumen fegt — jemand umgebracht, so möchte das Wort gelten. So aber haben Sie gerade so viel zu sühnen, wie ich selber, und je eher Sie die ganze Angelegenheit über Bord werfen, um so besser für Sie."

„Es kann Ihr Ernst nicht sein."

„Mein vollkommener Ernst. Denn so ein Auge dich ärgert, reiße es aus, und so eine Hand dich ärgert, haue sie ab, steht geschrieben, und dazu ist's heute noch nicht zu spät," versetzte Queer, und der Umstand, daß er sich eines biblischen Spruches bediente, zeugte für seinen Eifer.

„Ich kann nicht, nein, ich kann nicht," versetzte der Colonel finster, „der Vorwurf, der in den kalten Augen, in des armen Geschöpfes unverkennbarer Scheu vor mir liegt, würde mich in der Erinnerung hartnäckiger verfolgen, als jetzt im persönlichen Verkehr. Und alles hätte anders sein können, wäre mein Forschen früh genug von Erfolg gekrönt gewesen."

„Unsinn," erklärte Queer, mit dem spanischen Rohr heftig auf die Fußbodenplanken stoßend, „solange Sie nach dem Mädchen forschten, waren Sie unglücklich genug; jetzt hingegen, da Ihre Hoffnungen sich verwirklichten, sind Sie noch elender daran und das nur, weil Sie rücksichtlich der jungen Person in Ihren Erwartungen getäuscht wurden, Sie aber den Mut nicht besitzen, ihr ein paar tausend Dollar mit auf den Weg zu geben und zu sprechen: Geh hin und ändere dich; lege ab Putzsucht und Hoffart, dann wollen wir weiter sehen."

Unter den scharf spähenden Blicken des Methodisten betrachtete der Colonel sinnend einen Nagelkopf vor sich auf dem Fußboden. Erst nach einer längeren Pause und wie durch das Schweigen erschreckt, sah er wieder empor. Sein Antlitz hatte einen gewissen geisterhaften Ausdruck angenommen, und hastig, wie um sich schleunigst einer ihn bedrückenden Last zu entledigen, hob er an:

„Es ist unmöglich, ich darf es nicht. Ein böses Verhängnis kettet mich mit unzerreißbaren Banden an das Mädchen. Und wäre es eine Verbrecherin, so müßte ich Milde und Nachsicht

walten lassen. Sie hindert freilich nichts, ein verdammendes Urteil zu fällen. Sie sind mein treuer, erprobter Freund, und doch erfahre ich gerade durch Sie die grausamsten Martern. Wohl erkenne ich Ihre freundliche Fürsorge an, die darin gipfelt, daß Sie um jeden Preis die Bedauernswerte von mir trennen, meine Nachsicht in Widerwillen verwandeln möchten, allein das muß jetzt sein Ende erreichen. Nein, ich ertrag's nicht länger; schwer, wie es mir werden mag, ich muß mich Ihnen ganz anvertrauen, muß Sie von einem Ereignis in Kenntnis setzen, das ich als mein eigenstes Geheimnis glaubte dereinst mit in die Grube hinabnehmen zu können. Ja, hören Sie," und bleicher wurde des Colonels Antlitz, finsterer blickten seine Augen, „ich selber bin es, der jenen unglücklichen verstümmelten Soldaten erschoß; ich selber, der seinen schwachen Lebensfaden gewaltsam zerschnitt, bevor ich nähere Nachrichten über die Seinigen eingezogen hatte — ja, ich erschoß ihn, ich erschoß den Gatten jener jungen Frau, die vielleicht heute noch lebte, hätte ich selbst mich nicht gewissenlos der Mittel beraubt gehabt, sie aufzufinden; ich erschoß den Vater des Mädchens, daß Sie jetzt ihrer Fehler wegen, für die kein anderer als ich verantwortlich bin, wieder in die Welt hinausstoßen möchten."

„Also das ist's," versetzte der Methodist nichts weniger als erstaunt, jedoch zögernd, wie um Zeit zu gewinnen, „geahnt habe ich dergleichen allerdings, denn um sich das ganze Leben zu vergällen, bedarf es wohl etwas mehr, als durch unglückliche Zufälle an der Ausführung irgendeines Planes gehindert worden zu sein. Hätten Sie mir das nur früher anvertraut. Ich bin überzeugt, bei der Frage über das Wie jenes Ereignisses urteilen Sie unnachsichtig, ungerecht gegen sich selbst."

„Nicht ungerecht," erwiederte der Colonel mit düsterer Entschiedenheit, „erwies ich dem sich qualvoll Windenden die Wohltat, seine unsäglichen Leiden abzukürzen — das Nähere zu schildern erlassen Sie mir heute — so können dadurch die Folgen meiner unseligen Handlung nicht gemildert werden. Damit haben Sie die Lösung des Rätsels. Es wird Sie nunmehr nicht länger befremden, daß es mir schmerzlich ist, die Tochter des von mir erschossenen Mannes unnachsichtlich verurteilt zu hören."

„Das ändert freilich die Sache," versetzte Queer aufmunternd, um den Colonel den ihm drohenden herben Betrachtungen zu entziehen, „mit der Sache ändern sich aber auch meine Ansichten, und drang ich bisher auf eine Trennung von der jungen Dame, so entsprang das allein aus meiner aufrichtigen Teilnahme für Sie und Ihre mir bisher unerklärliche Gemütsstimmung. Auf solche Ursachen dürfen Sie auch nur meinen Versuch der Täuschung zurückführen. Denn wer wüßte wohl genauer als ich, daß jenes hilflose Kind mit denselben braunen Augen unschuldig in den Tag hinausschaute — und auf Kinder verstehe ich mich — mit denen Ihre Charlotte Hagenberg heut vielleicht ein wenig mehr, als unumgänglich notwendig ist, ihren Schmuck bewundert? Ich finde sie, aufrichtig gestanden, überhaupt nicht so übel. Auf alle Fälle ist sie ein kluges, reich begabtes Mädchen, auch wohl noch unverdorbenen Herzens, und da muß und wird es gelingen, im liebevollen und nachsichtigen Verkehr ihre schlummernden besseren Regungen zu neuem Leben wachzurufen, die letzten Eigentümlichkeiten, die noch an ihre etwas zügellose Vergangenheit erinnern, von ihr auszuscheiden. Ja, mein teurer Colonel," verfiel der Methodist in einen heiteren Ton, als er gewahrte, daß jener freier aufatmete, „Ihnen gegenüber erscheine ich mir nunmehr wie ein Schulbube mit bösem Gewissen. Zugleich bemächtigt sich meiner das Gefühl, mich an dem armen Kinde unverantwortlich versündigt zu haben, und das überwinde ich nicht eher, als bis ich einige herzliche Worte mit der Ärmsten wechselte; sind doch selig die Sanftmütigen, die sich nicht scheuen, einen Irrtum einzugestehen. Noch heute will ich sie aufsuchen, sogar einige liebevolle Lehren in mein Gespräch mit ihr einschalten; und ich müßte mir in meinem langen Leben keine Menschenkenntnis erworben haben, wollte ich den segensreichen Einfluß treuer Lehren auf das noch jugendlich weiche Gemüt bezweifeln."

Dankbar reichte der Colonel dem wunderlichen Freunde die Hand, und von diesem bedachtsam gelenkt, bewegte die fernere Unterhaltung sich in Bahnen, die weit abwärts von peinlichen Ereignissen und Verhältnissen führten. Plaudernd

saßen sie beisammen, bis die Sonne in die Waldung hinabgetaucht war und nur noch die höchsten Wipfel mit goldigen Reflexen schmückte; dann verabschiedete der Methodist sich mit dem Versprechen, nach Ablauf einer Stunde zurück zu sein.

Dreißigstes Kapitel.

Ein unverhofftes Wiedersehen.

Wer Betsy Murner seit Jahresfrist nicht gesehen hatte, mußte in der Tat über die Wandlung in ihrem Äußern erstaunen. Größer noch und kräftiger war sie geworden, doch zeugte das mangelnde Ebenmaß der Formen dafür, daß sie den Gipfel ihres Wachstums noch nicht erreicht hatte. Ihr Gesicht war dagegen ziemlich unverändert geblieben. Da sah man dieselbe spitze Nase, dieselben braunen Eidechsenaugen, dieselbe bleiche Farbe, dassebe wenig üppige aschblonde Haar und endlich denseben hochmütigen Zug um die farblosen Lippen, die eigens und allein für spitzfindige Reden geschaffen zu sein schienen. Über allem schwebte indessen der Reiz der Jugend, vieles mildernd, was eine unsinnige Erziehung ihrem Äußern aufgeprägt hatte, so daß ihre ganze Erscheinung, zumal nach dem längeren Aufenthalt in dem Institut, immerhin nicht zu den unangenehmen gezählt werden konnte.

Rastend nach des Tages Hitze und den verschiedenartigsten, sie stets nur kurze Zeit fesselnden Zerstreuungen, lag sie auf einem weich gepolsterten Sofa. Mit halb geschlossenen Augen betrachtete sie ihr Bild in einem gegenüberhängendem Spiegel. Durch das offene Fenster strömte erquickende Abendkühle zu ihr herein, sie gleichsam ins Freie hinauslockend. Es mochte ihr als eine Art Pflicht vorschweben, dem Colonel einen Besuch abzustatten, allein sein stilles schwermütiges Wesen, vor allem der ernste Blick, mit dem er sie oft schweigend betrachtete, flößten ihr eine unüberwindliche Scheu ein. Außerdem wußte sie den alten Methodisten in seiner Gesellschaft, und den haßte

sie fast noch mehr, als sie ihn fürchtete, ohne daß sie eine rechte Erklärung dafür gefunden hätte.

In ihren Träumereien wurde sie durch Schritte auf der Treppe gestört, und gleich darauf trat der Methodist selber mit nachlässigem Gruß bei ihr ein.

Sie hatte sich erhoben, um dem alten Herrn entgegen zu gehen, als dieser, wie ihre Höflichkeit ablehnend, nach dem in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch hinüberschritt, seinen Hut nach dem Hinterkopf hinaufschob und sich auf den nächsten Lehnsessel warf.

„Miß Charlotte," redete er Betsy ohne weiteres an, die bei so viel Rücksichtslosigkeit ihren Sinnen kaum traute, „wie ich vermute, befinden wir uns hier oben allein, und da hindert uns nichts recht vertrauensvoll mit einander zu verkehren. Bitte, lassen Sie sich dort nieder, damit wir uns gegenseitig in die Augen schauen; das Verständnis wird dadurch erleichtert. So — so ist's recht — bitte mein Kind, verschonen Sie mich mit allen Höflichkeiten," schaltete Queer ein, als Betsy, sichtbar geängstigt, sich wieder erheben wollte, um in die Rolle der Wirtin einzutreten, „meinem Freunde Colonel mögen Sie so viele Liebenswürdigkeiten auftischen, wie Ihnen beliebt, und je mehr, um so besser, allein mir gegenüber lassen Sie den Unsinn. Ich halte Sie nämlich für eine verständige Person — Sie erstaunen über meinen Freimut? Allein Freimut ist in diesem Falle auf beiden Seiten geboten, soll eine Einigung zwischen uns stattfinden. Zunächst möchte ich Sie mit dem Gedanken vertraut machen, daß Sie in Ihrer jetzigen Stellung nur bestimmten Zwecken dienen, wofür Ihnen, dank der Freigebigkeit meines Freundes, ein übermäßiger Vorteil zuerkannt wird —"

„Ich — verstehe Sie nicht," unterbrach Betsy von heimlichem Entsetzen ergriffen den unerbittlichen alten Herrn, und ihr Antlitz bedeckte sich mit flammender Röte.

„Sie werden mich allmählich schon verstehen," fuhr der Methodist ruhig fort, indem er jedes Wort mit einem leichten Schlage des spanischen Rohrs auf den Tischrand begleitete, „vielleicht besser, als Ihnen lieb ist. Ich halte Sie nämlich, trotz Ihrer großen Jugend, für eine so gewiegte Betrügerin, wie

nur je eine darauf ausging, eines edelherzigen Mannes letzten Glauben an die Menschheit zu erschüttern —"

„Herr Queer!" rief Betsy heftig aus und Ratlosigkeit lugte aus ihren sich gleichsam zuspitzenden Augen, „womit habe ich eine solche Beschimpfung verdient? Was habe ich begangen —" Tränen der Angst und der Wut schienen ihr die Sprache zu rauben.

„Beruhigen Sie sich," hob der alte Herr wieder unerschüttert an, „gebärden Sie sich aber wie ein Kind, so bleibt mir weiter nichts übrig, als zu gehen und Sie ihrem Schicksal zu überlassen. Im übrigen liegt es nicht in meiner Absicht, Sie von hier zu verdrängen. Ich bezwecke eben nur, daß der Colonel, ein Mann, wie nie einer edler und großmütiger geboren wurde, für sein Geld und seine Sorge einen erträglich ruhigen Lebensabend genieße. Sie verstehen mich immer noch nicht, ich seh's Ihnen an; ich werde also deutlicher sprechen. Und was Sie verbrochen haben, meinen Sie? Ei, nur sehr wenig, nur die Kleinigkeit, daß Sie Ihre schönen blauen Augen in braune verwandelten; denn als ich Sie vor sechszehn Jahren auf diesen meinen Armen trug, da betrachtete ich Sie genau — ich bin nämlich ein Kinderfreund und verstehe mich auf junges Volk — da besaßen Sie so unschuldige blaue Äuglein, wie nur je ein Paar verwundert in das Sonnenlicht hinausblinzelten."

Betsy war totenbleich geworden. Sie glaubte am Rande eines Abgrundes zu stehen. Anstatt aber mit der Ruhe einer achtzehnjährigen, im Täuschen geübten Person in diesen hinabzusehen, machte sich bei ihr die ihrem wirklichen Alter entsprechende Furcht und Ratlosigkeit geltend.

„Sie sind gekommen, um mich zu verderben," schluchzte sie in ihrer grenzenlosen Verwirrung, „Sie bürden mir Schreckliches auf — ich habe Feinde hier —"

„Still, mein Kind," unterbrach Queer sie wieder mit unerschütterlichem Gleichmut „ich denke nicht daran, Ihnen zu schaden, obwohl es mich nur ein Wort kostete, ein böses Verhängnis auf Sie hereinbrechen zu lassen. Ich wiederhole, Sie sollen verschont werden, wenigstens so lange, wie man ihrer bedarf, koste es, was es wolle. Das heißt, wohlverstan=

den, Sie sind nur eine Sache und keine Person; als Sache werden Sie ausgenutzt, wogegen Ihnen als Person der Vorteil zufließt."

„So will ich lieber zu demjenigen zurückkehren, den ich solange Vater nannte." erwiderte Betsy ermutigt, ohne indessen ihr Weinen einzustellen; indem sie aber begriff, daß bei richtigem Verständnis ihr keine unmittelbare Gefahr drohe, traten auch ihr Scharfsinn und die weit über ihr Alter hinausreichende Berechnungsgabe wieder in ihre vollen Rechte ein.

„Sie werden bleiben," erklärte der Methodist mit einer Entschiedenheit, die Betsy erbeben machte, „Sie werden bleiben und sich ihrem Wohltäter gegenüber eines anspruchslosen, zuvorkommenden Benehmens befleißigen, alles tun, was Sie ihm an den Augen absehen können, um ihn heiter zu stimmen. Geschieht das von jetzt ab, und gelingt es Ihnen, sich das Vertrauen des Colonels zu erwerben, so wird Ihnen auf Grund dessen vieles verziehen, abgesehen von der sorgenfreien Zukunft, die sich zum Lohn vor Ihnen eröffnet. Ich hingegen, der ich ihr Geheimnis leicht genug errate, verspreche, daß von meiner Seite Ihnen nichts in den Weg gelegt werden soll. Ebenso sicher ist dagegen, daß bei den ersten Klagen über Sie ich den Ursachen nachforsche, denen Sie den wunderbaren Wechsel ihrer Augen verdanken. Sie spielen also ein hohes Spiel, ein Spiel, bei dem Sie vieles gewinnen, aber auch alles verlieren können."

„Ich kann mich nur an die Wahrheit halten," erwiderte Betsy, nunmehr den Vorteil auf Ihrer Seite wähnend, mit einer Entschlossenheit, die einer doppelt so alten Person zur Ehre gereicht hätte, und gewaltsam drängte sie ihre Tränen zurück, „Niemand soll mir indessen wehren, mit Herrn Murner darüber zu verhandeln, und er ist gewiß der Mann, der zu entscheiden vermag, ob ihre schrecklichen Beschuldigungen auch nur einen Schein von Berechtigung für sich haben."

Durchdringend sah Queer in das erregte Antlitz des Mädchens. Er fragte sich, inwieweit ihre Worte der Ausdruck der Wahrheit seien, ob Betsy in der Tat an dem Betruge unschuldig und nur das Werkzeug in den Händen anderer wäre? Zu-

gleich vergegenwärtigte er sich die Folgen, wenn kein anderer Ausweg mehr blieb, als dem Colonel zu offenbaren, daß er schamlos hintergangen worden war, man seine krankhafte Gemütsstimmung zu verbrecherischen Zwecken ausgebeutet habe. Endlich nickte er billigend, als hätte er in Gedanken gesprochen: Kommt Zeit, kommt Rat," und zu Betsy gewandt fuhr er mit kaltem Nachdruck fort:

„Sie sind entweder sehr einfältig, oder eine der gewandtesten Schauspielerinnen, die ich je kennen lernte. Das eine wie das andere soll mich indessen nicht kümmern, so lange Sie pünktlich meine Bedingungen erfüllen. Ausdrücklich hebe ich hervor: Zum Besten meines Freundes Colonel ist mir kein Opfer zu schwer, selbst nicht das der Mitwisserschaft —"

Die Dienerin erschien in der Tür und meldete, daß ein Herr dringend um eine kurze Unterredung bitte.

„Sie sehen, ich bin beschäftigt," antwortete Betsy ungeduldig.

„Ich sagte es dem Herrn," erwiderte das Mädchen, allein er wollte sich nicht abweisen lassen. Er trug mir auf, zu melden, er habe Miß Hagenberg früher sehr nahe gestanden, und meinte, das würde ihm die Tür öffnen."

Betsy errötete. Es gab nur einen Menschen in der Welt, der sich ihr gegenüber eine derartige Vertraulichkeit erlauben durfte, und der hätte in keinem günstigeren Zeitpunkte eintreffen können, als gerade jetzt.

„Es ist gut," antwortete sie der Dienerin, „führen Sie ihn in das Vorzimmer und bitten Sie ihn in meinem Namen, einige Minuten zu säumen." Dann, nachdem die Tür sich hinter dem Mädchen geschlossen hatte, zu dem Methodisten, dessen Blicke trotz des bereits wirkenden Zwielichtes mit eigentümlicher Schärfe auf ihr ruhten: „Der Mann, den ich so lange Vater nannte, — der Herr Murner — ich bin ihm Rücksichten schuldig —"

„Gewiß, mein Kind," fiel Queer sorglos ein, „begrüßen Sie ihn immerhin. Es ist sogar Christenpflicht, abgesehen davon, daß die Regungen der Dankbarkeit Ihnen zur Ehre gereichen. Ja, gehen Sie, gern warte ich ein Weilchen."

„Erlauben Sie mir, ihm Mitteilung von unserem eben geführten Gespräch zu machen?"

Queer sann einige Sekunden nach. Er begriff, daß Betsy durch seine Entscheidung sich schwerlich würde binden lassen, und antwortete daher gleichmütig:

„Handeln Sie, wie Sie es für angemessen halten. Im übrigen würde ich mich freuen, die Bekanntschaft des Herrn Direktor zu machen." — —

Lange vor der Stunde, zu der der Colonel und sein wunderlicher Freund auf der Veranda beieinandersaßen, hatte eine hagere gebeugte Gestalt in schäbigem Anzuge, ungeschwärzten abgedienten Stiefeln und mit einem fettig glänzenden Zylinderhut auf dem schlicht niederfallenden dünnen Haar die Straßen der Stadt durchwandert. Von der rechten Schulter hing ein abgenutztes Lederfutteral auf die linke Hüfte nieder. Aus diesem zog er, so oft er eine Trinkhalle betrat oder sein Weg ihn vor einen belebten Hauseingang führte, eine Klarinette hervor, auf der er mit erträglicher Fertigkeit amerikanische Volksweisen und Negerlieder blies. Seine Vorträge, mehr wohl die fromm bescheidene Haltung und der ergebungsvolle Blick, der während des Spiels auf seinen beweglichen Fingern ruhte, erzeugten Mitleid bei den Leuten, das sich darin offenbarte, daß manche kleine Silbermünze auf das herumgereichte Notenblatt geworfen wurde, allerdings nicht einmal der Schatten jener Einnahmen, deren noch vor Jahresfrist der Kapellmeister Sebastian Winsel mit seiner gut berufenen Kapelle sich erfreute.

Ja, dieser schäbige alte Mann und seine Klarinette waren der letzte Rest jener Kapelle, der der weltberühmte Direktor Murner einst einen nicht zu unterschätzenden Teil seiner glänzenden Erfolge verdankte.

Dies war jetzt alles dahin. Mit dem geheimnisvollen Verschwinden Roswithas, des Buckligen und des Tubabläsers war das auf eine verbrecherische Tätigkeit begründete Glück auf ewig von dem Kapellmeister gewichen. In dem Zirkus hatte er nur noch kurze Zeit mitgewirkt, und zwar nach Verlust seiner besten Kräfte gegen ein Honorar, das ihm nur ermöglichte, die noch

gebliebenen Mitglieder der Kapelle vorzugsweise mit Vertröstungen auf bessere Tage oder vielmehr auf die Wiedervereinigung mit den drei Ungetreuen zu bezahlen. Und dies alles wäre noch zu ertragen gewesen, hätte sein früherer Kompagnon und Vertrauter, der Sklavenhändler, es nicht für einträglicher gehalten, mittels gefälschter Depotscheine seine immerhin ansehnlichen Ersparnisse zu erheben und damit spurlos zu verschwinden. Als aber schließlich auch die letzten Mitglieder der heruntergekommenen Kapelle, der fortgesetzten Vertröstungen müde, ihm eines Tages Lebewohl sagten, da stand er in einer Verfassung da, daß er mit dem elendesten Zirkusclown hätte tauschen mögen, wäre ihm von der Natur die erforderliche Gewandtheit verliehen gewesen.

So hatte er denn in seinem dumpfen Drange, die Ungetreuen wiederzufinden, sich nach dorthin auf den Weg begeben, wo er sie zum letzten Male sah und wo er meinte, hoffen zu dürfen, eine Spur von ihnen zu entdecken. Ein neues Bündnis mit ihnen schwebte ihm zunächst vor, zumal er nicht ahnte, daß sein verbrecherisches Treiben ihnen kein Geheimnis mehr war.

Sein Weg führte ihn in eine Trinkhalle, in der die Mitglieder der Zirkusgesellschaft einst zu verkehren pflegten. Anspruchslos stand er neben dem Eingange, ebenso anspruchslos schlich er mit dem Notenblatt herum, die Gaben für seine kaum beachteten Vorträge einsammelnd, hin und wieder auch eine spöttische Bemerkung mit in den Kauf nehmend.

Er hatte seinen Rundgang beendigt und trat an den Schänktisch, um sich durch einen Trunk zu kräftigen. Bescheiden forderte er ein Gläschen Rum mit Wasser, als der Aufwärter ihn scharf ansah und zweifelnd bemerkte:

„Ich will's nicht fest behaupten, aber ich müßte mich sehr irren, wenn wir uns nicht früher gesehen hätten. Die Klarinette ist mir wenigstens nicht fremd, auch nicht Ihr Haar, mag's damals nicht ganz so weiß gewesen sein — bei Gott, Mann, jetzt entsinne ich mich: Sie hatten mit dem Elefanten zu tun; ich meine, Sie waren der Vormann der Musikanten, die das Ungetüm auf seinem Rücken durch die Straßen trug. Richtig

Mann, Sie sind's selber. Das waren damals lustige Zeiten, und auf 'n Glas kalten Punsch auf meine Rechnung soll's mir nicht ankommen, das Wiedersehen zu feiern."

Sebastian Winsel, der keinen Grund hatte, seine Person zu verheimlichen, bestätigte die Mutmaßung des Aufwärters und führte das Glas bedachtsam an die Lippen.

„Die Zeiten scheinen bei Ihnen nicht besser geworden zu sein," bemerkte der Mann hinter dem Schänktisch, das Äußere des Kapellmeisters mit Kennerblicken musternd.

„Es geht hinauf und hinunter in der Welt," erwiderte Winsel mit einem frommen Blick gen Himmel; und ergebungsvoll aufseufzend, fügte er hinzu:

„Wer kann sich immer gegen Betrüger schützen? Wer hätte vorhergesehen, daß der glänzende Zirkus bankerott werden würde? Und als dessen Mitglieder nach allen Richtungen auseinanderstoben, da wurden meine eigenen Leute durch das böse Beispiel einer nach dem andern verführt, bis mir schließlich weiter nichts blieb als diese Klarinette. Doch ich will nicht klagen; es geht hinauf und hinunter in der Welt; nach einigen harten Prüfungen wird das Glück mich schon wieder zu finden wissen," und ein Seufzer christlicher Ergebung schloß die lange Rede.

„Dacht's mir gleich, als ich davon hörte, daß eine von den Zirkusleuten hier am Ort ein gutes Unterkommen gefunden habe," spann der Aufwärter das Gespräch weiter, „denn ohne Ursache gibt man solch lustiges Leben zwischen Musik und Flitterstaat nicht auf."

„Welche Art des Unterkommens fand sie?"

„Da lebt nämlich 'n alter Colonel hier in der Nachbarschaft, und der soll seine fünf Sinne nicht recht beisammen haben. Niemand sieht ihn, niemand kennt ihn, und dem ist's plötzlich durch den Kopf gefahren, sich 'ne Gesellschafterin zu halten; da mag ihm denn freilich 'ne Person ohne Anhang willkommen gewesen sein. Vor 'nem Jahr redete man hier darüber. Ich hörte, er habe sie nur kurze Zeit bei sich behalten und dann in eine Anstalt geschickt, um ihr ein wenig mehr Gelehrsamkeit beibringen zu lassen. Unterdessen baute er ihr ein eigenes

Haus, und das richtete er fürstlich ein. So erzählten wenigstens die Arbeiter, die dabei beschäftigt gewesen waren. Jetzt soll sie darin wohnen. Von ihr kann man behaupten, daß ihr's Glück im Schlaf gekommen."

„Wie heißt sie? Vielleicht kenne ich sie."

„Ich glaube, Miß Hagenberg."

„Wie?" fragte der Kapellmeister, seine Augen halb schließend, um zu verheimlichen, wie tief ihn der Name ergriff.

„Miß Hagenberg."

Winsel ließ sich auf einen nahen Stuhl nieder. Kaum hatte er Platz genommen, da war auch seine Fassung zurückgekehrt.

„Also Miß Hagenberg?" sprach er vor sich hin, „ja, ja, ich entsinne mich des Namens, aber nicht mehr der Person. Wie sieht sie aus? Etwa blondes Haar und blaue Augen?"

„Mir kam sie noch nicht zu Gesicht," antwortete der Mann hinter dem Schänktisch. Jedenfalls ist sie nicht übel dran. Man spricht öffentlich darüber, daß der verrückte Colonel sie zu seiner Erbin eingesetzt habe."

„Die Leute reden viel, und oft ist die Hälfte davon nicht wahr," versetzte Winsel, indem er die Klarinette, wie um sie fürs erste nicht wieder hervorzuholen, in das Futteral schob. Schwerfällig trat er an den Schänktisch, und ein Fünfcentstück vor sich hinlegend, sprach er bescheiden: „Etwas Stärkeres als reines Wasser ist meinem alten Körper wohl zu gönnen. Bin nämlich nicht mehr ganz so rüstig wie vor Jahresfrist."

Der Aufwärter mischte den reichlich mit Eisstückchen versehenen Trunk und schob ihn dem Kapellmeister zu.

„So, lassen Sie sich das gut bekommen!" sprach er nachlässig, „Sie sollten öfter einen zu sich nehmen, denn nach dem ersten Glase hat Ihr Gesicht schon eine frischere Farbe erhalten."

„Man muß eben die Einkünfte berechnen," erklärte der Kapellmeister grämlich, „es glückt nicht allen Menschen wie der Miß Hagenberg mit ihrem Colonel — wie heißt er doch?"

„Sein Name ist mir fremd. Spricht jemand von ihm, so heißt er Colonel, und jeder weiß, wer damit gemeint ist. Er gibt übrigens nicht viel Anlaß zum Reden, denn Jahre mögen vergehen, bevor er seine Umzäunung nur ein einziges Mal

verläßt. Seinen Diener kenne ich besser. Der ist ein Irländer, ein alter Korporal, und der versteht's, einen guten Trunk zu schätzen. Hab ihm oft echten irischen Whisky vorgesetzt und mich gewundert über seine Mäßigkeit."

„Also in einer Umzäunung?"

„Hinter einem Plankenzaun so hoch und fest, daß man sich 'ne Leiter mitnehmen müßte, um 'nen Blick auf die andere Seite zu werfen."

„Außerhalb der Stadt?"

„In der zehnten Straße, fünfhundert Ellen hinter den letzten Häusern. 's ist leicht zu finden. Ich ging vor einigen Tagen vorüber und erstaunte über das feine Häuschen der Miß Hagenberg. Ein eisernes Gitter trennt den Vorgarten von der Straße. Hinter dem Hause erhebt sich dann wieder der Plankenzaun. Der Colonel selber soll in seinem Blockhause wohnen geblieben sein."

„Es gibt seltsame Menschen in der Welt," bemerkte der Kapellmeister anscheinend gleichmütig, „und solche, die's Geld besitzen, wissen oft nicht, was sie damit anfangen sollen," und dem Aufwärter vertraulich zunickend, schlich er auf die Straße hinaus.

Eine Strecke befleißigte er sich noch des schleppenden Ganges. Kaum aber war er um die nächste Straßenecke herumgebogen, da richtete er sich empor, und jetzt erst gelangten auf seinem Antlitz alle die Empfindungen zum Ausdruck, die er bisher sorgfältig verheimlichte.

„Also Lottchen Hagenberg," sprach er in Gedanken, „wer hätte dem stillen Kinde so viel Schlauheit zugetraut? Nimmt da ihren alten Namen an, um nicht gefunden zu werden. Ei, ei, und ich glaubte, sie sei mit dem Buckligen und dem Tätzkow davongegangen. Statt dessen entdeckte sie Mittel, sich ganz in der Nähe bei einem Colonel warm einzunesteln. Warte, mein holdes Kindchen, noch lebt unser Kontrakt —" unwillkürlich betastete er die aufgebauschte Brusttasche seines Rockes — „da wollen wir doch sehen, was sich aus dem Schriftstück machen läßt. Bin sogar bereit, dir das Papier zu verkaufen. Freilich, billig nicht; bist ja in einer Lage, etwas daran wenden zu können.

Für eine, hübsche runde Summe gebe ich dir die Freiheit, und die soll mir die erste Staffel zu einer neuen sorglosen Lage sein. Ei, ei, wer hätte das geahnt! Aber es geht hinauf und hinunter im Leben, und haben wir erst wieder etwas vor uns gebracht, sind wir vorsichtiger für alle Zukunft."

So folgten des Kapellmeisters Betrachtungen aufeinander. In dem Maße aber, in dem seine Hoffnungen einen kühneren Schwung nahmen, setzte er auch die Füße lebhafter voreinander, allerdings vorläufig ohne ein bestimmtes Ziel. Nur gehen wollte er, gehen Straße auf und Straße ab, gehen, um sich zu beruhigen, mit kaltem Blute zu überlegen und zu erwägen, wie diese neue überraschende Entdeckung sich am besten würde ausbeuten lassen. Einmal nahm er auch seinen Weg nach der Gegend hinaus, in der der Colonel wohnen sollte. Da war der hohe Plankenzaun, da erhob sich das neue Häuschen mit dem zierlichen Gitter nach der Straße hin und der hohen Bretterwand im Hintergrunde, die einen mit peinlicher Sorgfalt hergestellten Blumengarten umschloß.

„Der Colonel muß sehr menschenscheu sein," spann der Kapellmeister seine Betrachtungen aus, „und dann dieser Reichtum! Wer das kann, um eine elende Laune zu befriedigen, kann auch mehr."

Bis in die unmittelbare Nähe des Hauses wagte er sich nicht, aus Besorgnis, hinter der Gardine hervor Lottchen an eins der offenen Fenster treten zu sehen und von ihr erkannt zu werden. Denn unabweisbar notwendig erschien ihm, daß sie seine Nähe nicht ahnte, sie nicht Zeit gewann, sich auf die Begegnung vorzubereiten oder sich gar verleugnen zu lassen. Nein, wie der Blitz aus heiterem Himmel mußte er auf sie einfahren, und zu einer Stunde, in der sie am wenigsten Besuch erwartete. Wie der Blitz, daß sie im ersten Schrecken und in der ersten Aufregung sich ganz so gab, wie sie war, und es ihm daher erleichterte, nachdrücklich auf sie einzuwirken.

Nachdem er sich von der Lage des Hauses überzeugt hatte, kehrte er wieder um. Der Sicherheit halber fragte er einen ihm Begegnenden, wer dort wohne, und als er die Bestätigung dessen vernahm, was er bereits in der Trinkhalle erfuhr, begab

er sich ohne Säumen in die Stadt zurück. In einem unscheinbaren Kosthause stärkte er sich reichlich durch Speise und Trank. Auch sein staubiges Äußere unterzog er bedachtsam einer Prüfung, und als endlich die abendlichen Schatten sich verlängerten und ineinander flossen, wanderte er nach dem Wohnsitz des Colonels hinaus.

Ohne bemerkt zu werden, gelangte er vor die Tür der kleinen Villa, ließ den gußeisernen Klopfer auf den Amboß sinken, die Tür öffnete sich, und vor ihm stand eine sauber gekleidete Dienerin.

Mit dem ganzen ihm zu Gebote stehenden Anstande — seinen schäbigen Anzug verschleierte bereits das Zwielicht — fragte er, ob Fräulein Hagenberg zu Hause und zu sprechen sei.

„Zu Hause wohl, zu sprechen schwerlich," hieß es kurz zurück, „es befindet sich nämlich ein Herr bei der jungen Lady."

„Der Colonel?" forschte der Kapellmeister lebhaft, und er wußte nicht, ob er diesen Umstand preisen oder als Mißgeschick verwünschen sollte.

„Der Colonel nicht," antwortete das Mädchen, „sondern nur ein Freund von ihm. Ich glaube indessen, Miß Hagenberg möchte nicht gestört werden. Darf ich um Ihren Namen bitten? Ich werde Sie anmelden."

Winsel sah eine Weile sinnend vor sich nieder; dann sprach er nachdenklich:

„Das ist allerdings mißlich. Die Angelegenheit, wegen deren ich komme, ist so dringend, daß ich bitten muß, es nicht beim Anmelden bewenden zu lassen. Haben Sie daher die Güte, Miß Hagenberg mitzuteilen, ein älterer Herr, der in früheren Jahren in sehr innigen Beziehungen zu ihr gestanden habe — den Namen errät sie sofort — bitte um eine kurze Unterredung."

Das Mädchen, vielleicht teilweise vertraut mit Betsys Vergangenheit, entfernte sich, kehrte aber nach kurzer Frist zurück, um den Kapellmeister in ein auf den Flurgang sich öffnendes Empfangszimmer zu führen.

„Nehmen Sie gefälligst Platz," sprach sie höflich, für Winsel ein Beweis, daß sein Name in der Tat erraten worden

und einen für seine Pläne günstigen Eindruck erzeugt habe, „Miß Hagenberg wird binnen kurzer Frist hier sein," und sich flüchtig verneigend, schlüpfte sie hinaus.

Sobald der Kapellmeister allein war, faßte er eine Stelle ins Auge, auf der er, vor einer schweren Gardine stehend, bei dem herrschenden Zwielicht und mit der Beleuchtung im Rücken, sicher war, nicht sogleich erkannt zu werden. Leise wandelte er darauf in dem Gemach umher, gleichsam zählend Möbel, Bilder, mit Spielereien beschwerte Konsolen und Gesimse, und danach die der Bewohnerin zu Gebote stehenden Mittel berechnend. Obwohl bei der gedämpften Beleuchtung die einzelnen Gegenstände nicht genau zu unterscheiden waren, nickte er doch mehrfach wie billigend, während er zugleich seine Hoffnungen immer höher spannte.

Das Geräusch, mit dem jemand die Treppe herunter eilte, veranlaßte ihn, schnell vor das der Tür zunächst gelegene Fenster hinzutreten.

„Sorgen Sie dafür, daß ich ungestört bleibe," vernahm er zu seinem Befremden eine Stimme, die nicht im entferntesten an die Lottchens erinnerte und dennoch einen vertrauten Klang für ihn besaß.

Bevor er indessen irgendeinen Gedanken darüber zu fassen vermochte, öffnete die Tür sich unter einem energischen Druck, und herein trat eine Gestalt, die jemals gesehen zu haben er sich nicht entsann. Einen Irrtum vermutend, wollte er sich eben entschuldigen, als Betsy seiner ansichtig wurde. In der von Schatten umflossenen Gestalt glaubte sie augenscheinlich den Direktor Murner zu begrüßen, denn sie brach alsbald, offenbar tief erregt, jedoch mit gedämpfter Stimme in die Worte aus:

„Um Gotteswillen, Vater — mir drohen ernste Verdrießlichkeiten — du hättest zu keiner günstigeren Zeit kommen können."

Sie reichte dem Kapellmeister die Hand, wollte sie aber, nachdem sie ihren Irrtum entdeckte, schnell zurückziehen, als jener ihre Hand fester umschloß und sie mit vor heimlichem Triumph bebender Stimme leise anredete.

„Habe ich die Ehre, vor Miß Hagenberg zu stehen?" fragte er so bescheiden und Vertrauen erweckend, daß Betsy, in der un-

günstigen Stellung sein Gesicht immer noch nicht erkennend, ihren ersten Schreck einigermaßen überwand und mit großer Geistesgegenwart höflich antwortete:

„O, verzeihen Sie, ich hielt Sie für einen teuren Freund meiner Familie — die Anmeldung lautete so seltsam, ich konnte nur glauben — doch ich heiße Hagenberg — meine Zeit ist indessen sehr beschränkt, ich bitte daher, mit Ihrem Anliegen ein wenig zu eilen."

Ruhig hatte der Kapellmeister sie zu Ende sprechen lassen. Daß hier ein schamloser Betrug spielte, konnte ja niemand besser wissen als er selber, zumal nach den Mitteilungen des redseligen Aufwärters in der Trinkhalle. Aber laut aufjubeln hätte er mögen, indem er sich vergegenwärtigte, durch Zufall in den Besitz eines Geheimnisses gelangt zu sein, das, wenn umsichtig ausgenutzt, ihm die reichsten Früchte in den Schoß warf. Was galt ihm jetzt noch Lottchen mit ihrem meisterhaften Geigenspiel? Was galten ihm der Bucklige und der Tubabläser? Sie hätten ihm nur schaden können. Mochten sie daher weilen, wo sie wollten, wenn nur weit genug, daß nicht durch ihr zufälliges Erscheinen der Betrug aufgedeckt und damit ihm selber die Quelle neuer Einnahmen wieder verstopft wurde.

„Ein kleiner Irrtum," bestätigte er bedachtsam Betsys Worte, sobald sie schwieg, „doch auch ich rühme mich, ein treuer Freund Ihrer Familie zu sein, obwohl ich nicht behaupten darf, daß Ihre Familie sich sehr rücksichtsvoll gegen mich benahm. Miß Betsy Murner, Sie entsinnen sich vielleicht des Kapellmeisters Sebastian Winsel?" und er trat so weit herum, daß Betsy, durch die Stimme bereits erschreckt, auch den Anblick seines vom letzten Tageslicht notdürftig beleuchteten Antlitzes gewann. Jetzt aber wirkte die Bestürzung in einer Weise lähmend auf sie ein, daß ihr die Sprache versagte und sie auf einen Stuhl sank.

Bei Winsel bedurfte es indessen nicht dieser äußeren Merkmale, um den Vorteil zu ermessen, in dem er sich ihr gegenüber befand. Er gönnte ihr daher keine Zeit, Fassung zu sammeln, sondern fuhr fort:

„Ich darf darauf rechnen, daß Sie meine Zudringlichkeit nachsichtig beurteilen — und wie Sie gewachsen sind — kaum

daß ich Sie wieder erkannte— als ich von einer Charlotte Hagenberg hörte, konnte ich nur erwarten, meine eigene vielgeliebte Gefährtin hier zu begrüßen, die aus nahe liegenden Gründen als meine Nichte Roswitha Winsel sich mir angeschlossen hatte. Das verblendete Kind trennte sich leider von mir, und da mögen Sie mein Erstaunen ermessen, als ich erfuhr, die Ungetreue habe ihren ursprünglichen Namen wieder angenommen und sei von einem sehr reichen Herrn an Kindesstatt angenommen worden. In Ihrem Sinne freue ich mich aufrichtig," fügte er listig hinzu, als Betsy noch immer wie versteinert dasaß, „denn meine weiteren, von herzlicher Teilnahme getragenen Nachforschungen ergaben, daß die Nachrichten über den Reichtum des Colonels nicht übertrieben seien, mein Schützling also in ihrer Eigenschaft als Erbin ihres Wohltäters einem beneidenswerten Lose entgegengehe."

Die letzten Andeutungen übten gewiß eine entmutigende Wirkung auf Betsy aus, allein sie war seit frühester Kindheit zu geübt in Täuschungen, um ohne einen ernsten Kampf dem Kapellmeister das Übergewicht über sich einzuräumen. Sie erwiderte daher vorsichtig:

„Was Sie eben sagten, ist mir vollkommen neu. Ich weiß nur, daß ich auf Grund eines gerichtlich beglaubigten Geburtsscheins jetzt den mir rechtlich gebührenden Namen Charlotte Hagenberg führe. Ich erfreue mich also einer Stellung, in die ich nicht durch eigenen Willen, sondern durch andere wohlmeinende Menschen hineingedrängt wurde."

„Was ich keinen Augenblick bezweifle," versetzte der Kapellmeister sanft, „das hindert indessen nicht, daß meine junge Geigenspielerin sich zurzeit an ihrer Stelle befinden müßte."

„Womit wollen Sie das beweisen?"

„Einfach dadurch, daß ich Lottchen Hagenberg auffordere, alles auf ihre Geburt Bezügliche vorzulegen. Und ich selbst, da ich das verwaiste Mädchen in meinen Schutz nahm, sollte doch wohl imstande sein, ein Zeugnis beizubringen, das nicht angezweifelt werden darf."

Betsy erbebte. Sie war scharfsinnig genug, zu erraten, wie der Taufschein der früheren Kunstgenossin in die Hände des

Direktors gekommen sein könne; allein sie verstand es noch immer, sich zu beherrschen.

„Vorausgesetzt, Ihre Mitteilungen beruhten auf Wahrheit," sprach sie, sich gleichsam windend unter dem schweren Schlage, der sich gegen sie vorbereitete, „so könnte nimmermehr der Vorwurf gegen mich erhoben werden, daß ich um irgend eines Vorteils willen mich hier eindrängte." Sie entsann sich der Worte des Methodisten und fügte lebhafter hinzu: „wie die Sachen liegen, würde es sich dann überhaupt nur um einen guten Zweck handeln."

„Was wiederum nichts ändert, Miß Murner, daß Ihre augenblickliche Stellung meinem Lottchen gebührt. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß ich alle Vorteile Ihnen nicht ebenso gern — o, noch lieber gönnte als meinem ungetreuen Schützling. Da Sie aber die Fäden des ganzen Gewebes nicht selber in Händen halten, wäre es vielleicht vorzuziehen, mich mit Ihren Ratgebern in Verbindung zu setzen. Sie haben Besuch; wohl gar ein Herr, der an dem Unternehmen beteiligt ist. Ich wäre gern bereit, Sie zu ihm hinauf zu begleiten. Vielleicht erziele ich mit ihm ein Übereinkommen, laut dessen bis zu einem gewissen Grade auch meinem Lottchen Gerechtigkeit wird —"

Betsy sprang empor. Bei der Erinnerung an den Methodisten bemächtigte sich ihrer das volle Entsetzen eines ratlosen Kindes, das auf einer frevelhaften Handlung ertappt wurde.

„Nein," sprach sie heftig, jedoch ihre Stimme ängstlich dämpfend und sich dadurch vollständig in die Gewalt des arglistigen Kapellmeisters gebend, „hier ist niemand, mit dem Sie sich einigen könnten. Dagegen würde es peinliches Aufsehen erregen, wollten Sie Schritte in Ihrem Sinne tun. Sie wünschen eine Einigung, und verstehe ich Sie recht, so suchen Sie Vorteil aus Verhältnissen und Umständen zu ziehen, die mir vollkommen rätselhaft erscheinen. Um ungestört zu bleiben, den Leuten keine Veranlassung zu ungerechtfertigtem Argwohn zu geben, bin ich zu jedem Opfer bereit, vorausgesetzt, Ihre Forderungen übersteigen nicht meine Zahlungsfähigkeit."

„Ich soll mich zum Mitschuldigen an dem Komplott machen?" fragte der Kapellmeister wie sittlich entrüstet, während sein Herz vor Freude lachte.

„So handeln Sie nach Belieben," antwortete Betsy, ihren ganzen Mut zusammenraffend, doch zitterte sie bei dem Gedanken, den Kapellmeister ohne vorhergegangene Vereinbarung scheiden zu sehen, „ich selbst habe jetzt keine Zeit mehr zu verlieren," dann wie von einem glücklichen Gedankenblitz durchzuckt: „überhaupt ist es wohl ratsam, daß ich meinem Gönner anheimgebe, Ihre Ansprüche zu prüfen."

„Es wird nicht nötig sein," entgegnete Winsel gleißnerisch, „wenigstens so lange nicht, wie ich in der Lage bin, die Gerechtsame der echten Miß Hagenberg einigermaßen wahrzunehmen. Meine Forderungen werden selbstverständlich die Grenzen des Vernünftigen nicht übersteigen. Ein bestimmtes Jahresgehalt von mäßigem Umfange würde so lange genügen, bis es Ihnen angemessen und bequem erschiene, die Ratenzahlungen durch ein entsprechendes Kapital abzulösen."

„Und wie hoch berechnen Sie die jährlichen Raten?" fragte Betsy sinkenden Herzens.

„Das heute festzustellen ist mir unmöglich, ebenso unmöglich wie Ihnen, diese blindlings zu bewilligen. Binden wir uns daher vorläufig gegenseitig, indem Sie mir irgendeine Ihnen zur Verfügung stehende Summe auszahlen, über deren Empfang ich dann in meines Lottchens Namen quittiere."

„So wissen Sie, wo die Geigenspielerin zurzeit weilt?" forschte Betsy argwöhnisch.

„Augenblicklich nicht," erklärte Winsel vorsichtig, „ich wäre ja sonst nicht hierher gekommen, wo ich sie zu finden erwartete. Auf ihrer Spur bin ich allerdings. Lottchen Hagenberg kann nicht lange verborgen bleiben, ihres Spieles wegen, und wäre Amerika doppelt so groß. Ihnen gönne ich freilich, daß ich mit ihr zusammentreffe, bevor sie, durch einen unglücklichen Zufall darauf hingelenkt, Ihre augenblickliche Stellung unhaltbar macht."

„Ich muß hinauf," sprach Betsy nunmehr ängstlich, dadurch ihre freie Beteiligung an dem Betruge deutlich offenbarend,



Betsy sprang empor. Bei der Erinnerung an den Methodisten bemächtigte sich ihrer das volle Entsetzen eines ratlosen Kindes, das auf einer frevelhaften Handlung ertappt wurde. (S. 359.)

„oben wartet jemand, dem ich die größten Rücksichten schulde. Ich bin indessen bereit, mit Ihnen einen Vertrag zu schließen. Dazu ist aber erforderlich, daß Sie Ihre Bekanntschaft mit mir verheimlichen. Kommen Sie morgen abend nach Einbruch der Dunkelheit zu mir. Klopfen Sie nicht, sondern warten Sie auf ein Zeichen von mir. Ich werde öffnen, sobald wir keine Störung zu befürchten haben."

„Sie verlangen viel Vertrauen," bemerkte der Kapellmeister zögernd, „und es gibt Lagen, in denen blindes Vertrauen ein Fehler ist. Auf alle Fälle möchte ich daher unser Übereinkommen besiegelt wissen, und das geschieht am einfachsten durch eine Anzahlung, nach der keiner von uns mehr zurücktreten kann. Sie haben dann von mir keine anderweitigen Schritte zugunsten der Geigenspielerin zu befürchten, namentlich keine öffentlichen Aufrufe, ich aber bin im Besitz der Bürgschaft, daß die Zukunft der echten Miß Hagenberg durch eine mäßige Rente gesichert ist."

„Ich muß fort, ich muß fort," — hob Betsy in ihrer Ratlosigkeit wieder an, als der Kapellmeister einfiel:

„So werde ich mir erlauben, mich heute abend noch an den Colonel zu wenden."

„Das dürfen Sie nicht, nein, das nicht," nahm Betsy schnell das Wort. Sie sann einige Sekunden nach, dann zog sie mit fliegender Hast ihre Geldtasche hervor, deren Inhalt auf das Fensterbrett ausleerend. Eine große Summe war es nicht, allein immerhin mehr, als man bei einem so jungen Mädchen erwartet hätte.

„Hier ist alles, worüber ich augenblicklich verfüge," flüsterte sie, „ich baue auf Ihre Verschwiegenheit, das weitere mögen wir morgen abend verabreden."

„Und ich baue auf die Ihrige," versetzte der Kapellmeister, indem er das Geld einsteckte. Die Dämmerung verhinderte, daß Betsy in seinen Zügen las, wie er seinen Triumph über ihre gänzliche Kopflosigkeit zu verbergen suchte.

Betsy öffnete schweigend die Tür. Der Kapellmeister schritt auf den Flur hinaus. Dort verabschiedete er sich mit einigen scheinbar herzlichen Worten von ihr.

Als Betsy bei dem Methodisten eintrat, fand sie zu ihrem Schrecken das Zimmer erleuchtet. Schnell schritt sie nach einem Stuhl hinüber, auf dem der Schein der Lampe sie nicht traf. Trotzdem entdeckte Queer ihre heftige Erregung.

„Und der Herr Direktor Murner?" fragte er gleichmütig, „ich hoffe, das Wiedersehen war ein herzliches."

„Er war es nicht," antwortete Betsy noch immer nach Fassung ringend, „sondern ein Mann, der im Zirkus beschäftigt gewesen ist, jetzt aber glaubt, auf Grund der früheren Bekanntschaft Forderungen an mich stellen zu können. Um ihn zu hindern, meine Vergangenheit zum Stadtgespräch zu machen, gab ich ihm alles, was ich an Geld besaß."

„Unvorsichtig, sehr unvorsichtig; er wird nach diesem ersten Erfolg wiederkommen und seine Forderungen erneuern," bemerkte Queer, das Mädchen aufmerksam beobachtend.

„Wenn ich nur seinen ersten Angriff abgewehrt habe," erwiderte Betsy, „später will ich mich seiner wohl erwehren."

„Wünschen Sie fünfzig, hundert, zweihundert Dollars, so kostet es mich nur ein Wort," erklärte der Methodist bedächtig, „um dem Colonel Verdruß zu ersparen, dürfen wir kleine Opfer nicht scheuen. Sie wissen, was zu Ihrem Frieden beitragen kann, gewährt er mit Freuden."

Betsy rang heimlich die Hände vor Wut bei dem Gedanken an den Kapellmeister, durch den sie aus der Nähe eines Mannes vertrieben werden konnte, dessen Großmut keine Grenzen kannte.

„Mit einer mäßigen Summe gelänge es mir vielleicht, ihn zur Abreise zu bewegen," sprach sie nach einer Weile, kaum noch fähig, ihre Tränen zurückzuhalten.

„Gut, so soll das Geld morgen in Ihren Händen sein," versetzte Queer, „ratsamer wäre es freilich, Sie überließen es mir, die Angelegenheit zu ordnen. Ich verstehe mich nämlich ein wenig auf Dinge, die das Tageslicht scheuen," und aus seinen Augen zuckte ein Blitz der Schadenfreude auf Betsys geneigtes Antlitz.

„Nimmermehr ist das zulässig," rief diese mit einem Ausdruck, der für den schlauen Methodisten ein neues Glied in der

Kette seiner Vermutungen war, „er ist zu hinterlistig, zu gewissenlos. Ich werde sicher mit ihm fertig werden, und um so leichter, wenn ich in der Lage bin, meinen Wohltäter und dessen Freunde als Drohung gegen ihn benutzen zu können.“

Queer betrachtete das Mädchen ernst.

„Sie mögen recht haben,“ sprach er, „schließlich bleibt Ihnen immer noch das Auskunftsmittel, mich hinzuzuziehen; denn der Colonel muß der Sache fern bleiben. Werden Sie mit uns zur Nacht speisen?“

Ich muß mich entschuldigen lassen. Das Wiedersehen mit jenem elenden Menschen hat mich zu sehr erregt. In meiner Aufregung möchte ich meinem edlen Wohltäter nicht gern unter die Augen treten.“

„Auch darin erkenne ich Ihr richtiges Urteil,“ versetzte Queer und er erhob sich, um zu gehen; im übrigen bauen Sie auf meine Zuverlässigkeit. Das Geld schicke ich morgen in der Frühe; und nun: Auf Wiedersehen.“

Mit anscheinend gutmütigem, sie aber doch sehr beunruhigendem Lächeln reichte er Betsy die Hand. Diese begleitete ihn bis an die Treppe. Dort blieb sie stehen, bis sie den alten Herrn ins Freie hinaustreten hörte, worauf sie in ihr Zimmer zurückkehrte.

Erschöpft warf sie sich aufs Sofa. Die Lippen aufeinander gepreßt, starrte sie vor sich auf den Teppich nieder.

„Ich haßte sie schon damals, diese Geigenspielerin,“ flüsterte sie endlich unbewußt, „schon damals ahnte ich, daß sie mir noch einmal feindlich entgegentreten würde. Und dieser Kapellmeister! Teilnahme für den geliebten Schützling spiegelt er mir vor, um mich auszuplündern. Warum entlief sie ihm denn?“

Sie lachte gehässig, indem sie um sich sah. Alles in ihrer Umgebung war so behaglich. Und dann die Zukunft, die ihr so goldig lächelte. Diesem allem entsagen zu müssen, wäre ein harter Schlag gewesen. Unschlüssig wandelte sie einige Male auf und ab; dann setzte sie sich an den Schreibtisch und unter ihrer Feder entstanden die Worte: „Lieber Vater.“

Während Betsy an den Direktor Murner schrieb, ihm ihre Not klagte und das Auftauchen des verräterischen Kapellmeisters schilderte, saßen der Colonel und Queer in dem Blockhause bei ihrer Mahlzeit. Ihre Unterhaltung bewegte sich um Betsy; freundlich entschuldigte Queer ihr Fernbleiben und triumphierend schilderte er den tiefen Eindruck seiner liebevollen Lehren auf das junge Gemüt.

Einunddreißigstes Kapitel.

Eine neue Begegnung.

Ein Unglück kommt selten allein, hätte Betsy folgenden Morgens sagen können, als sie nach einer unruhig verbrachten Nacht sich früher als gewöhnlich erhob und an das offene Fenster trat, um einen Blick auf die Straße hinauszuwerfen. Ein Weilchen hatte sie halb versteckt hinter der Gardine gestanden, als ihre Aufmerksamkeit durch einen Mann gefesselt wurde, der sich von der Stadt her näherte und das Haus mit unverkennbarer Neugierde betrachtete. Plötzlich erbleichte sie tödlich, und einen Schritt zurücktretend, ließ sie, wie von einer Lähmung befallen, die Arme schlaff an ihrem Körper heruntersinken. Der Fremde war nämlich, wie um sich mit seiner Umgebung vertraut zu machen, stehen geblieben.

Mit atemloser Spannung hingen ihre Blicke an seinen wettergebräunten Zügen, die die Wirkung eines Gorgonenhauptes auf sie auszuüben schienen. Nach einer Weile drehte der Fremde, wie zweifelnd, die Spitzen seines langen rotbraunen Schnurrbartes, während seine Augen forschend von Fenster zu Fenster wanderten. Betsy, einer Art Selbsterhaltungstrieb nachgebend, wich zurück, sah aber trotzdem, daß der Mann sich quer über die Straße gerade auf das Haus zu bewegte. Bei offener Haustür war die Aufwärterin eben mit dem Säubern des Flurganges beschäftigt.

„Guten Morgen,“ drang eine Stimme zu der Lauscherin empor, an der allein sie den jungen Trader wiedererkannt

hätte, der sie einst in dem Zirkus mit so beleidigender Nichtachtung behandelt hatte.

Die Aufwärterin, offenbar angenehm berührt durch die hübsche mannhafte Erscheinung, dankte freundlich, und der Fremde fuhr fort:

„Das Haus kann noch nicht lange hier stehen. Ich entsinne mich, als ich vor Jahresfrist vorüberkam, lief der Plankenzaun ohne Unterbrechung an der Straße hin.“

„Es ist kürzlich erst fertig geworden,“ hieß es zuvorkommend zurück.

„Ich hörte, eine junge Dame, Miß Charlotte Hagenberg, bewohne es.“

„Auch das ist richtig.“

„Seit wie lange?“ forschte Douglas nach einer Pause zögernd.

„Seit wenigen Wochen,“ lautete die Antwort.

„So? Wenn es nicht unbescheiden ist, zu fragen: Wo hielt Miß Hagenberg sich vorher auf?“

„Wenn das jemand wüßte! Eines Tages war sie da, und da hieß es, sie sei von weit hergekommen; man sprach von einem Institut.“

Douglas zögerte abermals, worauf das Mädchen von neuem das Wort nahm:

„Sie scheinen Miß Hagenberg zu kennen?“

„Sehr genau,“ gab Douglas zu.

„Zum Anmelden ist's noch zu früh,“ meinte die Aufwärterin zweifelnd, „wer weiß, ob sie überhaupt schon munter —“

„Um des Himmels willen,“ fiel Douglas dringend ein, „durch Zufall erfuhr ich, daß eine Miß Hagenberg hier wohne; da kam ich heraus, um mich von der Wahrheit zu überzeugen.“

„Soll ich eine Bestellung übernehmen?“

„Ich danke, nein. Zu einer gelegeneren Zeit werde ich mir erlauben, wieder vorzusprechen. Die Dame ist blond?“

„Blond, wie eine Engländerin.“

„Aber eine Deutsche?“

„Sie stammt wenigstens von deutschen Eltern ab, so viel ich weiß.“

„Meinen besten Dank für die Auskunft," versetzte Douglas, und er wollte sich der Stadt zukehren, als die Aufwärterin bemerkte:

„Wüßte ich Ihren Namen, so möchte ich die junge Lady auf Ihren Besuch vorbereiten."

„Mein Name tut nichts zur Sache," erwiderte Douglas, doch eine Frage: Miß Hagenberg soll in naher Beziehung zu dem Colonel Kirkwall stehen?"

„In sehr naher. Man möchte glauben, er sei ihr Vater."

„Ich danke Ihnen," tönte es abermals herauf, und aus dem Schall der Schritte entnahm Betsy, daß Douglas den Weg nach der Stadt eingeschlagen hatte.

Gleich darauf stand sie wieder am Fenster. Vorsichtig seine Bewegungen überwachend, spähte sie ihm so lange nach, wie er ihren Blicken erreichbar war. Dann aber offenbarte sich, in wie hohem Grade das unverhoffte Wiedersehen sie ergriffen hatte.

„Das fehlte zu meinem Unglück," stöhnte sie in ihrer grenzenlosen Bestürzung, „er sucht sie, und mich findet er. Wie ich sie hasse, diese Musikantin, die mir überall störend entgegentritt."

Ihre Lippen schlossen sich, aber in Gedanken führte sie das Selbstgespräch weiter.

„Und wenn er mich findet," hieß es da hinter dem bleichen Antlitz mit den ratlos schauenden Augen, „sein Schweigen kann ich nicht erkaufen, wie das des elenden Kapellmeisters; ihn kann ich nicht hindern, dem Colonel und dem verhaßten Queer ins Angesicht zu sagen: Ich kenne die Charlotte Hagenberg, aber diese ist es nicht. Der Gefahr muß ich ausweichen; ich darf ihm nicht begegnen, am wenigsten hier, wo sich alles gegen mich kehrt. Diejenigen aber, die mich in die gefährliche Lage brachten, mögen zusehen, wie sie den Schlag abwenden —"

Es klopfte. Auf ihren Ruf erschien Bridget, ihr ein versiegeltes Paketchen mit zweihundert Dollars einhändigend.

„Bestelle meine herzlichsten Grüße," antwortete sie der jungen Mulattin, „und sage, ich würde meinen Dank persönlich darbringen." Dann, nachdem Bridget das Zimmer verlassen hatte, zu sich selbst, wie um sich dadurch zu ermutigen:

„Das ist ein Fingerzeig des Geschicks,“ und ohne Säumen ging sie ans Werk, ihren Schmuck und sonstige Wertsachen in einen Handkoffer zu verpacken.

Der Tag ging dahin. Den größten Teil desselben verbrachte Betsy im Blockhause, wo sie zu Queers heimlicher Genugtuung ernst bemüht war, bei dem Colonel einen günstigen Eindruck hervorzurufen. Erst zur späten Nachmittagsstunde kehrte sie in ihre Wohnung zurück, um, wie sie vorgab, sich mit Schreiben zu beschäftigen. Queer, vermutend, daß sie den Zirkusmann erwarte, befürwortete ihren Entschluß dem Colonel gegenüber, und bald darauf befand sie sich wieder einsam in ihrem Zimmer.

Und sie schrieb in der Tat; zunächst einen höflichen Brief an den Colonel, in dem sie erklärte, sich zu ihrem früheren Pflegevater begeben zu müssen, wohin sie durch einen dringenden Brief berufen worden sei; dann einen offenen Zettel, der nur die Worte enthielt: „Ich kenne Sie nicht, will überhaupt nicht weiter von Ihnen belästigt werden.“

Als dann die ersten Schatten der Dämmerung durch die Straßen schlichen, verließ sie mit ihrem Handkoffer das Haus. Den Brief an den Colonel hatte sie auf ihrem Tisch liegen lassen. Den Zettel übergab sie dagegen der Aufwärterin mit der Weisung, ihn dem Herrn einzuhändigen, der noch selbigen Abends kommen und nach ihr fragen würde. Dann eilte sie ververschleierten Antlitzes nach dem Mississippi hinunter, wo sie an Bord eines nördlich bestimmten Dampfers ging. Solange sie aber in der Stadt weilte, brannte der Boden unter ihren Füßen und sah sie sich verfolgt, jedoch nicht von Douglas oder von dem Kapellmeister, sondern von Leuten, die sie durch den Methodisten mit unerbittlicher Strenge auf ihre Spuren gesetzt wähnte.

Sie hatte den Mississippi kaum erreicht, als Douglas den Klopfer an der Haustür der Villa rührte. Die junge Aufwärterin, bei der er sich nach Miß Hagenberg erkundigte, übergab ihm mit spöttischem Lächeln den offenen Zettel. Befremdet las er beim Schein der Flurlampe die für den Kapellmeister bestimmten Worte. Anfänglich war er sprachlos vor Erstaunen. Dann fragte er mit schlecht verhehlter Erregung, wohin Miß Hagenberg sich begeben habe.

„Verreist ohne Angabe ihres Zieles," lautete die Antwort, und zwar mit einem Ausdruck, der alle ferneren Erkundigungen als überflüssig erscheinen ließ.

Er ging, im Herzen tiefe Verbitterung, daß er, seinem Ziele so nahe, dennoch im letzten Augenblick mit unverkennbarer Absichtlichkeit schnöde zurückgewiesen wurde. Trotzdem gewann er es nicht über sich, von ferneren Nachforschungen abzustehen. Er wollte, er mußte Lottchen finden; er wollte vor sie hintreten, frei ihr ins Antlitz schauen, frei und offen ihr die Ursachen erklären, die ihn an ihre Spuren fesselten. Von diesem Gedanken konnte er sich nicht lossagen; und daß ihn nun sein Weg endlich dahin führte, wo er sie zum erstenmal gesehen hatte, diente wahrlich nicht dazu, seinen Eifer zu erkälten.

Eine halbe Stunde war seit jenem vergeblichen Besuch verstrichen, als es zum zweitenmal an der Tür der Villa pochte. Die junge Aufwärterin öffnete, und vor ihr stand der Kapellmeister. Da Betsy nicht selber erschienen war, wie er zuversichtlich erwartete, forderte er das Mädchen auf, ihn zu Miß Hagenberg zu führen, die seiner vielleicht schon ungeduldig harre.

Die Aufwärterin war in Verlegenheit. Sie begriff, daß es der vor ihr Stehende sei, für den die schriftliche Mitteilung bestimmt war. Indessen besann sie sich nicht lange, sondern antwortete verdrossen:

„So hätten Sie früher kommen müssen, denn Miß Hagenberg ist vor Stunden abgereist."

„Ab=ge=reist?" fragte der Kapellmeister, wie seinen Ohren nicht trauend.

„Ich wiederhole: Schon vor Stunden."

„Und wohin?"

„Gott mag's wissen," sprach die Aufwärterin, und sich vielleicht mancher Quälereien Betsys erinnernd, fügte sie spöttisch hinzu: „wahrscheinlich zu ihren Zirkusfreunden, an denen sie noch mit großer Liebe hängt."

„Und kein Wort des Abschieds für mich? Keinen Auftrag? Vielleicht ein Paket?"

„Nichts von der Sorte. Dagegen meinte sie — ich kann's ja wiederholen — diesen zudringlichen Menschen kenne ich nicht."

„Das sagte sie?" stieß der Kapellmeister hervor.

„Ihre eigenen Worte."

„Das ist allerdings deutlich," versetzte Winsel grübelnd, „vielleicht war's nicht ernstlich gemeint — junge Damen haben zuweilen ihre Launen. Und im Grunde ist nicht viel verloren. Sie muß doch wieder heimkehren, und da soll es mich nicht verdrießen, zu einer gelegeneren Zeit vorzusprechen —"

„Da mögen Sie lange warten," fiel die Aufwärterin mißmutig ein, „es können Monate bis dahin vergehen, denn das Reisegeld, das der Colonel ihr heute schickte, war keine geringe Summe."

„So?" sprach der Kapellmeister sinnend, und die Erwähnung einer bedeutenden Geldsumme ließ ihn den Streich, den Betsy ihm spielte, um so schmerzlicher empfinden, „doch es ist nichts verloren, solange der Colonel da ist, und der vertritt sie gewiß gern."

Er betrachtete das Antlitz des Mädchens aufmerksam, um daraus zu enträtseln, ob Betsy in der Tat abgereist sei oder sich nur verleugnen lasse. Die dort mehr und mehr zum Ausdruck gelangende Ungeduld raubte ihm aber die letzten Zweifel, zumal sie ihn aufforderte, sich immerhin persönlich an den Colonel zu wenden.

Anstatt zu antworten, entfernte er sich mit kurzem Gruß.

„Wenn ich nur keinen Mißgriff beging," dachte er, indem er seinen Weg in die Stadt hinein verfolgte, „ich hätte sie bei dem Colonel überraschen müssen. Doch wer weiß, die Angelegenheit gestaltet sich jetzt wohl noch günstiger. Das echte Lottchen muß ihm mehr wert sein, als eine untergeschobene Gaunerin. Wir werden ja sehen," und wie um sich dadurch zu ermutigen, ließ er das am vorhergehenden Abend unerwartet vereinnahmte Geld in der Tasche durch seine Finger gleiten.

Als Douglas sich folgenden Morgens wieder hinausbegab, um eine Unterredung mit dem Colonel zu suchen, wurde er auf jemand aufmerksam, der eine kurze Strecke vor ihm denselben Weg verfolgte. Ein Weilchen beobachtete er die dürre Gestalt in dem schäbigem Rock und mit dem sanftmütig niederhängenden grauen Haar, dann aber leuchtete es in seiner Er-

innerung auf. Seine Schritte beschleunigend, gelangte er dicht hinter den Kapellmeister, und gerade als dieser, seine Bewegung unterscheidend, sich umkehren wollte, legte er die Hand auf dessen Schulter.

„Wir befinden uns wohl auf gleichem Wege?" redete er den sichtbar Erschrockenen mit einer Heftigkeit an, die seiner Meinung von dem Elenden entsprach.

Winsel, aus dem Tone von Douglas' Stimme dessen feindselige Erregung heraushörend, zögerte erst vorsichtig mit der Antwort, worauf Douglas drohend fortfuhr:

„Ein wunderbares Zusammentreffen, nicht wahr? Ich suche Fräulein Lottchen Hagenberg, dieselbe junge Dame, die im vorigen Jahre als Roswitha Winsel die Menschen durch ihr Spiel entzückte, nach ihrer Trennung von Ihnen aber ihren eigenen Namen wieder annahm. Sie möchten sie von neuem in Ihren Schutz nehmen, allein ich fürchte, Ihre Mühe ist vergeblich, seitdem sie Freunde fand, deren Hände etwas weiter reichen, als die Ihrigen."

„Sie sprachen die junge Dame?" fand der Kapellmeister endlich Worte.

„Noch nicht," gab Douglas in seiner Ehrlichkeit zu, „und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht zu Hause ist."

Der Kapellmeister atmete etwas tiefer und sah anscheinend bescheiden vor sich nieder. Er suchte seinen Triumph zu verheimlichen, denn neue Hoffnungen knüpften sich für ihn an den Umstand, daß Douglas die Wahrheit noch nicht ahnte. Dann erwiderte er:

„Mein armes Lottchen heute noch zu sehen, kann ich nicht beabsichtigen, weil ich weiß, daß sie von hier entfloh. Was sie zu dem unseligen Schritt bewog, ist mir ein Rätsel. Ich gebe indessen zu, daß eine gewisse Rastlosigkeit ihr zur anderen Natur wurde. Diese Rastlosigkeit veranlaßte sie schon damals, gemeinschaftlich mit zwei Mitgliedern meiner Kapelle sich von mir zu trennen und somit kontraktbrüchig zu werden. Daß ich selbst dadurch ins Unglück gestürzt wurde, hebe ich nicht hervor; noch weniger denke ich daran, meine rechtlichen Ansprüche an sie geltend zu machen — nein, und müßte ich betteln gehen, ich

würde dem armen Kinde kein Hindernis in den Weg legen. Aber ich befinde mich auf dem Wege zu dem Colonel, um ihm die Mittel an die Hand zu geben, die Verblendete in ihr sorgenfreies Asyl zurückzuführen."

Zu seiner Beunruhigung betrachtete Douglas ihn während seiner Mitteilungen mit höhnischem Bedauern; und als er schwieg, sprach jener in schneidendem Tone:

„Und doch scheuten Sie sich nicht, dasselbe arme Kind an einen Schurken zu verkaufen, wie man über ein Tier verfügt, und nur einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, daß sie einem Lose entrann, gegen das das des elendesten Sklaven golden genannt zu werden verdient?"

Aus des Kapellmeisters Antlitz wich die letzte Probe von Lebensfarbe; seine Selbstbeherrschung verließ ihn.

Also auf Grund eines unheilvollen Mißverständnisses ging sie von mir," sprach er mit einem Ausdruck heiliger Überzeugung, daß Douglas fast zu dem Glauben an die Möglichkeit eines Irrtums hinneigte, „nun, in einem solchen Falle kann ihre Flucht, zu der sie wahrscheinlich von zwei treuen, aber einfältigen Freunden überredet wurde, nur zu ihren Gunsten sprechen. Ich hätte sie verkaufen sollen? Ich, der ich in meiner Kapelle gerade ihre Geige am wenigsten entbehren konnte? Und was sollte mich jetzt hindern, sie zu ihrer Pflicht zurückzuzwingen, wenn nicht freundliche Teilnahme alle anderen Empfindungen weit überwucherte?

„Sie wissen, wo sie weilt?" fragte Douglas ungestüm, und hinter ihm versank alles, was ihn eben noch feindselig bewegte.

„Ja, ich weiß es," beteuerte der Kapellmeister, „ein wunderbarer Zufall brachte mich erst gestern auf ihre Spuren. Sie hegen Vorurteile gegen mich, die Zweifel an meiner Zuverlässigkeit erwecken. Dagegen bin ich in der Lage, Erklärungen abzulegen, vor denen der letzte Argwohn zerrinnen muß. Seitdem Roswitha — ich nenne sie gern bei ihrem Künstlernamen — hierher zurückkehrte, sind ihre beiden Gefährten, der Geigenspieler und ein alter Tubabläser in einer östlichen Stadt — deren Namen erfuhr ich leider nicht, doch erteilen die Zeitungen wohl Auskunft darüber — wieder in Verbindung mit dem

Direktor Murner getreten, um, wie ich hörte und was sehr nahe liegt, eine neue Kapelle zu gründen; und es läßt sich nicht leugnen, daß der Bucklige alle Anlagen zu einem Kapellmeister besitzt. Die Krone einer solchen Kapelle würde aber immer wieder meine Roswitha bilden, und da vermute ich, daß die beiden Abenteurer ihr Äußerstes aufgeboten haben, sie für ihre Pläne zu gewinnen. Es mag sie viel Mühe gekostet haben, Roswitha zur Aufgabe eines behaglichen, sorgenfreien Lebens zu bewegen; allein erstens wohnt in ihr nun einmal eine unwiderstehliche Wanderlust; dann aber mag es ihr schmerzlich gewesen sein, unter der Obhut ihres etwas seltsamen Gönners dem Geigenspiel beinahe ganz entsagen zu müssen. Wahrscheinlich besiegelte ihren Entschluß noch, daß sie, auf irgendeine Art Kenntnis von meiner Anwesenheit am hiesigen Orte erhielt. Anders vermag ich mir wenigstens ihre Flucht aus einer Lage des reichsten Überflusses nicht zu erklären."

„Sie glauben, daß die junge Dame diesen unheilvollen Schritt getan hat?" fragte Douglas, der plötzlich vergessen zu haben schien, was ihn bisher mit Haß und Verachtung gegen den verräterischen Kapellmeister erfüllte.

„Ich glaube es," beteuerte Winsel feierlich, indem er die Hand aufs Herz legte.

Douglas sah grübelnd vor sich nieder. Die Mitteilungen Winsels ließ er noch einmal vor seinem Geiste vorüberziehen. Nichts entdeckte er in ihnen, was seinen Argwohn erregt hätte. Selbst die ausgesprochene Mutmaßung, daß Lottchens Flucht durch die Kunde von des Kapellmeisters Nähe bewirkt worden sein könne, befremdete ihn nicht; doch neigte er mehr zu dem Glauben hin, die unselige Entscheidung selbst herbeigeführt zu haben.

Winsel beobachtete ihn unterdessen mit ängstlicher Spannung. Er wußte nicht, was er für sich selbst wünschen oder fürchten sollte. Darum bot er seinen ganzen Vorrat an Lug und Trug auf, den nunmehr doppelt gefürchteten jungen Trader zu entfernen, bevor der sich mit dem Colonel in Verbinbindung setzen konnte.

Endlich sah Douglas wieder empor.

„Ich könnte zu dem Colonel hineingehen," offenbarte er, wie zu sich selbst sprechend, seine Gedanken, „allein wie würde sie darüber urteilen, erführe sie, daß ich mich in ihre Angelegenheiten gewaltsam einzudrängen suchte?"

„Ich kenne sie seit Jahren," hob der Kapellmeister nunmehr wieder mit der Sanftmut eines Heiligen an, „und ich weiß, daß ein solcher Schritt von ihrer Seite ihr die Rückkehr in den Schutz des Colonels sehr erschweren würde —"

„Und ich weiß, was ich zu tun habe," fiel Douglas hochfahrend ein, als hätte es ihn mit Widerwillen erfüllt, Lottchens Namen von dem verräterischen Menschen genannt zu hören; „Sie meinen, die junge Dame habe ihre Zuflucht wieder zu dem Zirkus genommen; wohlan, Ihr Wort genügt mir nicht. Dagegen entspricht ein solcher Schritt allem, was ich bisher von ihr sah und hörte; und wo der Zirkus aufgeschlagen steht, erfahre ich ohne Ihre Beihülfe. Ihnen aber rate ich, der jungen Dame weit aus dem Wege zu gehen, soll nicht ein schweres Verhängnis auf Sie hereinbrechen."

Bei den letzten Worten kehrte er sich ab, und anstatt bei dem Colonel Einlaß zu begehren, schritt er in zuversichtlicher Haltung der Stadt zu.

Als er sich von dem Kapellmeister, wie von einem giftigen Gewürm trennte, blickte dieser ihm mit einem Antlitz nach, auf dem heimlicher Triumph und tief gewurzelter Haß um den Vorrang stritten.

„Also du warst es, der mir den Streich spielte," sprach er in Gedanken, „Du in Gemeinschaft mit dem Krüppel und dem hinterlistigen Tatzkow? Gut, dafür gehe jetzt hin und mache fern von hier dieselbe Entdeckung, die mich hier erwartete."

Er legte die Hand an die Stirne und mit dem Ausdruck bitterer Enttäuschung entwand es sich seinen Lippen: „Tor, der ich war; wo soll ich das Mädchen jetzt suchen? Und es lag in meiner Gewalt, ihn sprechen zu machen. Durch ihn ist sie von dem Dampfboot entführt worden, er weiß, wohin sie sich zunächst wandte. Rätsel häufen sich auf Rätsel.

„Wie kommt diese Betsy Murner zu dem Namen Hagenberg? Welche Bewandtnis hat es überhaupt mit diesem Namen? Rätsel häufen sich auf Rätsel —"

Er hatte sich dem Hause wieder zugekehrt und langsam einherschreitend, wurde er des alten Methodisten ansichtig, der mit lebhaften Bewegungen aus der Tür trat und sichtbar erregt die Richtung nach der Stadt einschlug.

„Habe ich die Ehre, den Colonel Kirkwall vor mir zu sehen?" redete Winsel ihn schnell gefaßt an, als Queer ihm eben ausweichen wollte.

Dieser betrachtete die schäbige Gestalt einige Sekunden durchdringend mit unverkennbarem Argwohn, dann fragte er vorsichtig zurück:

„Und wenn ich der Colonel wäre?"

„So würde ich Sie in einer sehr dringenden Angelegenheit um eine kurze Unterredung bitten," antwortete der Kapellmeister höflich.

„Und wenn ich jetzt keine Zeit habe?"

„Die müssen Sie haben, denn ich glaube beinah, die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, ist dieselbe, die Sie zur Eile treibt."

„So lassen Sie hören."

„Ich suche seit Jahresfrist meinen Schützling, eine reichbegabte Geigenspielerin namens Charlotte Hagenberg —"

Queer stieß sein spanisches Rohr kräftig vor sich nieder, und sich umdrehend, sprach er über die Schulter: „Folgen Sie mir. Die Straße ist nicht der Ort, über die von Ihnen genannte junge Dame zu verhandeln." Dann schritt er so eilfertig davon, daß sich der bedachtsamere Kapellmeister ihm kaum zur Seite zu halten vermochte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die beiden Briefe.

Gleich darauf betraten die beiden Männer das Zimmer, das Betsy noch vorigen Tages bewohnt hatte. Mit einer gewissen feierlichen Ruhe schloß Queer die Tür, und sich dem Kapellmeister zukehrend, hob er an:

„Verhandelt man mit jemanden selbst die unwichtigsten Dinge, so ist es notwendig, zunächst zu wissen, wen man vor sich hat?“

„Mein Name ist Sebastian Winsel, mein Gewerbe Musik, meine Stellung Kapellmeister,“ antwortete dieser bescheiden, „und sollte ich durch meine äußere Hülle nicht sonderlich empfehlen, so bitte ich, freundlich zu berücksichtigen, daß es im menschlichen Leben Ebbe und Flut gibt, ich selbst aber meinen Rückgang am wenigsten verschulde. Die Ursache meines Unglücks ist eben darin zu suchen, daß ich von den Mitgliedern meiner Kapelle treulos verlassen wurde, und unter diesen befand sich Lottchen Hagenberg, meine erste Künstlerin.“

Der Methodist verbarg sein Erstaunen hinter scheinbar sorglosem Schwingen seines Rohrs und bemerkte wenig höflich:

„Ich setze voraus, Sie sind derselbe Herr, der vorgestern abend hier vorsprach und eine Zusammenkunft mit Charlotte Hagenberg nachsuchte.“

„Derselbe, und diese Zusammenkunft war Ursache, daß ich jetzt meine Schritte zum andern Mal hierher lenkte.“

„Um irgendeinen gewissenlosen Druck, und zwar auf Grund Ihrer Zirkusbekanntschaft auf sie auszuüben?“ fragte Queer so gelassen, als hätte das angedeutete Verfahren sich von selbst verstanden.

„Ich bitte um Verzeihung,“ erwiderte Winsel unbeirrt. Er erriet nach Queers Äußerung, daß Betsy dessen Vorurteil gegen ihn wachgerufen hatte; „eine Beeinflussung der jungen Dame wäre mir vollständig unmöglich gewesen, indem ich nicht Lottchen Hagenberg fand, sondern die Tochter des Direktor Murner, die von der Musik noch weniger versteht als der Elefant — entschuldigen Sie meinen Vergleich — den sie allabendlich im Zirkus vorzuführen pflegte. Freilich, das Annehmen eines fremden Namens —“

„Richtig, Mann,“ fiel der alte Herr hastig ein, „Sie erinnern mich daran, daß ich Ihnen bisher meinen eigenen Namen noch nicht nannte. Ich bin nämlich nicht der Colonel, sondern ein schlichter Ackerbauer, den die Leute einfach mit Queer anreden. Außerdem bin ich der beste Freund und langjährige Vertraute

des Colonel, und in solchen Eigenschaften und als Vertreter seines Hauses und seines geachteten Namens darf ich mir wohl die Frage erlauben, was Sie, nachdem Sie Ihren Irrtum eingesehen hatten, noch einmal hierherführte. Denn im Grunde kann es Sie nicht viel kümmern, wohin die junge Person, solange sie nicht die von Ihnen gesuchte, geflohen und ob sie überhaupt davonging."

„Wohl gebe ich das zu, Mr. Queer, dagegen mußte es mich tief erschüttern, zu erfahren, daß mit dem Namen meines jungen, talentvollen Schützlings ein anscheinend verbrecherischer Mißbrauch getrieben worden ist. Denn einem Zufall ist es wohl kaum zu verdanken, daß die junge Dame sich gerade den Namen Hagenberg beilegte."

„Reiner Zufall," versetzte der schlaue Methodist, sehr wohl erratend, daß der Kapellmeister ihn auszuhorchen trachtete, „sie hätte sich ebensogut Taylor, Dirksen oder wer weiß wie nennen können. Der Name tut nichts zur Sache, höchstens daß uns nunmehr daran gelegen sein könnte, die echte Charlotte Hagenberg ausfindig zu machen. Denn unsern Flüchtling mit Gewalt herbeizuschaffen, liegt ebensowenig in meiner Absicht, wie im Interesse der Sache. Ich bin ein abgesagter Feind aller Betrüger," und schärfer bohrten seine Blicke sich in den christlichen Faltenwurf, mit dem der Kapellmeister sein Gesicht schmückte, „aber auch solcher Menschen, die aus dem sträflichen Verfahren anderer Vorteil zu ziehen trachten."

„Das sind Grundsätze, in denen auch ich alt und grau geworden bin," entgegnete Winsel, den Vorwurf listig als nicht gegen ihn selber gerichtet betrachtend, „kümmere ich mich indessen um diese Angelegenheit mehr, als es Ihnen angemessen erscheint, so erlaube ich mir nur, Sie auf die vorliegenden Tatsachen aufmerksam zu machen. Ich komme hierher, um meine junge Geigenspielerin zu finden, und begegne einer Person, die sich in eine Lage eingeschlichen hat, wie ich sie meinem Schützling wohl gegönnt hätte. Was war da natürlicher, als der Wunsch, der Wahrheit den Sieg zu verschaffen und das echte Lottchen in den Vollgenuß aller jener Vorteile zu bringen, um die sie von anderen Menschen verräterischer Weise betrogen wurde?"

„Ich setze voraus, Sie wissen wenigstens ungefähr, wo Ihre junge Geigenspielerin sich zurzeit befindet?“ fragte Queer wie beiläufig.

„Nicht genau, allein ich bezweifle nicht, daß, wenn ich mit den erforderlichen Mitteln ausgerüstet werde, es mir gelingt, sie herbeizuschaffen.“

„Mit anderen Worten, Sie wollen gegen Bezahlung etwas übernehmen, was wir ohne Ihre Beihilfe ebensogut und wohl noch besser betreiben können. Denn nachdem das Mädchen Ihnen entfloh — und 'nen Grund dazu wird's nebenbei gesagt gehabt haben — läßt sich voraussetzen, daß es Ihren öffentlichen Aufrufen keine Folge gibt. Wir, nämlich mein Freund Colonel und ich, wollen uns doch die Sache zuvor noch ein wenig überlegen und Leute zu Rate ziehen, die etwas vertrauter mit der Lage der Dinge sind. Wollen Sie so lange hier am Ort bleiben, so hindert Sie nichts; dagegen muß ich Sie bitten, nicht auf Unterstützungen von hier aus zu rechnen, sondern sich mit dem zu begnügen, was Sie vorgestern abend von der flüchtigen Person ausgezahlt erhalten haben. Einmal sind wir hinters Licht geführt worden; das zweite Mal soll es schon etwas schwieriger werden, oder wir erleben, daß uns alle Tage eine neue echte Charlotte Hagenberg über den Hals geschickt wird.“

Bis ins Mark hinein erkältet hatte der Kapellmeister des scharfsinnigen Methodisten Auseinandersetzungen angehört. Wo er hoffte, Gelegenheit zum Gewinn zu finden, da stieß er auf Hohn, sogar versteckte Drohungen, und so raffte auch er sich zu einer Art Drohung empor.

„So hätte ich hier weiter nichts zu suchen,“ sprach er mit einer gewissen Gottergebenheit, „mich darf das indessen nicht hindern, ebenfalls auf Charlotte Hagenberg zu fahnden und, wenn das Glück mich begünstigen sollte, sie auf Grund unseres Kontraktes wieder an mich, ihren ersten Wohltäter, zu fesseln.“

„So wünsche ich Ihnen den besten Erfolg,“ versetzte Queer gelassen; „haben Sie das Mädchen gefunden, so nutzen Sie dessen berühmtes Talent nach den besten Kräften aus. Ich denke, der Colonel hat jetzt ebenso genug von allen Lottchens, Hagenbergs und Murners wie ich selber. Sollte die echte

Charlotte uns aber gerade in den Wurf laufen, wer weiß, was dann geschieht!"

„So würde ich immerhin meinen rechtlich gesicherten Anspruch an das treulose Mitglied meiner Kapelle geltend machen."

„Recht so, Mann. Der Geschäftsmann soll alle Vorteile im Auge behalten. Solche Grundsätze gereichen Ihnen zur Ehre. Machen Sie also geltend; vielleicht erkennen wir Ihre Ansprüche an, vielleicht fällt's uns ein, sie ein wenig genauer zu prüfen. Vorher aber muß das Mädchen zur Stelle sein, rechne ich. Doch ich dächte, wir wären fertig miteinander; meine Zeit ist nämlich mehr wert als Geld."

Der Kapellmeister verstand den deutlichen Wink. Gern hätte er das Gespräch noch fortgesetzt, um daraus neue Verhaltungsregeln für sich selbst zu ziehen, allein Queers Worte lauteten zu unumwunden, als daß er hätte wagen mögen, den üblen Willen des schlauen Methodisten noch mehr gegen sich aufzustacheln. Er ging daher, jedoch mit der Absicht, wenigstens in der Nachbarschaft zu bleiben, um vielleicht in einem günstigen Zeitpunkt sein Zeugnis in die Wagschale zu werfen. –

Kaum hatte er das Haus verlassen, als Queer sich durch die Hintertür entfernte und, durch ein schmales Pförtchen in den Park eintretend, eilfertig die Richtung nach dem Blockhause einschlug. Er war tief erregt, erregter noch als zuvor, da die Kunde von Betsys geheimnisvollem Verschwinden ihm zugetragen wurde und er, um seinem Freunde, wenn irgend möglich, die neue Täuschung zu ersparen, sich auf den Weg zur Stadt begab, mit der dumpfen Absicht, sofort die peinlichsten Nachforschungen anzustellen. Dies alles hatte sich nach seiner Zusammenkunft mit dem Kapellmeister wohl geändert, jedoch ohne ihn zu beruhigen.

„Da haben wir die Bescherung," sprach er im Eifer laut vor sich hin, „wohin man den Fuß stellt, tritt man auf einen Schurken. Macht eine Betrügerin sich aus dem Staube, taucht eine andere auf, als ob ein gefallenes Rind statt des Blockhauses innerhalb der Einfriedigung läge und Geier und Raben sich darum stritten.

Er säumte einige Sekunden, dann fuhr er mit wachsendem Grimm fort: „Mit meinem Wissen und Willen kommt ihm kein Lottchen Hagenberg mehr über die Schwelle, und stieg's direkt vom Paradiese herunter. Unsinn, sich das ganze Leben durch eine einzige unglückselige Idee zu verbittern. Unsinn, klarer, schnöder Unsinn!" polterte er grimmig in den Wald hinein. „Kuriert ihn das noch nicht, so gürte ich meine Lenden, und er mag sich nach einem anderen Freunde und Kriegskameraden umsehen," und herausfordernd stieß er bei jedem Schritt sein spanisches Rohr auf, als hätte er Löcher zu jungen Baumschößlingen in den Erdboden bohren wollen, um eine neue Allee von der Villa bis nach dem grauen Blockhause hinüber anzupflanzen.

„Unsinn," polterte er auch bald darauf in dem Zimmer des Colonels, nachdem er ihn von der Flucht Betsys und seinem Zusammentreffen mit dem Kapellmeister in Kenntnis gesetzt hatte, „barer Unsinn, und wenn ich fernerhin Zeuge sein soll, wie alles darauf ausgeht, an Ihnen herumzuzerren wie die Geier an einer Pferdeleiche, so will ich lieber heimwärts wandern und Schafe auf den virginischen Weiden hüten wie ein getreuer Knecht des Herrn."

Während seines langen, klug berechneten Vortrages hatte er den vor ihm sitzenden Colonel beständig im Auge behalten. Beunruhigte ihn schon, daß dieser, anstatt ihn zu unterbrechen oder auch nur ein Zeichen innerer Erregung von sich zu geben, still vor sich niederstarrte, so wuchs Queers Unruhe zur Bestürzung, als er auch nachher in seiner scheinbaren Teilnahmlosigkeit verharrte. Erst auf die Aufforderung, seine Ansichten zu offenbaren, sah der Colonel wieder empor. In seinem Antlitz war indessen eine seltsame Veränderung vor sich gegangen.

Statt der früheren Milde trug es jetzt das Gepräge herber Strenge; streng klang auch seine Stimme, indem er anhob:

„Bezweifeln Sie, daß das Kind, auf das der Taufschein und die Angaben in dem Kirchenbuch lauten, eine Tochter jenes gefallenen Soldaten sei?"

„Nie bestritt ich das, und nie werde ich das bestreiten," versetzte Queer ungeduldig, „aber auch nicht, daß blaue Augen

sich im Laufe von anderthalb Dutzend Jahren nimmermehr in braune verwandeln können. Sie aber werden nicht bestreiten, daß Sie schamlos hintergangen wurden, und man wird Sie noch öfter hinters Licht führen, wenn Sie diese nutzlose Jagd nicht aufgeben."

Der Colonel betrachtete seinen Freund eine Weile ernst; dann sprach er ruhig, mit beinah ausdrucksloser Kälte:

„Ich habe sie aufgegeben, ein für alle Male."

Queer erschrak, eine derartige Antwort hatte er am wenigsten erwartet. Zugleich aber diente ihm diese als Beweis, wie tief die erfahrene Täuschung in des Colonels Leben einschnitt. Er ahnte, daß eine neue Wandlung sich in dessen Gemütsstimmung vollziehe, er die ihm innewohnende Milde und seine wohlwollenden Gesinnungen mit einem Schlage erstickt habe, um unheilbaren Haß gegen das ganze Menschengeschlecht an deren Stelle treten zu lassen, in seiner Verbitterung zu vergehen und abzusterben wie ein Baum, dem plötzlich Licht und Wärme entrissen wurden. Inniges Mitleid beschlich ihn, und erfüllt von solchem sprach er:

„Sie wollen nicht sagen, daß Ihre Nachforschungen nunmehr ein Ende erreichten?"

„Sie erreichten es," antwortete der Colonel mit derselben eisigen Ruhe.

„Unsinn," meinte der Methodist verstört, „einen guten Freund gibt man so leicht nicht auf; und wie 'ne Art Freund erscheint mir für Sie die Aufgabe, mit deren Lösung Sie die langen Jahre hindurch unermüdlich beschäftigt gewesen sind. Ich wiederhole, einen solchen Freund, und wäre er der Träger vielen Leids, gibt man nicht leicht auf. So nach und nach — hm, ich meine, indem man eine vieljährige Gewohnheit allmählich ablegt — das möchte ich eher gelten lassen."

„Was nennen Sie Gewohnheiten?" fragte der Colonel düster, „am wenigsten können sie aus ernsten Ursachen entspringen, wie solche mir von einem böswilligen Geschick in den Weg geworfen wurden. Aber mit meiner Vergangenheit will ich brechen. Und liegt es nicht in meiner Gewalt, zu vergessen oder gar schwer wiegende Ereignisse ungeschehen zu machen, so

kann ich mich doch unter eine eiserne Notwendigkeit beugen. Die lange gehegten freundlichen Hoffnungen sind vernichtet, dahingesunken unter dem sengenden Hauch von Lug und Trug; vor mir dehnt sich ein schwarzes Aschenfeld aus."

„Sie wollten das aus ihrem Leben streichen, was ihm bisher immerhin einen gewissen Reiz verlieh? Sie wollen nur noch vegetieren ohne eine bestimmte Aufgabe?" fragte Queer ungläubig.

„Ich will das tun, was zu tun Sie mir schon vor Jahren rieten. Geschah es früher, so wäre mir die heutige Erfahrung erspart geblieben."

„Und wenn es dennoch gelänge, die echte Charlotte Hagenberg auszukundschaften?"

„Ich will ihren Namen nicht mehr hören," versetzte der Colonel barsch, „das Haus an der Straße soll verschlossen werden; es mag zermorschen, zerfallen. Solange meine Augen offen stehen, wird es kein Mensch mehr bewohnen. Mit meinen heiligsten Gefühlen ist ein schamloses Spiel getrieben worden, und das ist mehr, als zu ertragen ich imstande bin. Durch nichts mehr will ich an das erinnert werden, was mir bisher als eine versöhnliche Vision vorschwebte."

„Und ich sage Ihnen, dergleichen darf nicht geschehen," versetzte Queer leidenschaftlich; „wenn ich früher mich gegen Ihre Ansichten auflehnte, Ihre Hoffnungen verspottete, so geschah es in dem Glauben, daß sie sich nimmermehr erfüllen würden. Heute denke ich anders. Ich rate sogar, unsere gemeinschaftlichen Anstrengungen zu verdoppeln, ich rate es in der festen Überzeugung, daß unsere Bemühungen von dem besten Erfolg gekrönt werden."

Eine Weile betrachtete der Colonel seinen Freund mit einer eigentümlichen Mischung von bitterem Spotte und herzlichem Wohlwollen; darauf sprach er in kaltem Geschäftstone:

„Um den Erfolg abermals in einen Betrug sich auflösen zu sehen. Nein, ich habe jetzt die Empfindung, von meinen wohlmeinenden Freunden — freilich in der ehrenwertesten Absicht — wie ein krankes Kind behandelt worden zu sein, das seine Vorliebe an ein besonderes Spielzeug hing. Das Spiel-

zeug ist zerbrochen, und nun möchte man ihm ein anderes reichen, um seine Zeit harmlos auszufüllen. Fremde Menschen betrügen mich um des elenden Vorteils willen, meine Freunde hintergehen mich, um meinen Lebensmut aufrecht zu erhalten. Sie erstaunen, und doch liegen die Beweise für die Wahrheit meines Ausspruches nahe. Ich erinnere Sie an Ihre eigenen Worte. Bald waren es blaue Augen, bald braune, die, je nachdem Sie es für angemessen hielten, als Beleg dienten. Abwechselnd stempelten sie die Charlotte Hagenberg zur Gaunerin und zum Engel, je nachdem es Ihnen mit Rücksicht auf meine Stimmung ratsam erschien, bis die Person selber schließlich den Ausschlag gab. Kaum aber entschwand diese meinem Gesichtskreise, so ist eine andere zur Hand, mit der das Spiel von neuem begonnen werden soll, bis auch sie eines Tages sich als Abenteurerin entlarvt. Alles ist gut gemeint; finden meine Freunde indessen nichts Besseres für mich, so muß ich ihre Dienste nach dieser Richtung hin zurückweisen. Selbst Talent und Kunst können mich nicht mehr locken; die geschickteste und liebenswürdigste aller Geigenspielerinnen würde keinen anderen Eindruck auf mich ausüben als den eines gewissenlosen Eindringlings. Sprechen wir daher nicht mehr von solchen Dingen; es würde für mich nur eine Quelle des Mißtrauens gegen meine liebsten und besten Freunde sein."

„Was wissen Sie von einer Geigenspielerin?" fragte Queer befremdet, denn wohlweislich hatte er alles verschwiegen, was er durch den Kapellmeister über Lottchen erfuhr.

„Was Sie mir nicht anvertrauten, wahrscheinlich selbst nicht wußten, ist mir aus weiter Ferne zugetragen worden," antwortete der Colonel fast gehässig, „die Morgenpost brachte mir einen Brief von Roland. Vieles teilte er mir mit, was mich innig erfreute, aber auch einzelnes, das wenig geeignet ist, meine Meinung von der Welt rosig zu färben. Sie mögen den Brief später lesen, für jetzt nur so viel: Er schreibt von Texas aus, von wo er innerhalb weniger Tage nach Santa Fé abzureisen gedachte, um dann noch vor Einbruch des Winters seine endgültige Übersiedelung nach hier zu bewerkstelligen. Er ist seit kurzer Zeit verheiratet, und zwar mit derselben Dame, von

der er sich seit mehr als zehn Jahren durch eine unübersteigliche Schranke getrennt glaubte. Mit seiner Verheiratung gelangte er in den Besitz einer Farm; da er aber sowohl als auch seine Frau sich nach geordneteren Verhältnissen sehnten, so benutzten sie eine günstige Gelegenheit, ihr Eigentum zu verkaufen. Zurzeit sind sie wohl schon in Neu-Mexiko eingetroffen."

„Zum Schluß schreibt er mit einem Anfluge heiterer Laune, daß, wenn ich nicht bereits mit einer Pflegetochter versorgt wäre, er in der Lage sei, mir eine solche zu empfehlen."

„Beschrieb er die Person näher?" fragte Queer mit wachsender Teilnahme.

„Nein; er fügte nur beiläufig hinzu, daß alle von mir gestellten Bedingungen wunderbar auf sie paßten, sie aber nicht nur durch Erscheinung und Wesen, sondern auch durch ihr meisterhaftes Geigenspiel alle Menschen zu bezaubern verstände."

„Nannte er einen Namen?"

„Nein; er hoffte aber, im persönlichen Verkehr mir recht bald über sie erzählen zu können. Die geeignete Persönlichkeit wäre also da. Meine Freunde brauchten daher nur zuzulangen, um den einsamen, bedauernswerten Colonel zum Opfer einer anderen Täuschung zu machen; für eine solche lächerliche Stellung aber muß ich meinen lieben Freunden danken."

„Und Ihre Freunde werden sich bedanken, Ihnen fernerhin in Sachen zu Diensten zu sein, in denen sie einen wenig schmeichelhaften Argwohn zu gewärtigen haben," erwiderte der Methodist gereizt, „lassen wir also die ganze Angelegenheit fallen," und wie um ein Ausrufungszeichen hinter diesen Satz zu stellen, stieß er mit dem Rohr dröhnend vor sich auf den Fußboden. Dann in sorglosem Tone und als hätte das eben geführte Gespräch nur dem Wetter oder dem stellenweise sich bereits herbstlich gelb färbenden Laub gegolten: „Eigentlich bin ich überflüssig hier, allein da es den Anschein gewinnen könnte, als hätte ich mich durch die Offenheit Ihres Mißtrauens verletzt gefühlt, ziehe ich vor, bis zum Spätherbst mir Ihre Gastfreundschaft gefallen zu lassen. Bis dahin wird auch Roland eingetroffen sein, den einmal wiederzusehen ich mich

von ganzem Herzen freue. Vor dem Mittagessen gehe ich in die Stadt. Haben Sie bis dahin Briefe zu besorgen, so bin ich gern erbötig, sie mitzunehmen. Über die Charlotte Hagenberg haben wir indessen das letzte Wort gewechselt," und ohne eine Erwiderung abzuwarten, schritt er aus dem Zimmer.

Der Colonel blickte ihm sinnend nach. Als die Tür sich hinter ihm schloß, wiegte er zweifelnd das Haupt.

„Ein goldenes Herz," sprach er vor sich hin, „wenn er in den Beweisen seiner freundschaftlichen Anhänglichkeit nur nicht zu weit gehen wollte. In die erste Täuschung hätte ich mich gefügt; ich hätte sie als einen Ersatz betrachtet, hätte jeden Zweifel in seinem Entstehen streng zurückgewiesen; aber eine zweite?"

Er begab sich nach dem Schreibtisch hinüber, und einen leeren Briefbogen vor sich hinziehend, entstand unter seiner Feder die Überschrift: „Mein lieber Roland!"

Fast gleichzeitig begann auch Queer in seinem Zimmer einen Brief mit den Worten:

„Mein teurer Roland!"

Wenn aber des Colonels Feder über das Papier hinflog, als wären bei der Schilderung der jüngsten Erlebnisse die Gedanken mit erstickender Wucht auf ihn eingestürmt, als hätte er um jeden Preis die Reise seines Berichtes beschleunigen und Roland verhindern wollen, ihm für die entlaufene Betsy Murner einen Ersatz zuzuführen, so schrieb der alte Queer mit um so größerem Bedacht. Kein Wort zu viel, keins zu wenig. Ein Notabene und Postskriptum folgte dem anderen. Man hätte glauben mögen, daß er, seines Predigeramtes sich entsinnend, zwischen zwei Sätze je einen Psalterspruch einschaltete.

„Und so vermute ich," hieß es da auf der dritten Seite, „daß der Colonel Sie bittet, ihn mit allen weiteren Mitteilungen über Ihren Findling zu verschonen. Der Teufel ist nämlich in ihn gefahren, daß er überall Betrug wittert; und zum Erstaunen ist's nicht nach den jüngsten Ereignissen.

„Der Name Charlotte Hagenberg darf in seinem Hause nicht mehr ausgesprochen werden. Anscheinend hat das Auftauchen eines gewissen Kapellmeisters Sebastian Winsel das elende Kartengebäude über den Haufen gestürzt. Nebenbei ein

Schurke vom reinsten Wasser. Er kam indessen wie gerufen. Mir gelang es leicht genug, ihn bis aufs Blut auszuhorchen. Ich bezweifle kaum noch, daß seine ungetreue Geigenspielerin die echte Charlotte Hagenberg ist, der vermutlich ihr Taufschein gestohlen wurde, der dann den Betrügern als Mittel zum Zweck diente. Nun fragt es sich, sind Ihre Geigenspielerin und die des Kapellmeisters ein und dieselbe Person? Befinden sich in der Gesellschaft der Ihrigen ein buckliger Geigenspieler und ein alter Trompeter, so ist Irrtum undenkbar, und Sie mögen Ihren Schützling ruhig hierher bringen. Beim alten Colonel dürfen wir freilich nicht mit der Tür ins Haus fallen, oder wir verderben alles. Zunächst muß festgestellt werden, ob Ihr Findling dasselbe Kind ist, das ich einst auf den Armen hielt — ich meine damals, als ich den beiden Sodomitern mit einem Schuß das Gehirn ausblies — blaue Augen, blondes Haar sind Hauptbedingung. Lottchen Hagenberg muß sie heißen und nach des schurkischen Kapellmeisters Behauptung die Geige spielen, als ob sie mit dem Fiedelbogen in der Hand zur Welt gekommen wäre.

„Stimmt dies alles, so halten Sie's dennoch — wenigstens die Hauptsache — vor ihr geheim. Ich will sie nämlich vorher sehen und prüfen. Erscheint sie mir ungeeignet, eine heilsame Wirkung auf den Colonel auszuüben, so ist's nicht rätlich, und wäre sie so echt wie ein frisch geprägter Silberdollar, irgendwelche Versuche mit ihr anzustellen. (NB. früher war das Silber der mexikanischen Dollars reiner als das der unsrigen). Wir geben ihr dann eine angemessene Entschädigungssumme und erklären, wir hätten uns geirrt.

„Wie geht's mit dem Viehhandel zwischen dem Missouri und Neu-Mexiko? Bin leider schon zu alt, sonst möchte ich wohl mal eine Hand drin versuchen. Mündlich mehr darüber, denn ich will froh sein, wenn dieser Brief eintrifft, bevor Sie abgereist sind."

„Postscriptum. Bei Viehhandel fällt mir der Kapellmeister ein; einer der schäbigsten Gauner, die je verdienten, gehangen zu werden. Er hatte nicht übel Lust, eine Anzahl vollwichtiger Dollars aus mir herauszupressen, allein ich war ihm zu scharf.

„Notabene. Also verheiratet sind Sie. Gott gebe seinen Segen dazu und eine reiche Nachkommenschaft! Ich verstehe mich nämlich auf dergleichen. Ich sagte schon immer, wenn von Ihrer Einsamkeit die Rede war: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, sprach der Herr, da schuf er dem Adam seine Eva.

„Postscriptum. Also ein Buckliger und ein Trompeter!!! Bei Gott, ich wollt's dem Colonel — nebenbei der edelste, achtungswerteste Mann, den ich je kennen lernte — gönnen, daß er endlich durch Ihren Findling von seinen Schrullen kuriert würde. Also auf baldiges fröhliches Wiedersehen! Ihr Spencer Queer.

„Notabene: Mit dem Tabaksbau ist's wohl nichts in Neu-Mexiko? Mit Baumwolle möcht's eher gehen. Schade, daß man alt wird. Ich hätte noch viel zu sagen, allein der Brief muß fort, wenn er Sie noch treffen soll!

„Also: Blaue Augen, blondes Haar, Geigenspiel!!! Charlotte Hagenberg, ein Buckliger und ein Trompeter!!!"

So schrieb der vorsichtige alte Herr, und als die Mittagsstunde sich näherte, da begab er sich in die Stadt, um seinen Brief und einen des Colonels sicher zur Post zu befördern. Beide trugen dieselbe Aufschrift: An Herrn Roland in Santa Fé, Neu-Mexiko.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Und wieder auf der Hazienda.

Wochen folgten auf Wochen. Die Saaten waren gereift; in Schuppen und Ställen lagen goldige Maiskolben aufgespeichert und die für den Winter bestimmten Futtervorräte.

Aber im Innern des Wohnhauses der Hazienda, namentlich auf dem schattigen Hofe mit seinen dichten Ziersträuchern und Blattplanzen und dem frisches Wasser bergenden Bassin, war es, als ob das Sonnenlicht sich gewaltsam einen Weg

durch die dicken Lehmmauern hindurch gebahnt habe, um junge und alte Herzen zu erwärmen; neues Jugendleben zu entzünden, wo Jahre und bitteres Herzeleid das Alter beschleunigten; in jugendlichen Seelen zart glimmendes Feuer zu schüren; zur lieblichen Blüte zu treiben, was so lange in Scheintod versenkt schlummerte.

Helena fand sich schnell genug in die neuen Verhältnisse. Doch was hätten die Lehren und Unterweisungen einer unermüdlich sorgenden Mutter bewirkt ohne den treuen Beistand des nicht minder unermüdlichen Lottchens? Wie hätte Helena in Sprache, Sitte und Bewegung sich zu bilden vermocht ohne das Beispiel der lieblichen Altersgenossin?

Wenn der sich mannhaft fühlende Jüngling störrisch an alles hängt, was ihm lange vorher als unerläßlich für seine Stellung und Würde vorschwebte; wenn er verachtet, was nicht seine Anschauungen teilt, ihn wohl gar über Irriges aufzuklären sucht, so strebt das jungfräuliche Gemüt mit unbegreiflichem Scharfsinn, sich dem unterzuordnen, sich das anzueignen, was an anderen seines Geschlechtes dem schüchternen Auge schmeichelt.

So Helena. Im steten Verkehr mit Lottchen gewann sie schnell, und doch von ihr selbst unbemerkt, das Bewußtsein des Natürlichen ihrer veränderten Lage, aber auch der neuen Pflichten. Damit gingen Hand in Hand ein eigentümliches dumpfes Gefühl der Scham, sich so lange zu den wilden braunen Menschen gerechnet zu haben, das Verlangen, alles von sich auszuscheiden, alles zu vermeiden, was nur immer an ihre Vergangenheit erinnert. Niemand beeinflußte sie in diesem instinktartigen Trachten; mit Vorbedacht unterließ jeder, unaufgefordert sie zu belehren oder durch gespendetes Lob eine gewisse ängstliche Überwachung zu verraten. Was aber das Mutterherz bei dem ersten leisen Anzeichen erriet, nämlich daß Helena, sobald man die sich in ihr vollziehende Wandlung laut anerkannte, scheu zurückbebte, wie eine im Schatten erschlossene Blüte, wenn sie zu plötzlich dem Sonnenlicht ausgesetzt wird, das bedurfte bei Lottchen kaum der Andeutung, um mit dem vollen Verständnis eines zart besaiteten dankbaren Gemütes ihre

Aufgabe sofort zu erfassen und sich ihr mit ganzer Seele hinzugeben.

Und so entwickelte Helena sich überraschend schnell. Nur wenn Gonzales besuchsweise auf der Hazienda eintraf und rückhaltlos sein Erstaunen offenbarte, leuchete es in ihrem holden Antlitz wie Stolz und Entzücken auf. Mit dem Wesen eines glücklichen Kindes eilte sie ihm entgegen, legte sie seine Hand auf ihre blühende Wange. Dabei sah sie zu ihm auf mit so viel herzlicher Zuneigung und Dankbarkeit, so frei von jeder Befangenheit oder erzwungener Zurückhaltung, daß Gonzales oft meinte, sie in seine Arme schließen, einen Kuß der Bewunderung auf die einen spanischen Gruß stammelnden rosigen Lippen, auf jedes ihrer geheimnisvoll glühenden Augen pressen zu müssen.

Und von ihm duldete sie auch unbeirrt, daß er sie betrachtete, wie man sich wohl in das Anschauen eines Meisterwerkes der Kunst versenkt, daß er ihre anmutige Haltung in der neuen Kleidertracht pries, ihre Gelehrigkeit und Fortschritte auf den Pfaden der Gesittung lobte. Erst als sie entdeckte, daß Lottchen ihn, wenn auch nicht minder freundlich, wohl aber ruhiger und gemessener begrüßte, flammte es in ihrem Antlitz wie der Abglanz einer Ahnung empor, ein Fehl begangen zu haben. Was sie aber einmal der schwesterlichen Freundin ablauschte, ging ihrem Gedächtnis nicht mehr verloren. Und so senkte es sich, indem Gonzales seine Besuche wiederholte, leise, wie ein Schleier der Entfremdung, zwischen ihn und das zu neuem Leben erwachende holde Kind. Ihr Antlitz, ihr Blick, ihr sonst so frohes Lachen, alles erhielt allmählich einen träumerischen Charakter. Es verriet sich, daß in demselben Maße, in dem die Erfolge des redlichen, von jugendfrischem Eifer getragenen Strebens und Ringens nach einem Ausgleich der von einem grausamen Geschick an ihr begangenen Ungerechtigkeit augenfälliger wurden, die vor ihr liegende Aufgabe in ihren Augen zu einer unermeßlichen Größe anwuchs. Sie glich dem Wanderer, der nach Überwindung eines zugänglichen Bergabhanges plötzlich seinen Weg durch eine sich schroff und drohend erhebende Felswand abgesperrt sieht. In ihrem Herzen regte

es sich, als ob sie zu schwach wäre, es jemals der schwesterlich gesinnten Gefährtin gleichzutun. Solchen Empfindungen aber entkeimte ein Gefühl des Mißtrauens gegen sich selbst, der Besorgnis, in ihrem Trachten den Blick zu beleidigen, das Urteil über ihren treuen Willen zu beeinträchtigen, wohl gar den Spott herauszufordern. Und je mehr sie zu Vergleichen hinneigte, bei denen sie stets zu ihren eigenen Ungunsten entschied, je schärfer in ihren Betrachtungen die Schranke sich auszeichnete, die holde Gesittung von der nur durch eine wilde Natur belehrten Fessellosigkeit trennte, um so verständlicher offenbarten sich in ihren großen Augen wachsende Schüchternheit und Anlage zur Schwermut. Sie ahnte nicht, daß von derselben wilden Natur ihr ein Geschenk zuerkannt worden war, wie ein solches nur wenigen ihres Geschlechts zuteil wurde, wie es durch keine Lehren, durch keine Erziehung ersetzt werden konnte: Die Anmut, die sich leicht in jedes Gewand fügt, in jedem Kreise, in jeder Umgebung freundlich berühren muß. Sie ahnte nicht, daß in ihrem eigentümlichen leisen Lachen sie das Murmeln und Sprudeln lustig einhertanzender Quellen wiedergab; daß ihre Augen den milden Glanz und das geheimnisvolle Funkeln der Sterne des frei über ihr wölbenden nächtlichen Himmels in sich aufgenommen hatten; daß ihr tiefes Organ, ausgebildet in einer an Gaumenlauten reichen Sprache und im gedämpften Plaudern mit munteren Altersgenossinnen, bei der Wiedergabe der spanischen Worte einen wunderbar weichen, melodischen, sich an das Ohr gleichsam kosend anschmiegenden Klang erhielt. Dies alles ahnte sie nicht; noch weniger, daß solche Eigenschaften, ein Bild vervollständigten, dessen Zauber als ein unwiderstehlicher bezeichnet zu werden verdiente.

Wohl vergaß sie, wenn die Señora sie zärtlich an sich zog, was ihr schüchtern pochendes Herz beängstigte; wohl gelangte im innigen Verkehr mit Lottchen die angeborene sorglose Heiterkeit zum vollen Durchbruch, jedoch um immer wieder scheu zurückzubeben, sobald Gonzales in ihren Gesichtskreis trat und sie in seiner männlich offenen Weise treuherzig anredete. Wie eine zarte Blüte schauerte sie unter seinem Glutblick innerlich zusammen; und wenn das regsame warme Blut

ihre frischen vollen Wangen zu sprengen drohte, so litt sie doch zugleich unter einer erkältenden Empfindung, die sie in ihrer einfachen Weise für den sich heimlich in ihr armes Herz einschleichenden Tod hielt. Neue Scham bemächtigte sich ihrer, indem sie der Zeiten der ersten Bekanntschaft mit Gonzales gedachte, sich alle ihr damals so glücklich erscheinenden Szenen vergegenwärtigte, in denen sie, ein gedankenloses, sich keiner Seltsamkeiten bewußtes Kind, ihn zutraulich umtändelte.

Doch was Lottchen nicht entdeckte, was Gonzales in seiner ungestümen Hinneigung zu Helena nicht zu deuten vermochte: dem ewig wachsamen Mutterauge konnte es nicht verborgen bleiben. Zugleich aber keimten in dem Mutterherzen Hoffnungen, durch deren Erfüllung sie die Tochter endlich zurückzugewinnen erwartete. Deshalb wehrte sie Gonzales nicht, als er seine Besuche häufiger wiederholte, und übersah sie anscheinend, wenn Helena sich vor ihm wie eine vom Falken verfolgte Taube flüchtete. Sie wollte prüfen, ob ihr Kind auf jenen einen anderen Eindruck ausübe, als der sinnberauschende Anblick eines blendend schönen Bildes, prüfen, ob Helenas ihr selbst noch rätselhafte Regungen stark genug seien, sie ohne zu ermüden von Stufe zu Stufe so hoch zu erheben, bis sie endlich, frei von jenem krankhaften Gefühl des eigenen Unwertes, keinen forschenden Blick mehr scheute. —

Woche auf Woche waren verronnen, und auch diejenige, in der Roland und Eugenie in Begleitung der kleinen Lucie in Santa Fé eintrafen, um ihre Übersiedlung nach den östlichen Staaten zu beschleunigen. Von Valentin Tatzkow und seinem Freunde Archibald Fleder hatte man in neuerer Zeit nichts mehr gehört. Wohl hatte Saavedra Nachforschungen nach ihnen angestellt; da aber die entdeckten Spuren stets dahin führten, wo sie längst wieder verschwunden waren, es sogar den Eindruck erzeugte, als ob sie sich verborgen zu halten wünschten, so ließ man sie gewähren. Man setzte voraus, daß sie, von Rancho zu Rancho, von Ort zu Ort ziehend, die Provinz Neu-Mexiko durchwanderten und bei ihrem sorglosen Vagabundenleben sich verhältnismäßig glücklich fühlten. Kam der Winter und suchten sie dann Zuflucht in einer größeren Stadt, so hoffte man, sie

einzufangen oder ihnen wenigstens in schonender Weise Unterstützungen zufließen lassen zu können. — —

Das war ein schöner Spätsommertag gewesen! Sonnenschein den lieben langen Tag, heiterer Sonnenschein vom frühen Morgen an, ohne drückende Hitze. Und jetzt, da der Abend nahte, hatte die Sonne ein Gesicht aufgesetzt, als ob sie nach wer weiß welcher Riesenarbeit einige Stunden der Rast herbeisehne.

Vollständig die Augen schließen durfte sie ja nicht, bevor sie jenseits der gewaltigen Bergjoche der Rocky Mountains in ihr Bett hinabgestiegen war; aber die Strahlen hatte sie zum Teil träge eingezogen und ihr Antlitz rot gefärbt, dadurch den Eindruck schrecklicher Abgespanntheit noch verschärfend. Daher kam es auch, daß, wohin sie blicken mochte, grell rote Reflexe aufleuchteten: auf den ihr zugekehrten Mauerflächen wie auf den Äpfeln an den Bäumen, auf den Rasenflächen wie auf den Bergabhängen, auf den vollen Seiten nur noch mechanisch grasender Pferde und Rinder, auf den glitzernden Fensterscheiben wie auf den Futterschobern, der knallroten Pfefferschotengirlanden nicht zu gedenken, denn die glühten wie leibhaftiges Feuer. Doch auch die Menschen schmückte sie mit einem wärmeren Lebenshauch, namentlich Helena und Lottchen, die gerade des letzten lieben Sonnenscheins halber auf der Bank vor der Tür Platz genommen hatten und durch das offene Fenster von der Señora unbemerkt überwacht wurden.

Gonzales war wieder einmal dagewesen und hatte vor etwa einer Stunde sein Pferd zur Heimkehr bestiegen. Wie gewöhnlich noch eine Weile nach seinem Scheiden, war Helena auch heute wortkarg. Ein süßes Lächeln ruhte zwar auf ihrem Antlitz, doch verbarg sich dahinter ein eigentümlicher träumerischer Ernst. Es rief den Eindruck hervor, als habe sie sich fortgesehnt, weit fort in die Prairie, hinaus zu ihren braunen Spielgefährten, in deren Mitte ihr Herz stets so leicht geschlagen hatte, weit hinaus, wo es keinen Menschen gab, den sie fürchtete, niemand, bei dessen Anblick sie ihren Atem stocken fühlte, niemand, vor dem sie die Augen beschämt niederzuschlagen brauchte, nichts, wodurch ihr irgendwelcher Zwang auferlegt

wurde, sie, unbekümmert um das Urteil anderer, sich so frei bewegte, wie ein junger Mustang, dem es gleichgültig ist, ob sein langes Stirnhaar ihm die klugen Augen verschleiert, ob seine Mähnen nach dieser oder nach jener Seite hinüberflattern, wenn er in wildem Lauf über die grünen Fluren einherstürmt.

Um ihr heiter zusprechen zu können, sie mit Worten aufzumuntern, wie Lottchen so gern getan hätte, fehlte Helena noch die ausreichende Sprachkenntnis: Aber ein anderes Mittel besaß Lottchen, sich ihr verständlich zu machen, und das nutzte sie aus nach Herzenslust, daß die Vögel auf den Bäumen, die bereits an ihr Nachtquartier dachten, noch länger hätten im Freien weilen mögen, die auf dem Wege zur Schlafstelle befindlichen Hühner dagegen sich anscheinend beeilten, um sich in einen behaglichen Schlummer spielen zu lassen.

Ja, Lottchen hatte wieder zur Geige gegriffen, und alles, was sie der schüchternen Gefährtin hätte zuraunen mögen, das kleidete sie in Töne so hell und rein, wie die eigene Seele, so hell und rein, wie das Herz, das neben ihr ängstlich pochte. In Helena aber regten sich die ursprünglichen Neigungen, die lieblichen Klänge trafen schmeichelnd ihr Ohr, das durch den wüsten Trommelschlag und das unmelodische Heulen wilder Krieger nicht hatte abgestumpft werden können. Doch wenn Lottchen in dieser Weise belehrend zu Helena zu sprechen trachtete, so schlich sich auch manches in ihre süßen Melodien ein, was, unbestimmten Ahnungen ähnlich, ihr eigenes Herz durchzitterte, wofür sie indessen keine Worte kannte und was dennoch in dem Gemüte der schwesterlichen Gefährtin einen geheimnisvollen Nachhall fand.

Gleichsam atemlos, die Blicke abwechselnd auf die regsamen Finger, auf den sich seltsam wiegenden Bogen und dann wieder auf das sinnend geneigte schöne Profil geheftet, lauschte Helena. Andacht thronte auf ihren erregten Zügen, die im Ausdruck lebhaft wechselten, wie die Melodien, die sie in sich aufnahm. Bald durchströmte es sie wie heller Jubel, bald wie tiefe Wehmut. Vor ihren geistigen Blicken öffneten sich unendliche Fernen, die ein ihr noch formlos vorschwebendes Ziel verhüllten, und dann glaubte sie wieder, ähnlich einem

nach heiterem Farbenspiel haschenden Kinde die Hände auf alles legen zu können, was in ihrer reizbaren Phantasie durcheinander wogte. Sie fühlte sich getragen durch unbegrenzte Räume, sah hinunter auf grüne Fluren, auf Berg und Tal, auf Wälder, Ströme, Bäche und Quellen. Sie fühlte sich eingeengt in stille schattige Räume, um gleich darauf wieder die Mauern ringsum sich öffnen und ihnen mit jubelndem Gruß ihr alle entgegeneilen zu sehen, an die sie sich bereits fest gekettet fühlte. Und dann wieder — was war es, das ihr Haupt sich neigen machte, ihren Augen die Sehkraft raubte? Was war es, das ihre Brust seltsam erweiterte und zugleich ein wunderbares Gefühl des Wohlbehagens, einer innigen Freude in ihr wachrief, daß sie in einem Atem hätte lachen und bitterlich weinen mögen? Sie selbst fragte sich nicht, und woher hätte sie die erste Anregung zu solchen Betrachtungen nehmen sollen? — aber Lottchens Empfindungen, Lottchens dumpfes Sehnen, ihre Freude, ihr Weh — alles, alles wurde zu dem ihrigen, wurde hinübergewebt durch die Macht der Musik, die in ihrem Gemüt noch ein jungfräuliches und daher um so empfänglicheres Feld für ihre Wirkung fand.

Lottchen spielte fort und fort. Von glücklicher Kindheit erzählte sie, von frohem Lernen und unermüdlichem Ausbilden ihres Talentes. Doch auch von herber Trauer um Verlorenes, von der Sorge einer ratlosen Waise, von erleichtertem Aufatmen, dem wieder Angst und Not folgten. Und was waren alle Verfolgungen, denen sie ausgesetzt gewesen war, im Vergleich mit der Furcht, die gerade derjenige einflößte, von dem sie nur Liebes und Gutes erfahren hatte. Und wie fürchtete sie ihn! Die Erinnerung an ihn erschien ihr wie ein Abgrund, ohne daß sie imstande gewesen wäre, sie von sich auszuscheiden. Sie schilderte, wie schmerzlich es ihr gewesen war, seinen Beistand zurückzuweisen, durch heimliche Flucht zu offenbaren, daß sie ihm nie wieder zu begegnen wünsche, und doch konnte sie nicht anders. Sie schilderte ihre Unruhe, ihn auf ihren Spuren zu wissen, und bebte bei dem Gedanken, ihn plötzlich vor sich hintreten zu sehen. Trotzdem wünschte sie ihm alles Gute, auch daß er ihrer zuweilen freundlich gedenken möge, freundlich, wie

einer ihm in Dankbarkeit Ergebenen. Und als sie dann gewahrte, wie bei den hauchähnlichen Tönen, die eine Welt unverstandenen Wehs in sich bargen, schwere Tränen über Helenas Wangen rollten, da ging sie schnell zu einem Jubelliede über, zu einem Liede, in dem sie die Freude der Mutter über ihr wiedergefundenes Kind ausmalte, den glücklichen Frieden des Kindes, das sich auf dem Schoße der Mutter gegen alle Gefahren geschützt weiß, sich sorglos einnestel in die zärtlich umschlingenden Arme, halb im Traume noch dem viele hundertmal gehörten Wiegenlied lauscht mit allen den goldenen Versprechen und dem zugesagten Schutz gegen Wölfe und hinterlistige Gnomen.

„Schlaf in süßer Ruh",

schloß sie ihr Lied.

„Schlaf in süßer Ruh",

wiederholte sie noch einmal unendlich sanft, als habe sie wirklich neben der Wiege eines entschlummernden Kindes gesessen. Leitete sie doch in der Wahl ihrer Melodien ein heiliger Instinkt, entsprungen aus dem dumpfen Gefühl, in dem noch ungeschulten Gemüt, nach der Wiedergeburt zu einem neuen Leben in neuer Sphäre, den Regungen eines zum Bewußtsein gelangenden Kindes zu begegnen.

Als Lottchen ihr Spiel schloß und sich Helena zukehrte, seufzte diese tief auf. Begeisterung leuchtete aus ihren Augen; Freude und Dankbarkeit offenbarten sich aus ihrem Lächeln. Behutsam berührte sie die Geige mit den Fingerspitzen, ebenso den Bogen. Dann hob sie Lottchens Hand schmeichelnd an ihre Wange, Lottchen küßte sie auf den Mund, und süße Namen legte sie ihr bei, daß der Señora, die hinter ihnen stand, Tränen der Rührung in die Augen drangen.

„Beide meine Töchter," sprach sie wie unbewußt vor sich hin.

„Mia madre!" rief Helena mit ihrem geheimnisvoll klingenden tiefen Organ aus, und lachenden Antlitzes sich erhebend, zog sie Lottchen mit sich fort der Türe zu. Dort trat ihnen die Señora entgegen.

„Ein großer Zauber ist darin verborgen," hob Helena alsbald an, und sie wies auf die Geige, „ein schöner, großer Zauber."

„Ein großer guter Zauber, wenn ihn jemand hervorzulocken versteht," erwiderte die Señora liebevoll.

„Der Zauber macht das Herz schwer," fuhr Helena triumphierend fort, obwohl mühsam in ihrem noch geringen Wortschatz suchend und gewohnheitsmäßig durch Handbewegungen ihre Mitteilungen verdeutlichend, „er macht das Herz leicht, wie das eines lustigen Schwarzvogels. Ein großer Zauber! Er ruft Tränen in die Augen, er zwingt die Lippen zu lachen. Ein großer, großer Zauber!"

Die Señora wollte das Gespräch fortsetzen, als sie eines Reiters ansichtig wurde, der sein Pferd eben nach dem Hofe hinauflenkte.

„Roland," rief sie freudig überrascht aus, und: „Roland," wiederholten die beiden Mädchen mit unverkennbarer Freude, als dieser sich vor der Tür aus dem Sattel schwang und einem herbeieilenden Diener die Zügel zuwarf.

„Kein anderer, als Roland selber," bestätigte er heiter, die ihm entgegengereichten Hände der Reihe nach herzlich drückend, „Roland mit den besten Grüßen von seiner Frau und seinem Adoptivtöchterchen —"

„Die wir nicht minder gern willkommen geheißen hätten," versetzte die Señora, indem sie mit ihrem Gast den Mädchen voraus dem Empfangszimmer zuschritt.

„Wer wüßte das besser, als ich," antwortete Roland, „allein dieses Mal durften sie sich nicht an der Reise beteiligen. Zunächst war keine Zeit zu verlieren, und dann —" er warf einen bezeichnenden Blick auf Lottchen und Helena, die zurückgeblieben waren — „und dann wünschte ich, Sie im Vertrauen zu sprechen — nein, nein, nichts, was Sie oder einen aus Ihrem Kreise beunruhigen könnte," fügte er hinzu, als er gewahrte, daß die Señora verstört zu ihm auffsah, „ich erhielt Briefe von meinen Freunden am Mississippi und möchte deren Inhalt mit Ihnen beraten —"

„Betreffs meines Sohnes?" fragte die Señora ängstlich.

„Seines Namens wird nicht einmal erwähnt; er ist also noch nicht in Memphis eingetroffen, sondern setzt wohlgemut seine Irrfahrten fort."

Die Señora gab Lottchen einen Wink, worauf diese sich mit Helena nach einem anderen Teile des Hauses hinüberbegab, und Roland zum Sitzen einladend, hob sie ungesäumt an:

„Ich beunruhige mich dennoch; Ihre Worte bergen ein Geheimnis. Sagen Sie mir alles. Ich muß es wissen, soll Besorgnis mich nicht verzehren."

Roland zog die zwei am vorhergehenden Tag empfangenen Briefe hervor.

„Sie entsinnen sich meiner früheren Mitteilungen über den Colonel Kirkwall?" fragte er darauf.

„Er bot alles auf, die Familie eines gefallenen Soldaten auszukundschaften, und sein unermüdliches Forschen wurde von Erfolg gekrönt," antwortete die Señora.

„Aber von einem Erfolg," fuhr Roland fort, indem er auf die beiden Briefe wies, „der sich zu meinem peinlichen Erstaunen als trügerisch herausstellte. Der Colonel ist nämlich in der schamlosesten Weise hintergangen worden. Der Eindruck dieses Ereignisses auf ihn ist, nach seinem Schreiben und dem eines gewissen Queer zu schließen, ein geradezu niederschmetternder gewesen. Wie er früher alles daran setzte, eine Spur der verschollenen Familie zu entdecken, so ist ihm jetzt jede Mahnung daran widerwärtig. Nach Queers Ansichten steht zu befürchten, daß sein Hang zur Einsamkeit in Menschenhaß ausartet, womit einer der edelsten und wohlwollendsten Männer einem bejammernswerten Lebensabend entgegenginge."

„Gibt es denn gar kein Mittel, solch traurigem Lose vorzubeugen?"

„Nur ein einziges und zwar ein unfehlbares. Es besteht darin, daß man ihm die wirkliche Tochter jenes Soldaten zuführt, zugleich aber Beweise beibringt, stark genug, sein plötzlich erwachtes starres Mißtrauen gegen die Menschen, sogar gegen seine aufrichtigsten Freunde zu besiegen."

„Was soviele lange Jahre vergeblich gesucht wurde, wie könnte das jetzt noch gefunden werden?"

„Es ist bereits entdeckt und wäre längst entdeckt worden, hätte nicht aus rätselhaften Gründen eine Namensänderung stattgefunden. Ich selber war der jungen Person so nahe,

kannte des Colonels Wünsche so genau, war sogar deren Träger, daß ich nur meine Hand auszustrecken brauchte, um ihm die Gesuchte zuzuführen."

Wie von trüben Ahnungen beschlichen, sah die Señora in Rolands Antlitz, und zögernd bemerkte sie:

„Dies alles kommt jetzt erst zutage?"

„Weil man durch die falsche Person die Lücke ausgefüllt wähnte. Anders gestaltet sich alles, seitdem der Betrug aufgedeckt wurde und daher die Verhältnisse ihren alten Charakter zurückerhielten. Über das Mädchen, auf das ich mich beziehe, walten indessen keine Zweifel mehr. Zu einer ernsten Prüfung sind wir allerdings gezwungen, um den Argwohn des Colonels zu brechen."

„Wo weilt sie?" fragte die Señora gespannt.

„Hier in Neu-Mexiko —"

„Lottchen," fiel die Señora erbleichend ein.

„Lottchen Hagenberg," bestätigte Roland, „dieselbe talentvolle Geigenspielerin, mit der ich im vorigen Jahr über den Ozean kam —"

„Ich lasse sie nicht von mir," unterbrach die Señora ihn ungestüm, „sie gehört mir — die Bande, die sich zwischen ihr und mir gewebt haben, sie können nicht zerrissen werden. Sie gehört zu mir, ich betrachte sie als meine Tochter, als die Schwester meiner Helena aus mehr als einer Ursache. Das Wohl Helenas und Douglas — ich räume es offen ein — ruht in ihren Händen. Sie ist der freundliche Engel, der meiner eigenen Tochter zur Seite steht, gewissermaßen zwischen mir und dem teuren Kinde vermittelt; sie ist es, die die in Helenas Brust schlummernden Keime zur Entwickelung treibt, deren gesunden frischen Geist jener traurigen Umnachtung entwindet, in die er während der langjährigen Prüfungszeit unter wilden Menschen versinken mußte. Nein, Herr Roland, meine Anrechte an Lottchen sind so heilig, daß sie mir von niemand abgestritten oder verkümmert werden dürfen."

Ruhig und ohne einen Versuch der Unterbrechung ließ Roland die Señora zu Ende sprechen. Dann reichte er ihr die Hand, und sie mit seinen ernsten Augen fest anschauend, hob er an:

„Anderes erwartete ich nicht zu hören, und wenn jemand Ihre Anhänglichkeit verdient, so ists Lottchen. Ja, Sie haben ein heiliges Anrecht an sie, ein Anrecht, das auch niemand zu verkümmern trachtet. Allein fragen Sie Ihr eigenes Mutterherz, ob es gerecht sei, wenn auch aus zärtlicher Liebe zu verhindern, daß ein Kind die letzten Grüße und Segnungen eines verstorbenen Vaters in Empfang nehme, außerdem aber eine Erbschaft antrete, ihr für alle Zeiten ein sorgenfreies Leben zu sichern."

„Sie braucht keine Erbschaft," erwiderte die Señora leidenschaftlich, „ich vermag ihre Zukunft ebenso sicher zu stellen, wie der Colonel Kirkwall, und weiter noch reichen meine Hoffnungen, noch viel, viel weiter. Ist der Colonel so wohlwollend und gütig, wie Sie ihn schildern, so wird er einwilligen, jene Grüße meinem Lottchen selber zuzutragen, anstatt sie zu einer langen beschwerlichen Reise zu zwingen. Nein, Herr Roland, Lottchen verläßt mein Haus nicht. Und versprächen Sie mir deren Wiederkehr, so darf ich mich der Gefahr nicht aussetzen, daß irgend ein unvorhergesehener Umstand zwischen sie und mich, und mehr noch: zwischen sie und meinem Kinde tritt, wodurch eine Trennung fürs ganze Leben herbeigeführt werden könnte."

„Früher hätte der Colonel sich gewiß zu einer Reise entschlossen," erklärte Roland eindringlich, „allein seit jener unerhörten Täuschung ist das nicht mehr zu erwarten. Um das Mißtrauen, das ihn unzugänglich für alles macht, zu verscheuchen, ist sogar notwendig, daß er Lottchen kennen lernt, bevor er den eigentlichen Zweck erfährt, zu dem sie die Schwelle seines Hauses überschreitet, oder wir erleben, daß er sich weigert, sie überhaupt zu sehen —"

„Warum dann nicht die ganze Sache auf sich beruhen lassen?" fragte die Señora klagend, „lernt er sie nicht kennen, wird er sie auch nicht vermissen."

„Um ihm unheilbaren, finsterem Trübsinn anheimzugeben?" fragte Roland vorwurfsvoll, „nein, Señora, Ihr Vorschlag ist nicht ernst gemeint, er wurde geboren von jener innigen Anhänglichkeit, die nicht nach Ursache und Wirkung forscht.

Mit Rücksicht auf Lottchens Seelenfrieden — und der Sachverhalt würde ihr nicht verborgen bleiben — wie in Rücksicht auf des Colonels Gemütsstimmung, müssen Sie sich in die schmerzliche Notwendigkeit einer Trennung, wenn auch nur bis zum nächsten Frühling fügen. Und Helena, nachdem sie bereits den ersten Schritt auf dem Wege höherer Gesittung getan hat, wird sich, sobald Lottchen von ihr genommen worden ist, nur um so inniger an ihre Mutter anschließen, den jetzt noch geteilten Einfluß ihr allein einräumen. Doch lesen Sie die Briefe, zunächst den von dem Colonel. Lesen Sie mit Aufmerksamkeit, und wie auch ihr Urteil lauten möge, ich verspreche, es soll maßgebend sein."

Zögernd, wie die Wirkung der angekündigten Mitteilungen fürchtend, nahm die Señora die ihr offen dargereichten Briefe und zögernd versenkte sie sich in deren Inhalt. Roland beobachtete sie aufmerksam. Er sah, wie schwer es ihr wurde, sich mit dem Gedanken an die Trennung von ihrem Schützling vertraut zu machen, und doch gab es keinen anderen Ausweg. Wohl begriff er, daß es bis zu einer endgültigen Entscheidung noch Kämpfe koste, daß Lottchen selber nur mit Widerstreben in eine Trennung willigen, es des ganzen Einflusses Eugeniens bedürfen würde, um ihren Widerstand zu besiegen; allein er mußte mit seinem Willen durchdringen, sollten die Pläne, die ihm schon klar und deutlich vorschwebten, einer glücklichen Erfüllung entgegengehen.

Nachdem die Señora die Briefe gelesen hatte, gab sie sie schweigend an Roland zurück. Ihre Augen blickten unendlich traurig; erst als Roland sie um ihr Urteil befragte, hob sie klagend an:

„Das ist freilich eine eiserne Notwendigkeit; die freundlichen Hoffnungen aber, die ich bisher glaubte hegen zu dürfen, sind schwer erschüttert worden. Begreife ich indessen den Zwang, meine eigenen Wünsche in den Hintergrund treten zu lassen, so wird mir wenigstens nicht zugemutet werden, das treue Kind über die nächste Zukunft zu unterrichten, sie wohl gar zu überreden, von mir zu scheiden. Und Helena, wie wird sie die böse Kunde aufnehmen?"

„Sie wird sie hinnehmen, wie eine Tochter, die in ihrer Mutter den treuesten Rückhalt besitzt," antwortete Roland feierlich, „Lottchen hingegen auf den neuen Wechsel vorzubereiten — nein, das soll Ihnen erspart bleiben, solange meine Frau noch ein tröstliches Wort mit einem herzlichen Blick zu einen weiß."

„Dann — ja, wenn sie als Vermittlerin auftritt, schwindet meine letzte Hoffnung," versetzte die Señora ernst.

„Aber nicht die Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen," fuhr Roland fort, „oder wähnen Sie, mit meiner Übersiedlung nach dem Osten betrachte ich die Beziehungen als abgebrochen, die mich an so viele treue Menschen fesseln?"

„Ihre Übersiedlung ist fest beschlossen?"

„Ich habe nicht mehr an mich allein zu denken, ich muß berücksichtigen, daß nicht jeder sich so leicht in fremde Landesverhältnisse fügt, wie einst ich selbst als junger unabhängiger Abenteurer."

„Wann treten Sie Ihre Reise an?"

„Innerhalb drei Wochen hoffe ich alles so geordnet zu haben, daß meine Anwesenheit hier nicht länger unumgänglich notwendig ist. Der Herbst ist da; mit dem November beginnen die Tage, die für zartere Naturen zur Fahrt über die Prairien wenig geeignet sind."

„Eine schwere Last haben Sie mir auf die Seele gewälzt. Wäre Douglas hier, gewährte es mir eine große Beruhigung."

„Er weiß um die Rettung seiner Schwester?"

„Ich hoffe es, obwohl es zweifelhaft ist, ob bei seinem unsteten Umherschweifen — ich gönne ihm ja gern, mehr von der Welt kennen zu lernen — meine Briefe ihn schon erreichten."

„So ahnt er immer noch nicht, welches Geheimnis das elterliche Haus für ihn birgt?"

„Mit Bedacht verschwieg ich ihm alles. Es muß sogar der Schein vermieden werden, als beabsichtigte ich, ihn in irgendeiner Weise zu beeinflussen. Sollen die jungen Herzen sich finden, so geschieht es ohne mein Dazutun, und mit Freudentränen will ich es begrüßen. Bis dahin aber mögen beide ihre eigenen Wege gehen. Die Unermüdlichkeit, mit der Douglas

seine Nachforschungen fortsetzt, soll mir als Maßstab für die Aufrichtigkeit seiner Empfindungen gelten."

„Und Lottchen?"

„In ihrem Herzen wohnt ein Geheimnis, das sie selbst noch nicht zu enträtseln vermag. Ich müßte nicht Frau, nicht Mutter sein, wäre das meinem Blick entgangen. Sie lebt in beängstigenden jungfräulichen Träumen; aber einen Frevel beginge derjenige, der sich unterfinge, den Schleier zu lüften, sie über sich selbst aufzuklären. Sind sie für einander bestimmt, so werden sie sich finden, wo es auch immer sei . . . Wie es dunkelt; kommen Sie zu den Kindern," sprang die Señora ab, indem sie sich erhob, welchem Beispiel Roland folgte, „ich sehne mich nach ihrem Anblick, und dennoch ist mir, als könnte ich nach Ihren Mitteilungen Lottchen nicht mehr gerade in die Augen schauen."

„Weil Sie sich mit dem Geheimnis ihrer bevorstehenden Reise tragen," versetzte Roland teilnahmvoll, „sobald Sie es über sich gewinnen, ihr dieses anzuvertrauen, infolgedessen Sie die Zukunft gemeinschaftlich mit ihr ins Auge fassen mögen, wird auch ein solches Gefühl schwinden."

Sie waren auf die den Hof umschließende Veranda hinausgetreten. Die Tafel war gedeckt. Mit anmutiger Geschäftigkeit beendigte Lottchen die letzten Vorbereitungen zur Mahlzeit, eifrig und gewandt unterstützt von Helena.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Kollegen.

Nicht bei der alten ehrlichen Brigida, wie zu erwarten gewesen wäre, hatten Valentin Tatzkow und Archibald Fleder nach längerem, wenig einträglichen Umherstreifen auf dem Lande sich eingemietet, sondern außerhalb der Stadt in einer elenden Lehmhütte bei einem Maultiertreiber und dessen Mutter, wo sie hoffen durften, den etwa nach ihnen angestellten Nachforschungen leichter zu entgehen. Valentin hätte freilich

mit Rücksicht auf seinen Freund und Kollegen kein großes Unglück in einer Entdeckung und der Zuwendung von Unterstützungen durch Lottchen und deren Freunde erblickt, allein anders dachte der Bucklige. Eigensinnig bestand dieser darauf, lieber zu sterben, als von Almosen zu leben, und so mußte Valentin notgedrungen nachgeben.

Seit acht Tagen wohnten sie in einer höhlenartigen Kammer, die ursprünglich zum Aufenthalt von Ziegen bestimmt gewesen zu sein schien, und deren ganze Möbeleinrichtung aus zwei Maisstrohmatratzen, einem Bänkchen und ihrem Tragkoffer bestand. Die Nächte waren ja noch warm genug, und wenn sie des nahen Winters gedachten, so geschah es jedesmal mit der Hoffnung, daß nach Heimkehr der im Gebirge weilenden Jäger und der in den Ebenen an der neuen Eisenbahn beschäftigten Arbeiter sich die Fandangos mehren und ihre Verhältnisse sich ein wenig aufbessern würden. Bedenken über ihre Zukunft, mochten solche ihnen immerhin manche schlaflose nächtliche Stunde bereiten, wurden überhaupt nicht zwischen ihnen laut. Der Bucklige scheute, den Tubabläser in seiner erzwungenen Heiterkeit herabzustimmen, und dieser fürchtete wieder nichts mehr, als den hilflosen Kollegen an seine Hilflosigkeit zu erinnern und dafür die Aufforderung zu hören, ihn seinem Schicksal zu überlassen. Und nun war, um das Maß ihres Unglücks voll zu machen, ein Fall eingetreten, den beide bisher für unmöglich gehalten und daher nie in ihre Berechnung gezogen hatten.

Durch die anstrengenden Märsche und die gelegentlichen taufeuchten Nachtquartiere unter freiem Himmel waren des Buckligen Kräfte erschöpft worden. Hierzu gesellte sich, daß die rheumatischen Schmerzen in seinen Gliedern sich von Tag zu Tag steigerten und endlich unerträglich wurden. Wohl unterstützte Valentin den Kollegen nach bestem Können, wohl suchte er die Anforderungen an dessen schwindende Kräfte auf das geringste Maß zu beschränken, allein vergeblich. Seltener kam der Bucklige dazu, sein Geigenspiel vor aufmerksamen Zuhörern zu erproben, und geschah es hier und da, so brach er mit dem letzten Bogenstrich gleichsam in sich zusammen, die belebende Wirkung der Musik erstarb, sobald die letzte Note verhallte.

So ging die Zeit dahin. Kürzer wurden die Märsche, häufiger waren sie gezwungen, zu rasten, bleicher wurde des Buckligen Antlitz und entsagungsvoller blickten seine Augen, wenn er stehen blieb und, über seinen Krückstock gebeugt, mit entstellten Zügen die Zähne aufeinander biß, um sich keinen Klagelaut entschlüpfen zu lassen.

Der Tubabläser aber kehrte sich in solchen Minuten ab. In seinen heiteren Ermutigungen wollte er nicht durch das traurige Bild gestört werden, und goldene Berge versprach er und eine glückliche, sorgenfreie Zukunft, wenn sie erst in ihrem richtigen Fahrwasser steuern würden. Wo dies Fahrwasser zu suchen sei, das zu ergründen nahm er sich nicht die Mühe. Ob früher oder später, einmal mußte sie ja kommen, die Zeit der Ruhe, und wäre sie ihnen sechs Fuß tief unter dem Rasen beschieden gewesen, wo schon so manches treue Herz seinen dauernden Frieden fand. Und weiter wanderten sie nach solchen Pausen mit neuem Mute, abwechselnd mit einem langen Schritt und einem kurzen, aber in einem Takte, daß ein Trauermarsch dagegen als lustiger Geschwindschritt hätte bezeichnet werden können. Kaum noch ein Wort sprach der Bucklige. Der hatte genug zu tun, seine Selbstbeherrschung zu bewahren, auch wohl heimlich eine Träne aus seinen Wimpern zu entfernen; doch nicht etwa Tränen, die körperliche Pein ihm erpreßte, nein, dazu war er seit frühester Jugend im Ertragen von Schmerz zu sehr gestählt. Aber wenn er den vierschrötigen Kollegen betrachtete, der auch noch den Geigenkasten auf seinem Rücken befestigt hatte, wie der so geduldig neben ihm einherschlich, während er mit einer dreifachen Last munter hätte einhertrotten können; wenn er hörte, wie Valentin, um ihn über seine Stimmung zu täuschen, eine lustige Melodie vor sich hinpfiff, aus seinen mächtig aufgebauschten Wangen zwischen den lose aufeinander ruhenden Lippen hindurch seine eigene Brummstimme mit einem ganzen Orchester begleitete, oder, einen in den Lüften kreisenden Raubvogel beobachtend, meinte, daß dem Menschen, dem vollkommensten Schöpfungswerk, zur Vollkommenheit die Schwingen fehlten, um gelegentlich seine Pedale schonen zu können: ja, wenn der Bucklige

das hörte, dann verschleierten sich wohl seine Augen vor Rührung und Jammer. Und zu dem Vogel schaute er hinauf, ihn um seine Fähigkeit beneidend; aber er sprach kein Wort, aus dem der Tubabläser eine Mahnung an seinen schrecklichen Zustand hätte entnehmen können. Dagegen ließ er die Gedanken rückwärts wandern in die ferne Vergangenheit, in der er, wenn auch ein bemitleidenswerter Krüppel, doch von körperlichen Qualen verschont geblieben war. Er fragte sich, ob er jene Zeiten noch einmal für seine jetzige Lage eintauschen möchte. Ihn schauderte. Er gedachte des verzehrenden Hasses, der ihn damals gegen die ganze Menschheit beseelt hatte; er gedachte seiner boshaften Schadenfreude — ach, das waren ja Martern, die ihm in der Erinnerung weit schmerzhafter erschienen, als jetzt das Reißen und Bohren in seinen armen Gliedern. Denn heute besaß er ein Herz, in dem es milde lebte und webte, in dem Dankbarkeit und Treue wohnten, sogar ein Gefühl der Befriedigung, freilich eine Befriedigung, wie sie wohl einst die in einen Block gespannten Märtyrer empfanden. Und neben der Befriedigung wohnten Opferwilligkeit und Anhänglichkeit, ach, solch treue Zuneigung — Lottchens Bild trat vor seine Seele, das einst so bitter gehaßte Lottchen. Es erwachte die Erinnerung an die angstvollen Tage in der Waldhütte und auf der Hazienda, an die darauf folgenden eines behaglichen sorglosen Dahinlebens. Und abermals fragte er sich, ob er diese Tage zurückgerufen haben möchte, — es lag ja in seiner Gewalt; er brauchte nur umzukehren, um dahin zu gelangen, wo man ihn freundlich willkommen heißen würde. Ihn schauderte wiederum. Was sollte er da, wo jeder ihm geltende Blick ein Ausdruck des Mitleids, jedes an ihn gerichtete Wort ein Ausdruck tiefen Bedauerns sein mußte?

Und weiter ging es, immer einen langen und einen kurzen Schritt; Tag für Tag einen langen und einen kurzen Schritt. Größer wurden die Pausen zwischen den Schritten, länger die Zeiten der Rast, bleicher, zerfallener das Antlitz des Buckligen, erzwungener das Lachen des Tubabläsers. Aber enger schmiegte der Engel der Barmherzigkeit sich an die beiden an. Trotzdem sie Arm in Arm gingen, fand er ein schmales Plätzchen zwischen

ihnen, um gleichen Schritt mit ihnen zu halten, immer einen langen und einen kurzen, wie es bedächtigen und treu verbundenen Kunstgenossen geziemte; so beteuerte Valentin Tatzkow wenigstens gutmütig in seinem Galgenhumor.

Da war es denn hohe Zeit gewesen, daß sie Santa Fé endlich erreichten. Und als sie in des Maultiertreibers Hütte, deren dürftiges Äußeres ihren bescheidenen Geldverhältnissen entsprach, ein ebenso dürftiges Unterkommen gefunden hatten und der Bucklige sich auf seine Matratze streckte, da meinte er doch, daß er sich nicht viel weiter mehr hätte schleppen können. Er offenbarte sogar seine Befriedigung, nicht auf freiem Felde oder hinter einem Zaun sterben zu brauchen, seine Hoffnung, daß der Tod ihn bald von seinen Qualen, den getreuen Gefährten hingegen von einer schweren Last befreien werde. Wie da aber der stolze Tubabläser auffuhr, gerade als hätte der Engel der Barmherzigkeit, der seinen Einzug mit in den düsteren Winkel hielt, trotz seiner Milde ihm eine Peitsche um die Ohren geknallt.

„Caramba!“ rief er aus, eine Art Helden- oder vielmehr Kapellmeisterstellung annehmend, daß ein Dritter schwerlich die schief getretenen Stiefel und die nur noch matt um ihr irdisches Dasein kämpfenden Nähte des fadenscheinigen Röckleins beachtet, dagegen mit Bewunderung die entrüstet zuckenden Brauen und die nach einigen festen Tubastößen schmachtenden Lippen gesucht hätte; „und noch einmal Caramba! mein werter Herr Kollege! Ich frage Sie: Habe ich dergleichen an Ihnen verdient? Habe ich nicht jeden Tag zehnmal beschworen, mir kein anderes Los zu wünschen, als an Ihrer talentvollen Seite? Wir sind Männer, Caramba! und gerade im Unglück offenbart die wahre Größe des Mannes sich. Und glauben Sie mir, Sie mit dem Erdulden rasender Schmerzen sind größer, als ich im Beobachten Ihres Heldenmutes, Caramba! Also nichts mehr davon. Besitzen wir nicht die Reichtümer eines Solus oder Krösus, oder wie der alte Jude geheißen haben mag, so besitzen wir etwas, das dauerhafter ist: eine gute Kameradschaft und Talent. Oder möchten Sie leugnen, Herr Archibald Fleder, daß, wenn ich an Ihrer Stelle daläge, Sie mich

nimmermehr verlassen würden? Also keine Insulten. Hier stehe ich, Gott helfe mir, Amen, wie Luther auf dem Scheiterhaufen sagte," und die Tuba, die er während des letzten Teils seiner Rede aus ihrem Futteral hervorgeholt hatte, fest an die Lippen schraubend, grollte er leise über den leidenden Freund hin:

„Tell me the tale, that I once loved to hear,
Long, long ago, long, long ago!"

Der Bucklige hatte die Augen geschlossen. Er schien zu schlafen; und doch wollte er nur die Außenwelt von sich ausschließen, um bei den dumpf dröhnenden Klängen seine Schmerzen nachdrücklicher zu bekämpfen. Und als Valentin Tatzkow endlich die letzte Zeile des letzten Verses pflichtschuldigst heruntergegrollt hatte, da blickte er ihn mit seinen tief liegenden Augen ängstlich an, indem er sprach:

„Was Sie an mir tun, ich hätt's sicher an Ihnen getan; aber da geht's mir im Kopf herum, daß es mit unserer Barschaft nicht sonderlich bestellt sein kann."

„Im Gegenteil, Herr Archibald Fleder," antwortete der Tubabläser, bedachtsam das Wasser aus seinem Instrument auf den Estrich gießend, „vorläufig mögen wir noch leben, wie die Götter, und bevor das letzte verbraucht ist, habe ich Gelegenheit gefunden, mehr zu beschaffen. Also beruhigen Sie sich. Caramba, solange das Rheuma Sie peinigt, dürfen Sie sich nicht von Ihrem Lager erheben," und er schritt würdevoll hinaus, um mit der Hausbesitzerin, einer alten braunen Megäre, in deren funkelnden Augen Habsucht unverkennbar war, eine Vereinbarung über die jedesmal bar zu bezahlende Verpflegung zu treffen.

So hatten die beiden Kollegen ihren Einzug unter das elende Dach gehalten. Acht oder zehn Tage waren seitdem verstrichen, ohne daß der Bucklige sich von seinem Lager zu erheben vermochte, aber auch ohne daß Valentin Tatzkow viel Gelegenheit zur Ausübung seiner Kunst gefunden hätte. Auf den Straßen wollte und sollte er keine Vorstellung geben, einesteils um sein Talent nicht allzusehr in den Staub zu ziehen, dann aber auch um einer Entdeckung durch Lottchens Freunde

vorzubeugen, Und so beschränkte seine Einnahme sich lediglich auf das, was er nächtlicherweile hier und da in einer Fandangohalle erwarb, und das war wenig genug und selten mehr, als erforderlich war, um die notdürftigsten Unterhaltungskosten für sich und den unglücklichen Kollegen zu bestreiten. —

Die Nacht war weit vorgeschritten. Der Bucklige lag auf seiner Matratze in halbsitzender Stellung. Neben ihm auf der Erde, gehalten von einem aus feuchtem Lehm hergestellten Leuchter, brannte eine Unschlittkerze. Valentin Tatzkow, eben von einem Kunstausfluge heimgekehrt, saß ihm gegenüber und drehte eine Zigarrette. Nebenher erzählte er von einer Fandangohalle, in der sie einst zu dreien zum Tanz aufgespielt hatten. In seinen Mitteilungen wurde er durch die alte Hausheze unterbrochen, die mit einigen warmen Maiskuchen, einer Anzahl in Fett schwimmender Fleischscheiben und einer Kanne Tee erschien und alles um das Licht herum aufbaute.

„Macht so und so viel," erklärte sie, dem Tubabläser die offene Hand entgegenstreckend, und erst nachdem ihr dieser mit der Würde eines reichen Hazienderos den verlangten Betrag zugeworfen hatte, entfernte sie sich wieder.

„Nun lassen Sie sich's schmecken," plauderte Valentin weiter, und sorglich bediente er den Buckligen, „solange noch einigermaßen Appetit vorhanden ist, hat's mit Ihrer Krankheit nicht viel auf sich. Caramba, Herr Kollege, kommt Zeit, kommt Rat, und schließlich, wenn alle Stricke reißen, leben unsere Freunde noch —"

„Für uns leben sie nicht," fiel der Bucklige erregt ein, „Sie kennen meine Ansichten —"

„Die kenne ich, Herr Kollege, und sie sollen mir heilig sein. Ich meinte übrigens nur, der Gedanke, nicht ganz so vereinsamt und verlassen dazustehen, habe immerhin etwas Komfortables, wie der Amerikaner sagt. Setzen wir einmal den Fall, ich oder — was noch schlimmer — meine Tuba erkrankte, Caramba, so könnte doch niemand von uns verlangen, hier in aller Stille zu verhungern und die kostbaren Instrumente zur Deckung der Kosten für unser Leichenbegängnis zu hinterlassen."

Der Bucklige heftete einen zärtlichen Blick auf den neben ihm auf der Matratze stehenden Geigenkasten.

„Nein,“ sprach er nach kurzem Sinnen, und seine Augen sprühten in eigentümlicher Glut, „das Instrument, kostbar an sich und meine treue Begleiterin und Freundin, seitdem ich den Bogen führen lernte, darf nach meinem Tode nur in die Hand einer einzigen Person fallen, und das ist Lottchen Hagenberg. Um solchen Preis wird letztere gewiß gern unsere kleinen Schulden berichtigen. Sollte sie dagegen die Liebesgabe zurückweisen — Herr Valentin Tatzkow, so habe ich eine besondere Bitte an Sie, deren pünktliche Erfüllung ich von Ihrer Ehre erwarte. Wollten Sie die Geige verkaufen, so böte der eine Ihnen vielleicht drei Dollars, ein anderer dreißig, und wieder ein anderer wohl gar dreihundert, und das wäre nicht einmal der vierte Teil ihres wahren Wertes. Was wollten Sie also mit den paar Pfennigen beginnen? Die Geige aber käme in unwürdige Hände, in die Hände eines elenden Dorffiedlers, der sie nach vierwöchentlichem Gebrauch durch mißtönendes Spiel ihres edlen Klanges beraubt hätte.“

Bei diesen Worten legte er die Hand auf den Geigenkasten, wie um das Instrument gegen ein derartiges Los zu schützen, und nachdem er einen Anfall rheumatischer Schmerzen mutig bekämpft hatte, fuhr er mit herbem Ausdruck fort:

„Nein, Herr Valentin Tatzkow, in unwürdige Hände darf dieses Kunstwerk nicht fallen. Sie könnten es selbst behalten, allein was wollten Sie damit? Nicht vertraut mit der Pflege des zarten Gebäudes, würde es bald genug ausdörren und zerfallen, es würde Ihnen gestohlen werden, und auf alle Fälle hätten Sie viel Unbequemlichkeiten davon. Also, Herr Valentin Tatzkow, wenn eines Tages der Rheumatismus mir aufs Herz schlägt, so überzeugen Sie sich zunächst von meinem Tode.

Dann zünden Sie ein Feuer an, gleichviel ob in einem Kamin oder im Freien, und da hinein legen Sie meine getreue Geige. Das heißt, zertrümmern dürfen Sie sie vorher nicht, denn sie hat ihr besonderes Leben, oder sie hätte nimmermehr Töne von sich geben können, die mein armes verkrüppeltes

Herz tröstlich erzittern machten. Jeden einzelnen Messerschnitt, jeden Schlag mit einem Beil, jeden Bruch würde sie fühlen; es würde Blut aus ihren Wunden fließen, daß Sie dächten, es sei mein eigenes. Deshalb legen Sie sie wohlgemut erst dann in die Flammen, wenn sich eine recht verzehrende Glut gebildet hat, und den Bogen oben darauf, so daß alles innerhalb weniger Minuten in Asche zerfällt. Wollen Sie ein übriges tun, so streuen Sie die Asche in den Wind, wie ich wohl wünsche, daß es mit meiner eigenen geschähe."

„Das soll ausgerichtet werden, Caramba, Herr Kollege," beteuerte der Tubabläser, und seine Brauen verschwanden fast unter der Kopfbedeckung, während die Lippen auf der linken Wange nach dem Mundstück der Tuba suchten, „ja, das wird geschehen, wenn's das Unglück fügen sollte, daß Sie das Zeitliche vor mir segneten. Und im Grunde hats sein Gutes, als vernünftige Menschen schon bei Lebzeiten über solche Dinge zu sprechen, mags immerhin noch ein wenig zu früh sein. Denn erstens werden Sie mich überleben, Caramba, und zweitens würde Lottchen die Geige mit Dank annehmen. Sie würde sie zum ewigen Andenken auf Kinder und Kindeskinder vererben, aus Freundschaft für uns beide und manches Stücklein noch drauf spielen, Caramba!"

„Nun ja, das würde sie wohl, denn hat auch ihr eigenes Instrument große Vorzüge, so übertrifft das meinige es noch in Klarheit des Tones, mag's bei Ihrem besseren Spiel allerdings umgekehrt erschienen sein," bemerkte der Bucklige träumerisch; „es liegt doch etwas Wunderbares in guter Musik, und spielt sie auf meiner Geige, da werden wohl öfter die beiden alten Gefährten in ihrer Erinnerung auftauchen, und darin liegt für mich ein tröstlicher Gedanke."

„Damit hat's Zeit," versetzte Valentin, und um seinen Worten erhöhten Ausdruck zu verleihen, schlug er bei jedem einzelnen mit der Hand auf das neben ihm liegende riesenhafte Futteral, daß es daraus wie das dumpfe Rasseln eines Blechkessels hervortönte; „denn daß Sie mich überleben, Caramba, das steht außer Zweifel, und da wir uns nun einmal in einer feierlichen Stimmung befinden, ist's in der Ordnung, daß auch ich

über meinen Nachlaß verfüge — und wie bald ist ein gesunder Schlagfluß da. Meine hochedle Tuba in ungeweihten Händen zu wissen, würde mich nicht ruhig in meinem Grabe schlafen lassen; Ihnen dagegen wäre es eine Last. Vermachte ich es Lottchen, so könnte sie beim besten Willen nicht hindern, daß ihre Kinder einst das Ding zum Spielen benutzten und es so glatt hämmerten, wie diese Maiskuchen sind — die nebenbei ein wenig lockerer sein könnten — und das wäre jedenfalls ein traurige, ruhmloses Ende. Mit dem Verbrennen ist's ebenfalls nichts, denn um Messing einzuschmelzen, fehlen Ihnen die Mittel. Da erscheint mir denn Wasser als das geeignetste Grab für meine treue Lebensgefährtin, wenn meine Augen nicht mehr mit Wohlgefallen auf ihr ruhen können," und das Zittern seiner Stimme verriet, daß es ihm gelungen war, eine gewisse poetische Sentimentalität heraufzubeschwören. „Nehmen Sie daher die Tuba und lassen Sie alle Irrgänge in ihr voll trockenen Sand laufen; da, wo es angeht, fügen Sie dem Sande Steine bei, verstopfen Sie schließlich den Schalltrichter, und versenken Sie die so hergerichtete Leiche mit einem frommen Sprüchlein in den Rio Grande, wo er am tiefsten ist. Dort mag sie liegen bis zum Auferstehungstage, und an mir soll's nicht liegen, wenn die Posaunen des Jüngsten Gerichts durch den Baß meiner Tuba nicht eine sehr annehmbare donnernde Zugabe erhalten, Caramba."

Der Bucklige lächelte matt, beteuerte aber, daß im Falle seines Überlebens der letzte Wille des Gefährten pünktlich erfüllt werden solle, worauf ein Händedruck das seltsame Übereinkommen besiegelte.

In ihrem Geplauder störte sie der Eintritt der alten Hausheze, deren Sohn, eine echte Räubergestalt, ihr auf dem Fuße folgte.

Die sorglose Art, in der Valentin der alten Megäre den Betrag der kleinen Rechnung einhändigte, hatte diese offenbar auf die Vermutung gebracht, daß er über eine reichgefüllte Kasse verfüge. Der Branntweinduft aber, den sie ausströmte, und die schwankenden Bewegungen des unheimlich stierenden Mannes zeugten dafür, daß beide unter dem Einfluß übermäßig genossenen Whiskys standen.

„Señores," hob das Weib mit widerwärtigem, sogar drohendem Grinsen an, „ich habe mir alles noch einmal nachgerechnet, und da stellt es sich heraus, daß ich 'n Versehen mit dem Mietpreis beging. Hier ist mein Sohn, der ein großer Rechenkünstler ist," und sie wies auf den verwilderten Burschen, der einen keulenähnlichen Stock, wie um damit die Probe auf ein Exempel zu machen, bald rechts, bald links herumwirbelte, „der kann nämlich bei der gebenedeiten Jungfrau und allen Heiligen beschwören, daß Sie für jeden Tag einen Dollar zu wenig zahlten."

„Und der noch in dieser Stunde nachgezahlt werden muß, wenn ich euch nicht vor die Tür werfen soll," fügte der Bursche hinzu, „das heißt, die Geige und das Horn bleiben hier, und müßte ich mit dem einen Ding meinen Kaffee kochen, und das andere in einen Wassereimer verwandeln."

Starr vor Erstaunen sahen die beiden Kollegen auf die unheimlichen Gestalten. Dann kehrte Valentin sich in deutscher Sprache dem Buckligen zu, der in seiner Hilflosigkeit doppelt für die Geige fürchtete und zitterte.

„Genau, wie wir verabredeten," hob er an, seinen ganzen Galgenhumor zusammenraffend, „die Geige soll Bekanntschaft mit dem Feuer machen, die Tuba mit dem Wasser — Caramba, das wäre leider ein wenig zu früh. Um diese Gefahr abzuwenden, wäre ein Dollar noch pro Tag mir nicht zu viel, aber woher nehmen, ohne zu stehlen? Mit zwei Dollars könnte ich wohl aufwarten, dann aber hätten wir das Vergnügen, in nächster Zeit nur von schönen Erinnerungen zu leben."

„Geben Sie, geben Sie," flehte der Bucklige angstvoll, den Geigenkasten dicht neben sich hinziehend, ahnungslos, daß er durch sein Wesen die Habgier der beiden Eindringlinge nur noch aufstachelte, „Sie sehen, die Schändlichen sind zu allem fähig, — geben Sie alles, und sind sie nicht zufrieden, so versprechen Sie mehr — kein Preis ist zu hoch, um die Geige zu retten. Es sind Bestien — ein ungeschickter Stoß, und das Unglück ist geschehen."

„Die Sache will erwogen sein," versetzte Valentin Tatzkow, und er legte ebenfalls seine Hand auf die Tuba, „diese Schurken-

familie wird mit sich handeln lassen, wenn sie sieht, daß ich entschlossen bin, das Leben unserer Instrumente mit meinem eigenen zu verteidigen.“ Er kehrte sich dem Weibe und deren Begleiter zu, die bereits mit Flüchen gewürzte Zeichen der Ungeduld über das ihnen unverständliche Gespräch von sich gegeben hatten, worauf er in seinem besten Spanisch fortfuhr: „Caramba! Handel ist Handel! Hättet ihr uns am ersten Tage so viel abgefordert, so wären wir weitergezogen. Also kommt euch rechtlich nicht mehr zu. Dagegen bin ich bereit, euch einen Dollar zu schenken, wenn ihr uns nicht länger stört. Anderenfalls erhaltet ihr nichts,“ und um die Habgier der beiden zu befriedigen, zog er nachlässig eine Anzahl kleiner Münzen aus der Tasche, von denen er einen Dollar abzählte und dem Weibe darreichte.

Dies Verfahren hatte indessen gerade die entgegengesetzte Wirkung von der beabsichtigten. Denn als das Weib das Geld in Empfang nehmen wollte, drängte der Bursche sich mit seinem Stock dazwischen.

„Nimm's nicht!“ rief er heiser aus, „wo ein Dollar ist, sind mehr. Mit dem einen Dollar lassen wir uns nicht abfinden. Entweder zehn Dollars oder nichts, und dann wollen wir schon auf andere Art zu unserem Gelde kommen!“

„Geben Sie alles, geben Sie alles!“ riet der Bucklige in seiner Hilflosigkeit, „um Gottes willen — unsere Instrumente! Treiben Sie die Leute nicht zum Äußersten!“

„Gut denn,“ versetzte der Tubabläser, und die Hand wiederum, jetzt aber mit Widerstreben in die Tasche schiebend, holte er den Rest seiner Barschaft hervor, „so will ich euch das letzte, was ich besitze, geben, dann aber beeilt euch, hinauszukommen, Caramba!“

„Caramba!“ höhnte der Bursche, „mit den paar Zent glaubt ihr uns für die gerechte Forderung zu befriedigen? Nichts da! Entweder die zehn Dollars, oder ihr verlaßt noch in dieser Minute das Haus und ohne eure Musik obenein,“ und wie um den Ernst seiner Absicht zu beweisen, stieß er mit dem Fuß an die Tuba, daß sie in ihrem Futteral verzweiflungsvoll knirschte.

In demselben Augenblick stand Valentin Tatzkow auf den Füßen. Jede Beleidigung, die seiner Person galt, hätte er um des lieben Friedens und des Flehens seines verzweifelnden Gefährten willen hingenommen; allein der Stoß, den die Tuba erhielt, hatte ihn bis in die Seele hineingetroffen und zugleich die Wut eines Tigers in ihm wachgerufen.

„Schurken!“ schrie er, und nach dem Bänkchen hinüberspringend, packte er es mit den beiden Fäusten und ebenso schnell schwang er es über sein Haupt empor, „rauben und stehlen möchtet ihr? Caramba! Schurken, feige Diebe seid ihr! Nicht einen Zent gebe ich jetzt heraus! Aber eure Schädel schlage ich in Scherben, sofern Ihr nicht auf der Stelle diese nichtswürdige Höhle —“

Das letzte Wort hatte seine Lippen noch nicht verlassen, als der mit furchtbarer Gewalt geschleuderte Knotenstock ihn unterhalb der Kniee traf, daß er nach vorn taumelte. In demselben Augenblick wurde er an den Haaren zu Boden gezogen, ohne daß er imstande gewesen wäre, von seiner ungelenken Waffe Gebrauch zu machen, und fast ebenso schnell lag der Strolch auf ihm.

„Kollege!“ rief er stöhnend aus, und an Körperkräften dem Mexikaner überlegen, packte er dessen beiden Arme, um ihn zu hindern,nach seiner Kehle zu greifen, „Kollege, Caramba, nur 'ne Kleinigkeit helfen Sie mir — schnell, schnell, er sucht nach seinem Messer! reißen Sie ihn am Haar zurück! schmettern Sie ihm die Krücke über den Kopf — treffen Sie seine Schläfe — denken Sie an Ihre Geige — Caramba“ — und seine Stimme erstickte von der gewaltigen Anstrengung, mit der er sich von dem hinterlistigen Feinde zu befreien suchte.

Archibald Fleder, obwohl seiner Schwäche sich bewußt, richtete sich mühsam empor. Er sah den Freund in Gefahr, und da kannte er nur die einzige Regung, sein Leben für ihn einzusetzen. Noch aber kämpfte er um's Gleichgewicht, als ein grausamer Stoß des hinterlistigen Weibes ihn auf die Matratze zurückschleuderte, daß ihm die Sinne fast schwanden und er vollständig unfähig zur Gegenwehr wurde. Die Mexikanerin ergriff dagegen den Geigenkasten mit beiden Händen, um mit

ihm einen Schlag nach dem Haupte des Tubabläsers zu führen. Während die beiden Männer so auf Tod und Leben rangen, spähte sie vergebens nach einer Gelegenheit, ihren tückischen Plan auszuführen; und so gewann es in der Tat den Anschein, als ob es Valentin gelingen würde, den ergrimmten Feind von sich abzuschütteln und dann selber zum Angriff zu schreiten. Der Mexikaner fühlte indes nicht so bald das ihm entgegengestellte Übergewicht, als er, nunmehr selbst in Angst, der tückischen Megäre zubrüllte:

„Befreie meinen rechten Arm — nur meinen rechten Arm löse, und es soll sein letztes sein."

Doch das Weib hätte ebensoleicht ein von eisernen Schrauben gehaltenes Stück Holz loszureißen vermocht, wie die Faust des Tubabläsers zu öffnen.

„Nimm's Messer!" kreischte der Mexikaner wieder, als er die vergeblichen Bemühungen seiner Mutter gewahrte, „schneide übers Handgelenk, zerschneide ihm die Sehnen!"

Und schnell wie ein Gedanke hatte das Weib ein Klappmesser aus der Tasche geholt und geöffnet, nunmehr mit der Wut einer von Hunden eingekreisten Wildkatze sich zu den Kämpfenden niederbeugend.

Als der Tubabläser die Waffe in der hageren Faust der Megäre blitzen sah, fühlte er das Blut in seinen Adern erstarren. Verzweiflungsvoll kämpfte er, dem Messer auszuweichen, wogegen die Frau mit glühenden Blicken den Zuckungen des von ihm gehaltenen Armes folgte und nur zögerte, weil sie ihren Sohn zu verletzen fürchtete.

Endlich zog Valentin den Arm des Gegners fest an sich. Die Megäre neigte sich infolgedessen tiefer über die Kämpfenden hin. Diese Bewegung aber hatte der Tubabläser berechnet und erwartet, denn bevor noch die Schneide seinen Knöchel berührte, ließ er den Arm des Mexikaners fahren, und mit einer Gewalt und Sicherheit, die einem Preisboxer zur Ehre gereicht hätten, traf er das Weib mit der Faust mitten ins Gesicht, daß es blutüberströmt mit einem gellenden Schrei rückwärts taumelte und zu Boden sank. Doch als er den Arm des Mexikaners von neuem zu packen suchte, wurde er gewahr, daß dieser

das auf seinem Rücken im Gurt steckende Messer aus der Scheide gezogen hatte und bereits zum Stoß ausholte.

Und wiederum entging er einer schweren Verwundung nur dadurch, daß er den bewaffneten Arm in seiner Hand auffing, worauf er die letzten Kräfte aufbot, den Gegner an dem Gebrauch des Messers zu hindern.

„Es ist vorbei!“ rief er keuchend dem Buckligen zu, der sich abermals zu erheben trachtete, gelingt's Ihnen nicht, mich zu befreien, so bin ich verloren — da — das Weib rührt sich — schnell, oder es ist zu spät — schlagen Sie ihr den Schädel ein —“

„Mutter,“ schnaubte der Mexikaner in tierischer Wut, „ermuntere dich — nimm's Messer — noch einmal versuch's, damit mein Arm frei wird —“

Und während die beiden Kämpfer miteinander rangen, und sich gegenseitig den heißen Atem ins Gesicht hauchten, mühten die braune Hausheze und der Bucklige sich gleich schwerfällig, auf ihre Füße zu kommen. Grauenhaft nahm sich die greise Mexikanerin mit dem blutigen Antlitz aus, indem sie mit tückischen Blicken die Entfernung zwischen sich und dem auserkorenen Opfer maß; Mitleid erregend dagegen der Bucklige, der totenbleich und mit dem Ausdruck wilden Entsetzens halb auf den Knien dem Kampfplatz zuschlich und nur Zoll um Zoll von der Stelle rückte. Wer von diesen beiden, wenn sie aneinander gerieten, unterlag, darüber konnte kein Zweifel walten, wenn es nicht eben dem Buckligen gelang, den Krückstock in der von dem Gefährten angedeuteten Weise zu benutzen, und das erschien geradezu als eine Unmöglichkeit. Der Tubabläser aber brauchte nur zu ermüden, seine Faust brauchte nur ein wenig zu gleiten, und das heftig niedergedrückte Messer vergrub sich in seine Brust oder den Hals, je nachdem die breite spitze Klinge zuckte.

„Mutter Mutter — komm heran — zerschneide ihm die Handsehnen,“ zischte der Mexikaner.

„Kollege,“ rief Valentin heiser dazwischen, „halten Sie das Weib zurück, vielleicht werd' ich dennoch mit ihm fertig —“

Jetzt stieß die noch mühsam ums Gleichgewicht kämpfende Megäre einen gellenden Schrei aus, und von einem schweren

Faustschlage getroffen, rollte sie bis in den entferntesten Winkel des engen Raumes hinein. Zugleich legten zwei andere Hände sich würgend um des Mexikaners Hals, worauf dieselbe Faust, die das Weib zur Seite geschleudert hatte, dem Räuber mit leichter Mühe das Messer entriß.

Zum Glück war bei dem wilden Ringen und Kämpfen das Licht nicht berührt worden. Wie zuvor sandte es einen trüben Schein durch die Höhle und auf die Gestalten, die sich mit Erbitterung durcheinander wanden.

Der Tubabläser war der erste, der auf die Füße sprang, wogegen der Bucklige, wie durch die Rettung plötzlich des Denkvermögens beraubt, auf die Matratze hinsank und die Augen starr auf die übrigen Anwesenden gerichtet, den von dem Weibe zur Seite geworfenen Geigenkasten mit beiden Händen ergriff und zu sich auf sein Lager zog.

„Caramba! Das war Hilfe zur rechten Zeit!“ sprach Valentin, schwer nach Atem ringend, und neugierig betrachtete er den Mann, der dem Mexikaner auf der Brust kniete, während ein anderer mit seinem Fuß dessen rechte Hand an den Erdboden festnagelte und den dadurch vor Schreck und Wut schäumenden dadurch vollständig wehrlos machte.

„Caramba! Satanshexe!“ rief er dem wimmernden Weibe zu, und der Tubabläser hätte laut aufjauchzen mögen, als er in dem Sprechenden den alten Trader Saavedra erkannte, „bringe einen Riemen hierher und schnell! Ist er in einem Zeitraum eines Vaterunsers nicht zur Hand, so schieße ich dem Gaspard eine Kugel durch den Kopf und dich selber liefere ich an den Galgen!“

Das Weib, bereits ernüchtert, schien bei dieser Drohung von neuem Leben durchströmt zu werden. Auf allen Vieren schlich es dem Ausgange zu, und jetzt erst wandten die beiden eben noch so hart bedrängten Kollegen ihre Aufmerksamkeit auch demjenigen zu, der den röchelnden Mexikaner niederhielt.

„Hilfe im entscheidenden Augenblick“! wiederholte Valentin erregt, „kamen Sie zwei Minuten später, so hatte der Schurke mir nicht nur einen gefährlichen Stich beigebracht, sondern es befanden sich auch unsere Instrumente in einer Verfassung, daß

der erste Künstler der Welt ihnen keinen Ton mehr entlockt hätte.“

„Wer zum Henker zeigte Ihnen den Weg in die Höhle eines der verrufensten Strolche der ganzen Provinz?“ fragte Gonzales, zu dem Tubabläser aufschauend und zugleich würgte er den Mexikaner, daß dessen Gesicht dunkelbraun anlief.

„Niemand,“ antwortete Valentin mit nachträglichem Erschrecken, als hätte er sich gewundert, nicht schon früher überfallen worden zu sein; „wir suchten ein billiges Quartier, und bei Gott, es fehlte keines Haares Breite, und unser Leben war um wenig mehr als zwei Dollars verkauft.“

„Wofür die Verantwortlichkeit auf Ihre eigenen Häupter gefallen wäre,“ erklärte Saavedra, „denn hätten Sie nur ein wenig Vertrauen zu Ihren Freunden besessen, so gerieten Sie nie in die Lage, nach einem billigen Unterkommen ausschauen zu müssen. Jetzt aber begleiten Sie uns, oder Sie laufen Gefahr, morgen früh mit durchschnittenen Kehlen aufgefunden zu werden.“ Er trat schwer auf die Hand des Mexikaners und rief ihm mit bitterem Hohne zu: „Bist schon einige Mal dem Galgen entronnen, oder glaubst du, ich kenne den Gaspard nicht, den Genossen des benarbten Spanker? Caramba! Der Spanker liegt tief unten im Flußschlamm, und wenn du dieses Mal nicht an einer Schlinge nach oben fährst, magst du von Glück sagen.“

Wie ihren Ohren nicht trauend, sahen die beiden Kunstkollegen auf den Räuber. Sogar der friedliche Tubabläser wechselte ein wenig seine Farbe, indem er sich das schwarzstruppige Haupt im Tode erstarrt vergegenwärtigte.

„Es kann nicht sein,“ entwand es sich wie unbewußt seinen Lippen.

„Wer weiß,“ erwiderte Saavedra mit unerbittlicher Strenge, „verspräche mir aber jemand, daß er noch einmal frei käme, um sein Raub- und Mordhandwerk fortzusetzen, dann sollte mich nichts hindern, ihm hier auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Denn mein eigenes Leben setze ich dafür ein, daß er bei dem Raubzuge beteiligt gewesen ist, der einem der treuesten texanischen Grenzer das Leben kostete. Caramba! Die Hexe kommt nicht; sie ist kopfscheu geworden,“ fügte er



Als der Tubabläser die Waffe in der hageren Faust der Megäre blitzen sah, fühlte er das Blut in seinen Adern erstarren. (S. 415.)

hinzu, und den Revolver aus dem Gurt ziehend, richtete er dessen Mündung auf des wie stumpfsinnig dareinschauenden Gaspard Stirn.

Wimmern klang von der Tür herüber, und als Saavedra aufsah, bemerkte er das Weib, das, in der Hand einen dünnen Strick, zitternd herbeischlich.

„Wie du gefällig geworden bist,“ rief er ihr zu, „her mit dem Strick; nun setz' dich dort in den Winkel, und willst du die Sonne noch einmal wiedersehen, so rühr' dich nicht.“

Wie eine gefangene Hyäne, die nur darauf harrt, die Zähne in das warme Fleisch ihres Bändigers schlagen zu können, leistete das Weib Folge. Die Männer begaben sich darauf ans Werk, den Räuber zu fesseln, daß er kein Glied mehr zu rühren vermochte. Er ließ mit sich verfahren, wie mit einem toten Körper. Kein Laut kam über seine Lippen. Jeder an ihn gerichteten Frage begegnete er mit Schweigen. Aber in seinen tückischen Augen prägte es sich aus, daß er auch in seiner Wehrlosigkeit noch auf Rache sann.

Erst nachdem man sich Gaspards vollständig versichert und Gonzales sich zur Stadt begeben hatte, um Transportmittel herbeizuschaffen, kehrte Saavedra sich den beiden Kunstgefährten wieder zu.

„Später durften wir nicht eintreffen,“ sprach er mit seinem gewöhnlichen Ernste, „denn dieser Gaspard samt dem Weibe dort sind Naturen, denen auch die kleinste menschliche Regung fremd ist, und ihnen daher das Ärgste zugetraut werden darf.“

„Aber welchem Wunder verdanken wir überhaupt unsere Rettung?“ fragte der Tubabläser.

„Keinem Wunder,“ antwortete Saavedra, „wir suchen Sie schon seit Tagen, namentlich Sie,“ und er kehrte sich dem auf seinem Lager aufmerksam lauschenden Buckligen zu. „Lottchen Hagenberg wird innerhalb kurzer Frist nach den Vereinigten Staaten abreisen — o, erschrecken Sie nicht, es handelt sich um eine neue glückliche Wandlung ihrer Lage — und da brauchen wir jemand, der ihr Geigenspiel würdig ersetzt. Es wurde also meinem Freunde Gonzales vor einigen Stunden die Nachricht zugetragen, daß in einer bekannten Fandangohalle die Tuba

ertöne. Er ging hin, überzeugte sich, daß Sie der Bläser seien, und folgte Ihnen später, um Ihre Wohnung auszukundschaften. Sie in der Gewalt des verrufenen Gaspard zu wissen, beunruhigte ihn, und da suchte er mich auf. Da galt's freilich keine Zeit zu verlieren; denn abgesehen von der Gesellschaft, unter deren Dach Sie weilten, mußten wir befürchten, morgen eine leere Stätte hier zu finden. Schließlich spornte uns der Aufschrei des Weibes zur Eile, und damit ist unser unerwartetes Erscheinen des Wunderbaren entkleidet."

„Lottchen Hagenberg kehrt nach den östlichen Staaten zurück?" fragte Valentin Tatzkow, wie die Mitteilung noch immer bezweifelnd.

„Und zu ihrem Glück," bestätigte Saavedra; „sehnen Sie sich ebenfalls nach dem Osten, so finden Sie einen Platz in der Karawane unseres gemeinschaftlichen Freundes Roland. Sie hingegen, Herr Fleder, müssen notgedrungen bleiben. Sie bedürfen der Ruhe und guter Pflege, wie ich sehe, und ferner können Ihre Dienste nicht entbehrt werden."

Da richtete der Tubabläser sich höher empor. Seine Brauen zuckten nach der Stirne hinauf, seine Wangen blähten sich, und indem er majestätisch auf den Buckligen wies, entwich die angesammelte Luft zischend dem linken Mundwinkel.

„Mein Freund auf Leben und Tod," sprach er feierlich, „der Herr Archibald Fleder ist ein Charakter, und das flößt mir Achtung ein, Caramba! Er bedarf jemandes, der ihm mit Herz und Instrument treu zur Seite steht, außerdem aber sein Vertrauen besitzt. Nein, ich kann mich von meinem Kollegen nicht trennen."

„Zwang soll Ihnen nicht auferlegt werden," beruhigte Saavedra den Tubabläser lächelnd, „sind Sie indessen erst von allem unterrichtet, so ändern sich vielleicht Ihre Anschauungen. Und Ihrer Zustimmung hoffe ich gewiß zu sein," wandte er sich an den Buckligen.

„Mir soll Gelegenheit zum Broterwerb geboten werden?" fragte dieser befangen.

„In reichem Maße," lautete Saavedras Antwort, „und das nicht allein; Sie werden auch Gelegenheit finden, sich einen Dank zu erwerben, der über das Grab hinausreicht."

Eine Stunde verrann in dem düster belebten Raume, als das Geräusch eines herbeirollenden Wagens zu den mit gedämpften Stimmen zueinander sprechenden Männern hereindrang und man sich alsbald zum Aufbruch rüstete.

Gleich darauf erschien Gonzales mit zwei Männern, denen er das verbrecherische Paar übergab. Die Übrigen bestiegen den Wagen, um den Buckligen in Begleitung seines Kollegen zunächst nach einem Kosthause in der Stadt zu schaffen, wo man dem Kranken ärztliche Hilfe angedeihen lassen konnte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Abschied.

Wo die Gemüter in beständiger Erregung gehalten werden, wo es in Fülle zu denken und zu sorgen gibt, da bleibt der Trauer um die nahe bevorstehende Trennung von geliebten Menschen nicht Zeit, in ihre vollen Rechte einzutreten. So geschah es auf der Hacienda der Señora Herera. Ins Unabänderliche mußte man sich fügen. Die Klagen schwiegen, weil man eine freundliche Wandlung des Geschickes nicht beklagen durfte. Es lächelten sogar die Lippen, obwohl aus den Augen verhaltene Wehmut sprach.

Und so war der Tag gekommen, an dem man auseinandergehen sollte, auseinandergehen auf lange, lange Zeit, vielleicht auf ewig. Niemand empfand dies tiefer, als die Señora selber. Ängstlich suchten ihre Blicke Lottchen, die die letzten Stunden bald der schwesterlichen Freundin widmete, bald wieder die Tochter, um aus deren Zügen die nächste Zukunft herauszulesen. Und doch bot das holde Antlitz in seinem ruhigen Ernst und mit dem gelegentlichen, fast teilnahmlosen Lächeln kaum einen Anhaltepunkt zu einem Schluß auf die in ihr wohnenden Empfindungen. Für alle anderen, außer für Lottchen, offenbarte Helena nur geringe Aufmerksamkeit. Bedachtsam vermied aber auch jeder Äußerungen der Teilnahme, um bei dem schüchternen Naturkinde mit seinen rätselhaften Regungen nicht

gerade das Gegenteil von dem zu bewirken, was man beabsichtigte.

Die Morgensonne hatte den schweren Herbsttau noch nicht ganz fortgetrocknet, als auf dem Hofe ein mit vier Maultieren bespannter Reisewagen hielt. Zwei gesattelte Pferde standen abseits, überwacht von einem jungen Hirten. Der Wagen war für Lottchen bestimmt, wogegen die Pferde Saavedras und Gonzales harrten. Das nächste Ziel war Santa Fé, wo in Rolands und Eugeniens Gesellschaft noch ein Rasttag gehalten werden sollte, um dann mit beschleunigter Eile die Reise über die Ebenen anzutreten. Andere Wagen, die eigentliche Karawane bildend, hielten bereits eine Strecke weit außerhalb der Stadt am Waldessaum, wo auch die Zelte aufgeschlagen worden waren. Zwischen diesen bewegte der Tubabläser sich würdevoll einher, der sich entschlossen hatte, in Lottchens Begleitung nach dem Osten zurückzukehren. An dem letzten Besuch auf der Hacienda hatte er sich nicht beteiligt; er behauptete, kein Freund rührender Szenen zu sein. —

Die Abschiedsstunde war also da. Wie verabredet, bewahrten die Señora und Lottchen heitere Fassung. Helene dagegen verriet, trotz eines gewissen äußeren träumerischen Gleichmutes, heimliche Unruhe, die sich in großer Rastlosigkeit offenbarte. Allen Leuten auf der Hacienda hatte Lottchen Lebewohl gesagt, sogar dem Pferde, auf dem sie sich an den kleinen Ausflügen der Señora zu beteiligen pflegte. Und nun trat sie vor den Buckligen hin. Er saß vor dem geöffneten Fenster auf demselben bequemen Stuhl, auf dem sie so manche Stunde geduldig ihrer völligen Genesung entgegengesehen hatte. Die sorgfältig gestimmte Geige lag neben ihm. Auch das war vorher verabredet worden. Obwohl noch immer gemartert von körperlichen Schmerzen, blickte er gefaßt um sich; in seinen Augen aber ruhte der Tod. Als er zu Lottchen emporschaute und die tiefe Wehmut gewahrte, die sich in dem vertrauten lieblichen Antlitz offenbarte, ergriff er hastig die ihm gereichte Hand.

„Fräulein Lottchen,“ sprach er mit fester Stimme, dagegen erhielt sein hageres Antlitz eine Art Leichenausdruck, „mein

letztes Wort an Sie ist das des innigsten Dankes. Ich war noch weit schlechter, als die Menschen glaubten. Ich haßte alles um meines eigenen unverschuldeten Unglücks willen. Ich haßte Schönheit, weil ich mir in deren Nachbarschaft doppelt häßlich erschien; ich verachtete Herzensgüte, weil ich selber keiner milden Regung mehr fähig war. Das hat sich geändert seit meinem Verkehr mit Ihnen. Ihnen und dem Umstande, daß ich Menschen fand, die noch schlechter als ich waren, ferner, daß ich in die Lage versetzt wurde, Ihnen zu dienen, Unheil von Ihnen abzuwenden und damit eine gute Handlung auszuführen, verdanke ich, daß mein erstarrtes Herz sich wieder erwärmte — lassen Sie mich ausreden, liebes Lottchen; sind es doch wohl die letzten Worte, die ich in meinem Leben an Sie richte, und aus denen ich noch recht oft freundlichen Trost schöpfen werde. Ja, Fräulein Lottchen, mein Herz ist von neuem aufgelebt. Ich fühlte mich zufrieden in dem Bewußtsein, wieder aufrichtige Zuneigung zu kennen, und nicht nur zu Ihnen und Valentin Tatzkow, dem ich vielleicht das Lieben ablernte, sondern zu allen Menschen — ja, Lottchen, das danke ich Ihnen bis zum letzten Atemzuge, und nach vielen Jahren, wenn ich längst von aller Qual erlöst bin, werden Sie gewiß zuweilen meiner freundlich gedenken und mit Nachsicht —"

Er konnte nicht weiter sprechen. Die Tränen, die er in Lottchens Augen sah, raubten ihm die Sprache. Über sein Antlitz eilte flackernde hektische Glut; Lottchens Hand emporhebend, berührte er sie leicht mit den Lippen, worauf er sie, wie in dem Bewußtsein, sich vergangen zu haben, schnell sinken ließ.

„Nur mit herzlicher Freundschaft kann ich Ihrer gedenken," sprach Lottchen bewegt, und ihre Hand glitt leise über das tief geneigte Haupt, „aber auch mit nie entschlummernder Dankbarkeit — wir beide wissen am besten, wer mich aus einer schrecklichen Gefahr errettete —"

„Nein, nein, Lottchen —"

„Also nichts mehr davon, Herr Fleder, wenn es Ihnen lieber ist. Wir waren stets gute Freunde und bleiben es bis ans Ende unserer Tage. Hier fällt Ihnen eine schöne Aufgabe zu. Ich schilderte Ihnen den Einfluß, den die Musik auf Helena

ausübt, und wie gerade gutes Geigenspiel die sich in ihr vollziehende Wandlung fördert — ich erprobte es ja so oft, wenn Schwermut sich ihrer zu bemächtigen drohte. Sie aber kennen alle meine Lieblingsmelodien, und die sind allmählich auch die Helenas geworden. Sie hat sich so innig an mich angeschlossen, daß der Abschied von ihr mir fast wie ein böses Verhängnis für sie erscheint, und doch muß ich fort. Sie wird mich weniger schmerzlich vermissen, wenn Sie durch Ihr Spiel mich bei ihr ersetzen, und wie mich, wird es auch Sie mit Stolz erfüllen, dereinst sagen zu können, daß Sie nicht am wenigsten zu der glücklichen Wendung in der, früher ernste Besorgnisse erweckenden Gemütsstimmung Helenas beitrugen —"

„Man wartet draußen," fiel Archibald freundlich ein.

„So leben Sie denn recht, recht wohl," fuhr Lottchen fort, „sobald Sie hören, daß der Wagen davonrollt, seien Sie meines Rates eingedenk."

Noch einmal drückte sie dem alten Gefährten die Hand, und leichten Schrittes eilte sie auf den Hof hinaus.

Gefaßt küßte sie die Señora. Nur wenige Worte wechselten sie; was sie hätten sagen mögen, lag in den Blicken, mit denen sie sich gegenseitig in die Augen schauten.

Die Señora betrachtete ihre Tochter angstvoll. Wie aus Marmor gemeißelt stand dieselbe da, den Blick starr auf die Pferde gerichtet, die ihr die schwesterliche Freundin entführen sollten. Aber auch als Lottchen sie umarmte, sie küßte und ihrem Lebewohl lächelnd ein inniges: „Auf Wiedersehen" beifügte, milderte sich nicht die Starrheit ihres Blickes. Wie eine Statue nahm sie die zärtlichen Liebkosungen hin, ohne sie zu erwidern. Wie eine Statue verharrte sie, als Lottchen mit einem letzten langen Blick in der Señora tränenschwere Augen an den Wagen trat und ihn, von Saavedra und Gonzales unterstützt, bestieg.

„Fort!" rief sie mit halberstickter Stimme dem Kutscher zu. Die Maultiere setzten sich alsbald in eine schnelle Gangart. Lottchen sah nicht mehr zurück. Auch das war vereinbart worden. Hätte sie aber einen letzten Scheidegruß mit den Zurückbleibenden wechseln wollen, es wäre ihr nicht möglich

gewesen, so heftig trat nunmehr der lange bekämpfte Trennungs=schmerz in seine Rechte ein.

Helena stand noch immer wie gelähmt, die Blicke auf den sich schnell entfernenden Wagen gerichtet. Weder Saavedra noch Gonzales wagten, das plötzlich eingetretene beängstigende Schweigen zu brechen. Die Señora bebte. Sie fürchtete, ihre Tochter anzureden, den verhaltenen Schmerz zum Ausbruch zu bringen.

Da drang ein unendlich weicher, sich gleichsam an die Herzen anschmiegender Ton durch das geöffnete Fenster zu den vor der Tür Versammelten heraus, und

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten was man hat,
Muß scheiden,"

folgte es mit einem Ausdrucke so ergreifend, daß man die Worte aus der Melodie hätte heraushören können. Auf Helena wirkte die Musik wie ein Zauber. Schon beim ersten Ton begannen ihre Züge sich zu beleben, und indem sie mehr und mehr die Stellung einer erstaunt Lauschenden annahm, erhielten ihre schönen klugen Augen einen eigentümlichen schwärmerischen Glanz.

„Muß scheiden, muß scheiden,"

wiederholte Archibald Fleder unbeschreiblich sanft und schwer=mütig, um eine kurze Pause eintreten zu lassen.

Helena kehrte sich befremdet um. Ihr Blick fiel auf Gon=zales, der sie gleichsam mit seinem ganzen Herzen betrachtete.

Wenn Menschen auseinander gehn,"

fuhr der Bucklige fort, die eigenen schmerzlichen Empfindungen zu offenbaren.

In Helenas Antlitz schoß lodernde Glut, begleitet von einem wunderbaren Lächeln des Entzückens. Wie auf der Flucht vor den auf ihr ruhenden besorgnisvollen Blick, trat sie vor Gon=zales hin, und dessen Hand ergreifend, legte sie diese schmeichelnd auf ihre Wange.

Gonzales, förmlich verwirrt und doch von berauschender Freude durchströmt, wechselte einen flüchtigen Blick mit der Señora, aus deren Antlitz tödliche Spannung ihm entgegen=

leuchtete. Dann sah er wieder in die zu ihm erhobenen geheimnisvoll glühenden Augen, und als ob in diesem einzigen Blick ein heiliges Verständnis gelegen habe, Helena aber in der Art der Offenbarung ihres Denkens und Empfindens über weite Zeiträume ihres erneuten Verkehrs mit der gesitteten Welt hinweggehoben worden wäre, schlang sie die Arme um seinen Nacken, um von ihm in eine innige Umarmung gezogen zu werden. Was auch immer während des vieljährigen Aufenthaltes in der Wildnis und in der Umgebung eines unbändigen Volksstammes für sie verloren gegangen sein mochte: die Keime der geheimnisvollen Regungen eines reinen jungfräulichen Herzens, das der Genius der Liebe unter den widrigsten Verhältnissen treu bewachte, sie hatten nicht erstickt werden können. Die jugendliche Blüte hatte sich erschlossen, um der bereits angebahnten holden Gesittung ein Feld zu bieten, empfänglicher und dankbarer, als es durch die Liebe der Mutter und einer schwesterlichen Freundin hätte vorbereitet werden können.

Der Bucklige spielte weiter, durch seine Melodien dem noch immer herrschenden erwartungsvollen Schweigen den Charakter des Peinlichen raubend. Es waren Melodien, die in seinem eigenen neugeborenen Herzen ihren Nachhall fanden: Klagen um verlorenes, wehmütige Freude über das, was ein versöhntes Geschick ihm dennoch dargereicht hatte. Melodien, wohltätig vibrierend in der Brust derjenigen, bei denen verlorene lange Jahre durch eine einzige Minute des Glückes aufgewogen und ausgeglichen wurden.

Und weiter spielte der Bucklige, während ihm die hellen Tränen über das hagere Antlitz rannen, seine Blicke mit seltsamer Weichheit an den beiden in seinem Gesichtskreise befindlichen glücklichen Menschen hingen. Weiter spielte er, nicht jubelnd oder zu stürmischer Freude herausfordend, sondern zart und leise, daß die Töne zu einem Gebet wurden.

Da trat Saavedra, auf den niemand geachtet hatte, geräuschlos neben die Señora hin.

„Gonzales wird wohl ein wenig länger bleiben wollen,“ flüsterte er ihr zu, indem er ihr die Hand reichte.

„Er soll, er muß,“ antwortete die Señora ebenso leise, und mütterlicher Stolz strahlte aus ihren Augen.

„So grüßen Sie ihn von mir,“ fuhr Saavedra fort, „ich aber will nicht länger säumen, den Wagen einzuholen und Lottchen eine Kunde zu überbringen, wie ihr wohl schwerlich eine beglückendere hätte zugetragen werden können.“

Er schritt zu seinem Pferde hinüber. Die Zügel von dem Hirten in Empfang nehmend, schwang er sich in den Sattel.

Als er über den Rasen des Hofes ritt, lüftete er grüßend seinen Hut. Nur die Señora dankte durch Neigen des Hauptes. Die anderen sahen ihn nicht.

Erst als das Pferd in die Landstraße einbog, spähte Helena erstaunt um sich. Sie meinte, eine ganze Lebenszeit verträumt zu haben. Als sie dann wieder in Gonzales Augen schaute, flackerte neue Glut auf dem lieben Antlitz empor. Beschämt wand sie sich aus seinen Armen, und mit dem Ausruf: „Mia, madre“! eilte sie auf die Señora zu, um von dieser ans Herz gezogen zu werden.

Der Bucklige spielte noch immer, aber niemand achtete auf ihn. Die höher steigende Sonne schien warm auf die noch tränenfeuchte, mit unzähligen Spinngeweben überzogene Erde nieder, aber auch sie wurde nicht beachtet. Der Sonnenschein in den drei Herzen überstrahlte ja alles und rückte das Alltägliche, Selbstverständliche in den Schatten.

Der Bucklige spielte noch immer, jedoch nicht mehr für andere denn vor der Tür war es einsam geworden. Er spielte, was er empfand, und wie tröstlichen Erzählungen von wechselndem Leid und Freude lauschte er den von ihm selbst erzeugten Melodien.

„Sie werden noch bleiben müssen,“ wiederholte die Señora Saavedras Worte zu Gonzales, indem sie zwischen ihm und Helena ins Haus hineinschritt.

„Wenn Helena damit einverstanden ist,“ antwortete Gonzales, zu dieser gewendet, aus überströmendem Herzen.

Helena begriff die Meinung seiner Worte wohl nicht ganz; denn sie sann ein Weilchen nach, bevor sie mit lieblichem Stolz erwiderte, in ihrer glücklichen Erregung aber, jeden Zwang

abstreifend, zu den alten indianischen Redewendungen ihre Zuflucht nahm:

„Gonzales ist mein Herr, ich will ihm dienen, ich will für ihn arbeiten. Ich kenne nur meinen Herrn," und mit den letzten Worten legte sie ihr Antlitz wiederum schmeichelnd in seine Hände.

Die Señora war von ihm fortgetreten. Gleich darauf verstummte die gedämpft nach dem inneren Hofe herüberschallende Musik. Die Señora hatte den Buckligen unterbrochen, indem sie die Hand auf seine Schulter legte.

„Sie sollen uns allen ein lieber, lieber Freund sein," sprach sie gütig zu dem wie aus schweren Träumen Erwachenden, „denn was Sie an mir und den Meinigen getan haben, kann nur ein Höherer lohnen."

„Ich? Was könnte ich anderes getan haben, als eine übernommene Pflicht zu erfüllen?" fragte Archibald Fleder verwirrt.

„Sie vollendeten mit Ihrem Spiel, was unser gemeinschaftlicher Schützling anbahnte, und das ist mehr, als die Erfüllung einer Pflicht. Aber Sie werden fernerhin einwirken auf das jugendliche Gemüt, damit es sich entwickle zu eigenem und zu anderer Glück."

Der Bucklige hob Bogen und Geige empor, wie um seine tiefe Bewegung hinter erneutes Spiel zu verbergen, ließ aber beides ermattet wieder sinken. Die Señora, seinen Gedankengang erratend, entfernte sich geräuschlos.

„So hätte ich dennoch nicht umsonst gelebt, nicht umsonst gelernt, gelitten und gerungen," lispelte der Bucklige vor sich hin, dann versank er in Träumereien. —

„Damit ein jugendliches Gemüt sich weiter entwickle zu eigenem und zu anderer Glück," hatte die Señora gesagt. Doch wo blieben alle die Einwirkungen, die der Musik, wie die der Freundschaft und der Mutterliebe im Vergleich zu der reinen jungfräulichen Zuneigung, getragen von dem ernstlichen Bestreben, sich desjenigen würdig zu erweisen, der ihr als erster in ferner Wildnis die rettende Hand entgegengestreckt hatte? Der sie hegte und überwachte wie einen köstlichen Schatz, und dem

ihr eigenes Gemüt sich in jener innigen Verkettung angeschmiegt hatte, wie sie in den fernen Wäldern so oft an blühenden Gewächsen beobachtete, die lustig an kräftigen Eichen emporrankten, um sich an ihnen zu halten, gleichzeitig mit ihnen furchtlos den Stürmen zu trotzen, und sich gemächlich von ihnen wiegen zu lassen. Indianische Redewendungen und blindes Unterwerfen unter den Willen des Auserkorenen, das waren zwei Perlen, die sie auch in ihrem ferneren Leben schmücken sollten.

Auf den letzten Abschied von Gonzales mußten Roland und Eugenie verzichten. Als Saavedra spät abends mit Lottchen in Santa Fé bei ihnen eintraf, erstaunten sie freudig über die zwar geahnte, jedoch nicht so bald erwartete Kunde. Sie hießen sie doppelt willkommen, weil Lottchen dadurch von der Unruhe befreit wurde, mit der sie bisher Helenas gedacht hatte.

Folgenden Tages siedelten alle nach dem Waldessaum über, wo zwei geräumige Zelte in der Nähe mehrerer leicht gebauter Lastwagen ihrer harrten.

Als die Reisenden in Saavedras Begleitung sich dem Lager näherten, schallte ihnen schon aus der Ferne ein Siegesmarsch entgegen, den der ehrliche Valentin unter Aufbietung der äußersten Kraft seiner Lungen erzeugte. Endlich vor ihm eingetroffen, salutierte er anmutig mit seinem Rieseninstrument. Brauen, Wangen, Mundwinkel zuckten dabei energisch, als wären noch einige Donnertöne zwischen ihnen haften geblieben, die krampfhaft um Erlösung aus ihrer Gefangenschaft flehten. Höflich verneigte er sich darauf vor allen Herrschaften, die ihm der Reihe nach die Hand reichten. Zartfühlend begrüßte er auch Lottchen, wie eine fremde Dame; aber sein Herz lachte vor Entzücken, als Lottchen ihn ihren alten Freund nannte und heiter erklärte, daß in der weiten, weiten Prairie die Tuba eine annehmbare Begleitung zu ihrer Geige bilden möchte.

Dieser letzte Tag ging zu Ende und die Nacht verrann, und als die ersten Strahlen der Sonne über die taufeuchte Ebene von Santa Fé hineilten, da zog die Karawane dem flammenden Osten entgegen, während Saavedra sich heimwärts wandte.

Vorauf fuhr der leichte Wagen mit Eugenie, Lottchen und der kleinen Lucie. Daneben ritt Roland. Auch Valentin Tatz=

kow war beritten aber trotz der Frömmigkeit seines Maultiers hatte er es vorgezogen, die Tuba auf einem der Lastwagen sicher zu verstauen.

Heiteres Wetter, der sogenannte Indianersommer begünstigte die schnelle Fahrt. Die Nächte wurden zwar kühl, allein das erhöhte nur den Reiz der Stunden vor den abendlichen Lagerfeuern. Auch zeugten lang gestreckte Rauchwolken und schwarze Aschenflächen, über die ihr Weg zeitweise hinführte, von den herbstlichen Prairiebränden, die indessen nie bedrohlich wurden. So rief es fast den Eindruck hervor, als ob alles sich vereinigt habe, den Reisenden das Erreichen ihres Zieles zu erleichtern.

Heiter, wie die lieblichen Herbsttage, war auch die Stimmung jedes einzelnen. Mochte immerhin allmählich mehr und mehr funkelnder Reif statt des Tau's die Rosen schmücken: die Herzen, die schlugen so warm, daß sie keinen Frost zu fürchten brauchten, wie die armen Herbstblumen, die traurig ihre Häupter senkten zum letzten Schlaf.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein junges Herz in Ängsten.

Das Häuschen, das Betsy Murner bewohnte, war nach deren Flucht trotz des entschieden ausgesprochenen Willens des Colonels nicht geschlossen worden. Im Gegenteil, es herrschte regeres Leben dort, als zuvor, indem der alte Queer es für die Zeit seines Aufenthaltes bei dem Colonel zu seiner ständigen Wohnung gewählt hatte. Er erklärte, dort das Eintreffen Rolands abwarten zu wollen, um ihm den freundlichen Wohnsitz einzuräumen und dann zu den Seinigen heimzukehren.

In behaglichster Stimmung saß der alte Methodist in demselben Zimmer, in dem Betsy ihn zu empfangen pflegte. Ihm gegenüber saß Douglas, auf seinem hübschen sonnverbrannten Gesicht den Ausdruck des Mißmutes und der Unzufriedenheit.

Erst am vorhergehenden Tage war er eingetroffen, nachdem er wer weiß wie viele Städte besucht hatte, wo er nur immer für möglich hielt, eine Spur von Lottchen Hagenberg zu entdecken. Sein Umherwandern erhielt damit seinen Abschluß, daß er sich plötzlich mit dem Direktor Murner in Verbindung setzte, sogar auch dessen Tochter Betsy wiedersah, von beiden aber erfuhr, daß man den Namen Lottchen Hagenberg überhaupt nicht kenne und daher wohl eine Verwechselung mit der bekannten Roswitha Winsel stattgefunden habe. Mochten aber ihre Mitteilungen lauten, wie sie wollten: aus allem ging hervor, daß er von dem Kapellmeister, den Murner sowohl, als auch seine Tochter einen schamlosen Betrüger nannten, hinterlistig getäuscht worden war. Sein nächster Weg führte ihn dahin zurück, wo er erwarten durfte, Näheres über die Gesuchte von dem Colonel selbst zu erfahren. Seine Hoffnung, daß Lottchen unterdessen zurückgekehrt sein möchte, zerfiel, als er beim Eintritt in das Häuschen von dem wunderlichen Methodisten empfangen wurde, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als ihn über den ganzen Sachverhalt genau zu unterrichten.

„Diesen hinterlistigen Kapellmeister lassen Sie nur laufen," riet jener, als er Douglas, entrüstet über die doppelte Täuschung, deren Opfer er gewesen war, sich bereit erklärte, gerichtliche Verfolgung gegen den verkappten Mädchenhändler einzuleiten, „er schickte Sie eben auf eine Wildgänsejagd, was mancher in seiner Lage nicht besser gemacht hätte; nebenbei läßt sich aus Ihren eigenen Mitteilungen schließen, daß er über den jetzigen Aufenthalt Ihres Lottchens nicht mehr weiß, als Sie selber. Vielleicht suchte er auch das Weite, nachdem er sich überzeugt hatte, daß hier auf alle Fälle nichts für ihn zu holen ist. Mag er daher für uns verschollen sein, ebenso der Direktor Murner samt seiner hoffnungsvollen Tochter. Die paar tausend Dollars, die sie dem Colonel abschwindelten, machen diesen nicht unglücklich; dagegen würde es ihn, namentlich in seiner jetzigen menschenfeindlichen Stimmung sehr peinlich berühren, wollten wir um die widerwärtige Angelegenheit viel Staub aufwirbeln, zumal dadurch keine drei Prozent von dem geraubten Gut zurückgewonnen würden. Sprechen wir also von

anderen Dingen. Welche Nachrichten empfingen Sie zum Beispiel aus Ihrer Heimat?" und durchdringend sah der alte Herr in das frische Antlitz des jungen Traders.

„Die erstaunlichsten," antwortete dieser lebhaft. „Nachrichten, die mich in den Stand setzen, den Winter hier im Osten zu verbringen, ohne daß meine Mutter deshalb vereinsamt wäre. Meine Schwester, die als Kind von den Wilden geraubt wurde, befindet sich wieder im elterlichen Hause. Sie soll sehr schön und auf dem besten Wege sein, alles, was sie in Rücksicht auf ihre Erziehung versäumte, vollständig nachzuholen —"

„Roland schrieb mir davon," warf Queer nachlässig ein, „erfuhren Sie sonst nichts Neues?"

„Nichts Erhebliches. Bei meinem unsteten Umherschweifen konnte unser Briefwechsel nur ein sehr dürftiger sein."

„So ist es auch nicht anzunehmen, daß Ihr Lottchen, anstatt nach den östlichen Staaten zurückzukehren, heute noch in Neu-Mexiko munter den Fiedelbogen handhabt."

Douglas blickte forschend in des alten Herrn ruhige Augen. Mancherlei Gedanken schienen sich in seinem Kopf zu kreuzen, denn erst nach einer Pause antwortete er zögernd:

„Unmöglich. Die Nachrichten, die ich damals einzog, waren zu unzweideutig, um Zweifeln Raum geben zu dürfen. Ferner hätte sie mit ihrem Spiel nimmermehr verborgen bleiben können. Meiner Mutter wären die Gerüchte über sie zu Ohren gekommen, und ohnehin unzufrieden mit der Teilnahme, die ich dem armen Mädchen zollte, würde sie nicht gezögert haben, mir das Ungünstigste ausführlich mitzuteilen."

„Ja, ja, so sind die Weiber, ich kenne das. Doch was bezwecken Sie zunächst, wenn Sie mir die Frage erlauben wollen?"

„Vorläufig bleibe ich hier, wenigstens so lange, bis ich Roland gesprochen habe. Wo ich den Winter verbringe, ist noch unentschieden. Wäre die Jahreszeit nicht zu weit vorgeschritten, möcht' ich vielleicht heimkehren. Scheue ich die winterlichen Reisen auch nicht, so bieten sie doch zu wenig Verlockendes, um sie ohne dringenden Grund zu unternehmen. Begebe ich mich im Frühling mit einer Handelskarawane auf den Weg, so verbinde ich das Nützliche mit dem Angenehmen."

„Mit anderen Worten, Sie bleiben hier, weil Sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben haben, die kleine Landstreicherin irgendwo zu entdecken."

„Die Bezeichnung Landstreicherin erscheint mir etwas übel gewählt."

„Weil Sie ihr zu tief in die Augen geschaut haben."

Über Douglas' Antlitz flog es wie ein Schatten der Ungeduld. Die würdige Erscheinung des seltsamen alten Herrn beruhigte ihn indessen sogleich wieder, worauf er erzwungen gleichmütig erwiderte:

„Nie überschritt ich der jungen Künstlerin gegenüber die Grenzen achtungsvoller Höflichkeit. Unter meinem Schutze reiste sie mit ihren Kunstgefährten nach Santa Fé, und nachdem wir uns erst getrennt hatten, verlor ich sie bald aus den Augen. Ich mußte mir sogar gefallen lassen, daß sie von ihrem kärglichen Erwerb mir kleine Auslagen zurückerstattete. Gern hätte ich ihr meinen Schutz und den meiner Freunde weiter zugewandt, allein sobald sie das erriet, entfloh sie auf geheimnisvolle Weise."

„Immerhin seltsam, Mr. Douglas; man flieht im allgemeinen nicht jemand, dem man zu Dank verpflichtet ist."

„Sie war mir zu nichts mehr verpflichtet. Ich vermute indessen, sie fürchtete, daß ihr irgend welche Gefälligkeiten aufgedrungen werden könnten."

„Sie hätten sie ruhig sollen laufen lassen," versetzte Queer achselzuckend, doch suchten seine Blicke wieder des jungen Mannes Augen, „erhält man derartige Beweise der Abneigung von jemand, so meidet man ihn, anstatt ihn überallhin zu verfolgen."

„Sie ist kein gewöhnliches Mädchen, sonst möchte ich wohl ähnlich gedacht haben," entgegnete Douglas sinnend, „sie gehört zu jenen achtungswerten Erscheinungen, an deren guter Meinung jedem, der sie kennt, gelegen ist. Sie floh mich allerdings, ich leugne es nicht, und da peinigte mich der Gedanke, daß ich, obwohl vom besten Willen für sie durchdrungen, die unschuldige Ursache war, wenn ihre Zukunft sich ungünstig gestaltete. Was war da natürlicher, als der Wunsch, sie wieder

zu sehen, um sie von der Grundlosigkeit der mir heute noch unerklärlichen Furcht zu überzeugen.“

„Und nicht müde zu werden, sie über den ganzen Erdball zu suchen,“ fügte Queer gelassen hinzu, „o, ich kenne das; in dergleichen Angelegenheiten, überhaupt in Familienangelegenheiten, bin ich nicht ganz unerfahren. Hm, ja, nebenbei klingen Ihre Auseinandersetzungen recht verständig, lassen sich aber in die wenigen Worte zusammenfassen: Sie sind bis über den Kopf in die junge Geigenspielerin verliebt.“

Douglas lachte erzwungen; dann sprach er, nach besten Kräften Gleichmut erheuchelnd:

„Wollen Sie eine recht herzliche Teilnahme so nennen, dann allerdings, zumal diese Teilnahme sich auf Achtung begründet. Und schön ist das Mädchen, sogar sehr schön. Man kann nicht auf sie hinsehen, ohne von einer gewissen Rührung ergriffen zu werden; namentlich wenn man weiß, daß sie auf einen harten Kampf mit dem Geschick angewiesen ist.“

„Eine jener Erscheinungen, die man am liebsten heiraten möchte, um ihr den Kampf ums Dasein zu erleichtern,“ fügte Queer mit berechnetem Spott hinzu.

„Warum nicht?“ versetzte Douglas lachend, „in diesem Falle müßte sie indessen zuvor gefunden werden, außerdem ist der Widerstand, auf den ich bei meiner Mutter stieße, nicht zu unterschätzen.“

„Weiber bleiben Weiber,“ erklärte der alte Herr mit Entschiedenheit, „und was den Widerstand der Weiber in solchen Dingen anbetrifft — o, auch darin habe ich eine kleine Schule hinter mir.“

So plauderten die beiden am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, so plauderten sie Wochen hindurch fast täglich, wobei sich das Vertrauen zwischen ihnen mehr und mehr befestigte. Auch bei dem Colonel wurde Douglas durch den alten Herrn eingeführt, nachdem dieser zuvor dringend geraten hatte, durch nichts an das peinliche Ereignis mit der falschen Charlotte Hagenberg zu erinnern, nicht einmal diesen Namen in des Colonels Gegenwart auszusprechen. —

So ging die Zeit dahin, als Douglas eines Nachmittags die Kunde erhielt, daß Roland in der Stadt eingetroffen sei, je-

doch fürs erste Wohnung in einem Gasthofe genommen habe. Ohne Säumen begab er sich nach dorthin auf den Weg. Auf seine Frage nach den Fremden wurde er nach deren Wohnung hinaufgewiesen. Der Kellner, der ihn führte, hatte nicht bemerkt, daß Roland kurz zuvor mit Eugenie und Lucie das Haus verließ, um zunächst dem Colonel einen Besuch abzustatten. Lottchen hatte er wohlweislich zurückgelassen, um sich zuvor mit Queer über das weitere Verfahren zu verständigen.

„Sie sind zu Hause," sprach der Kellner, indem er auf eine Flügeltür wies, in der der Schlüssel steckte, „das ist der Parlour, dort werden Sie Mr. Roland wohl finden," und eilfertig begab er sich wieder ins Erdgeschoß hinab.

Douglas war vor die Tür getreten. In seiner Freude, einen alten Bekannten und Geschäftsfreund wiederzusehen, öffnete er fast ebenso schnell, wie er klopfte, so daß die Aufforderung, einzutreten, für ihn verloren ging.

Mit lebhaften Bewegungen überschritt er die Schwelle und zog die Tür hinter sich zu. Anstatt aber den ihm auf den Lippen schwebenden heiteren Gruß auszusprechen, blieb er wie gebannt stehen. Sein Blick war auf Lottchen gefallen, die in der Nähe des Fensters in einem Buche las. Ahnungslos, vielleicht Roland vermutend oder den alten Tubabläser, der ebenfalls in dem Gasthofe untergebracht worden war, hatte sie „Herein!" gerufen. Das schnelle Öffnen mochte sie in ihrer Vermutung bestärkt haben, denn es vergingen mehrere Sekunden, bevor sie sich aufrichtete und Douglas vor sich stehen sah.

Ihre erste Regung war, sich zu erheben, allein kraftlos sank sie zurück; und nun saß sie da, als ob das Leben im Begriff gewesen wäre, die von einem unbeschreiblichen Liebreiz umflossene zarte Gestalt zu verlassen. Ihr Antlitz war todenbleich. Angst sprach aus ihren Zügen, während ihre großen blauen Augen starr an Douglas hingen, heftiges Zittern ihren Körper durchlief und das Buch ihrer Hand zu entfallen drohte.

So verrannen wiederum mehrere Sekunden in lautloser Stille. Dann aber gewann Douglas seine Fassung zurück.

„Fräulein Hagenberg," hob er mit seinem wohlklingenden Organ an, und er trat bis auf einen Schritt vor die tief Be-

stürzte hin, ihr zugleich die Hand reichend, „unmöglich konnte ich ahnen, hier einen anderen zu finden, als meinen langjährigen Freund Roland; ich würde sonst sicher vermieden haben, Sie durch mein Erscheinen zu beunruhigen. Jetzt aber, da ein unbegreiflicher Zufall mich mit Ihnen zusammenführte, fordern Sie nicht — ich flehe Sie darum an — daß ich von dannen gehe ohne den Versuch, Sie von jener rätselhaften Furcht zu befreien, von der Sie so vielfach die unzweideutigsten und daher mir um so schmerzlicheren Beweise abgelegt haben."

„Sie sind ausgegangen," brachte Lottchen mühsam hervor, während Tränen in ihren Augen zusammenliefen, und zaghaft entzog sie Douglas die Hand, „sie gingen vor einer Weile — Herr Roland, seine Frau und das Kind — ich weiß nicht, wann sie zurückkehren — es mag länger dauern —"

Sie wollte sich erheben, um dadurch anzudeuten, daß sie die Zusammenkunft abzukürzen wünsche, als Douglas sie abermals bat, ihm ein kurzes Zwiegespräch zu bewilligen.

„Nur Ihrer Ruhe soll es gelten," sprach er innig, indem er sich Lottchen gegenüber niederließ, „denn ich ertrage nicht das Bewußtsein, durch mein Erscheinen alle Ihre Hoffnungen und Erwartungen jedesmal jäh zu durchkreuzen. Das soll und muß ein Ende erreichen, und deshalb begrüße ich mit doppelter, wenn auch wehmütiger Freude, das wie durch ein Wunder herbeigeführte Wiedersehen."

Er säumte, wie um Lottchen Muße zur Erwiderung zu gönnen. Da diese aber, nunmehr von heller Glut überströmt, das Antlitz neigte und sichtbar nach Fassung rang, fuhr er mit tröstlicher Wärme fort:

„Wenn ich je vermessen Ihre Nähe suchte, so geschah es nur aus herzlicher, uneigennütziger Teilnahme. Auch wollte ich das Wort, das ich Ihnen, freilich durch einen dritten, gab, gewissenhaft einlösen, nämlich das Versprechen, Sie in allen Lebenslagen gewissenhaft zu beschützen."

Lottchen sah auf und gerade in die auf sie gerichteten ehrlichen Augen. Nur eine Sekunde schwankte sie. Dann verschärfte sich die Glut ihrer Wangen und ihre Lippen bebten, indem sie anhob:

„Großmütig versprachen Sie mir einst Ihren Schutz. Sie entrissen mich einer Gefahr, deren Umfang mir fremd ist, die ich aber auf das Zeugnis meiner Freunde hin für furchtbar halten mußte. Sie führten mich aus dem Bereich der geheimnisvollen Nachstellungen, führten mich nach einem entlegenen Landesteil und damit hatten sie Ihre Zusage erfüllt. Wäre es da nicht undankbar gewesen, fernerhin Ihre Wohltaten —"

„Nein, Fräulein Hagenberg, was Sie von mir erfuhren, waren keine Wohltaten. Ich handelte, wie es Pflicht eines jeden Ehrenmannes gewesen wäre, und dann — verzeihen Sie, wenn ich daran erinnere, die geringen Kosten der gemeinschaftlichen Reise berichtigten Sie mit einer Ängstlichkeit, die mir sehr, sehr schmerzlich —"

„Ich wollte Sie nicht verletzen," nahm Lottchen ein wenig lebhafter das Wort, und ihr Mut und Selbstvertrauen schienen in demselben Maße zu wachsen, in dem das Gespräch weiter gesponnen wurde, „nein, nichts lag mir ferner; die Empfindungen der Dankbarkeit sind durch mein Verfahren am wenigsten verwischt worden. Ich mußte meine Freiheit, meine Unabhängigkeit zurückgewinnen und damit jene Ruhe, ohne die die Fähigkeit des Broterwerbs, das Vertrauen zu mir selbst vielleicht unheilbar erschüttert worden wären."

„Ich achte und ehre Ihre Grundsätze aus tiefster Seele," entgegnete Douglas ernst, „allein nachdem die materielle Frage zwischen uns ausgeglichen war, was verbrach ich, daß Sie mir die letzte Gelegenheit raubten, als uneigennütziger Freund und Ratgeber zu Ihnen zu sprechen? Statt dessen mußte ich erfahren, daß da, wo Sie mit Ihren Gefährten kaum festen Fuß gefaßt hatten, mein bloßer Anblick genügte, Sie zu vertreiben. Mußte nun nicht der Argwohn in mir keimen, mich unbewußt an Ihnen schwer vergangen zu haben? Und war es etwa eine tadelnswerte Regung, wenn ich trachtete, das zwischen uns schwebende Mißverständnis — und anderes kann es nicht gewesen sein — zu lichten?"

Lottchen holte tief Atem. Wie schwer ihr die Antwort wurde, verriet sich in dem festen Griff, mit dem ihre Hände das auf ihrem Schoß liegende Buch umklammerten; allein sie

bezwang sich, und mit ruhiger Würde floß es von ihren Lippen:

„Ich wiederhole: Ihr großmütiger Schutz erreichte mit unserem Eintreffen in Santa Fé sein Ende. Wünschten Sie die Form eines freundlichen, bis zu einem gewissen Grade vertraulichen Verkehrs länger aufrecht zu erhalten, so durfte ich solche Beweise wohlwollender Gesinnungen nicht annehmen. Ich war gezwungen, das zu tun, was später auf alle Fälle von Ihrer Seite hätte geschehen müssen, dann aber um so peinlicher für mich gewesen wäre. Ich spreche offen, und weiß nicht, woher ich den Mut dazu nehme," schaltete sie mit bebenden Lippen ein, „und doch darf ich es nicht ungesagt lassen: Sie befanden sich in Ihrer Heimat, in den Kreisen angesehener Freunde und Verwandte; Sie durften nicht länger die Bekanntschaft mit einer fahrenden Geigenspielerin pflegen, die der Zufall Ihnen in den Weg geworfen hatte, nein — nicht einmal aus Mitleid."

„Gebrauchen Sie nicht solch herbes Wort," versetzte Douglas in beschwörendem Ton, „suchte ich Sie in den Konzerträumen auf, so geschah es nicht allein, um Ihren Vorträgen zu lauschen, sondern auch um darzutun, daß ich keine etwa durch Verwandtschaft oder Lebensstellung bedingte Scheidewand anerkannte; da aber, wo man in elender Verblendung eine solche als vorhanden wähnte, durch mein eigenes Benehmen Aufklärung und Verständnis zu schaffen."

„Und lag solchem Verfahren kein Mitleid zugrunde?" fragte Lottchen, in ihrer Ratlosigkeit blindlings nach Einwänden haschend. „Sie leugnen es. Behielten Sie indessen Recht, so hätte das einer derartigen Deutung bei anderen nicht vorvorgebeugt."

„Wo es nicht in meiner Gewalt gelegen hätte, frevelhafte Meinungen zu berichtigen, da wäre ich wenigstens imstande gewesen, sie mit Verachtung zu strafen," erwiderte Douglas vorwurfsvoll.

„Um so mehr war ich zu den peinlichsten Rücksichten gezwungen," versetzte Lottchen leiser, und kaum verständlich setzte sie hinzu: „um Ihrer selbst, um meinetwillen, mochte es

immerhin mit Opfern verknüpft sein. Denn nur deshalb begab ich mich schließlich allabendlich an einen Ort, wo ich sicher sein durfte, fremder Aufmerksamkeit entzogen zu bleiben, und wo, wenn ich entdeckt wurde, man mit einem verurteilenden Achselzucken über mich hinweggesehen hätte. Und dennoch —" sie stockte, und jäh, wie sie gekommen war, wich die Glut von ihrem süßen Antlitz.

„Und dennoch folgte ich Ihnen auch dahin," beendigte Douglas leidenschaftlich den angefangenen Satz, „heimlich folgte ich Ihnen, von dem Willen durchdrungen, Sie zu überwachen, zur Hand zu sein, wenn Sie des Schutzes bedürftig sein sollten. Und daß meine Besorgnis nicht unbegründet" — er brach ab, sobald er bemerkte, daß Lottchen das Haupt wieder neigte und, offenbar in Erinnerung der angedeuteten Szene von dem Purpur der Scham überströmt wurde. Um ihre Bestürzung zu mildern, fuhr er indessen alsbald wieder fort: „Wo sie demnächst eine sichere Zufluchtsstätte fanden, ich ahne es nicht; noch weniger maße ich mir das Recht an, darnach zu forschen. Wohl aber darf ich beteuern, daß mich seitdem eine namenlose Unruhe verzehrte, daß ich mir vorwarf, wenn auch von dem redlichsten, uneigennützigsten Willen beseelt, Ihre Lage verschlimmert zu haben. Nur den einzigen Wunsch kannte ich, Ihnen noch einmal zu begegnen, Sie zu beschwören, sich in Ihren Entschlüssen nun und nimmermehr durch irgendwelche Furcht vor Störungen von meiner Seite bestimmen zu lassen. Und so habe ich seitdem als rastloser Wanderer die östlichen Staaten, wo ich Sie vermuten mußte, durchforscht. Ich ging hierher, wo ich von einem hinterlistigen Feinde auf eine falsche Spur gelenkt wurde und gleichzeitig entdeckte, daß mit Ihrem Namen ein frevelhaftes Spiel getrieben worden war. Und weiter wanderte ich unermüdlich, bis ich endlich abermals hierher zurückkehrte und die Kunde von dem baldigen Eintreffen Rolands vernahm. Wer aber hätte mir gesagt, wie hätte ich ahnen sollen, daß ich Sie in seiner Gesellschaft finden würde? Und so betrachte ich es nicht mehr als einen Zufall, sondern als die Fügung eines versöhnten Geschickes, was mich trieb, so ungestüm hier einzudringen; und wenn ich jetzt scheide — es muß

wohl ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen sein — so hoffe ich, daß diese letzte Zusammenkunft Ihnen nicht mehr als ein Mißgeschick gilt."

„Nicht als Mißgeschick," antwortete Lottchen sichtbar bewegt, „ich konnte nur glauben, sogar nur wünschen, längst vergessen zu sein —"

„Vergessen?" fragte Roland einfallend, und Wehmut klang aus seiner Stimme, indem er die schöne Gestalt mit heißen Blicken umfing, „halten Sie für möglich, daß mit meinem Scheiden von hier Ihr freundliches Bild meinem Gedächtnis entschwinde? Nein, Sie dürfen es nicht, sollen es nicht — nur noch eine kurze Erklärung gönnen Sie mir, die mir selber in späteren Tagen zur Beruhigung gereicht, die Erinnerung an diese Stunde weniger herbe erscheinen lassen wird," schaltete er ein, als Lottchen ihn mit ihren großen Augen bestürzt ansah und Miene machte, sich zu erheben. „Nein, Sie dürfen es nicht," wiederholte er noch inniger und er ergriff ihre Hand, die so kalt war, als wäre mit der rosigen Farbe von ihrem Antlitz der letzte warme Blutstropfen aus ihren Adern gewichen, „Sie dagegen sollen die Überzeugung mit in die Zukunft hineinnehmen, daß es nicht Laune oder das Trachten nach einer flüchtigen Augenweide war, was mich einst in dieser Stadt Tag für Tag trieb, Sie zu sehen —"

Er säumte. Indem er dem Gespräch diese Wendung gab, entdeckte er, daß Lottchens Augen förmlich erstarrten, ein so banges Erstaunen aus ihnen lugte, als wäre sie plötzlich einem unlöslichen Rätsel, einem unabsehbaren Abgrunde gegenübergestellt worden. Wie nach Luft ringend, öffnete sie die Lippen.

„In jener unwürdigen Lage —" hob sie kaum verständlich an, und verwirrende Angst gewann wieder die Oberhand.

„So mag es Ihnen heute erscheinen," suchte Douglas sie freundlich zu beruhigen, denn sie war jetzt so fassungslos, daß sie ihm nicht einmal ihre Hand zu entziehen vermochte, „diejenigen aber, die damals Ihrem Spiel lauschten, gleichviel, in welchen Kreisen sie heimisch waren, bewahrten Ihnen — und ich weiß es nicht von mir allein — die achtungsvollste Erinnerung. Doch hören Sie mich zu Ende, teuerstes Lottchen; lassen Sie mich

nicht von dannen gehen, ohne Ihnen wenigstens angedeutet zu haben, was mich im Grunde veranlaßte, Sie immer wieder aufzusuchen, sogar in einer Weise aufzusuchen, die Ihnen — ich begreife es ja — seltsam erscheint, ja, Sie verletzen und mehr ängstigen mußte, als die wilden Ausbrüche einer tollen Laune roher Menschen. Was ich Ihnen jetzt anvertraue, ich hätte es schon vor Jahresfrist in dieser Stadt sagen, ich hätte es an jedem Tage unserer gemeinschaftlichen Reise über die Prairien wiederholen können, wären Sie und Ihre Gefährten nicht bis zu einem gewissen Grade meine Gäste gewesen, hätte mein Vertrauen nicht den Schein eines Bruches des Gastrechts gegen sich gehabt. Ob aber jene Empfindungen, seitdem Sie meinem Gesichtskreise entschwanden, entschlummerten oder sich verschärften, wodurch hätte ich es glaubhafter beweisen können, als durch meine unermüdlichen Nachforschungen? Und nun, da das Geschick durch die Erfüllung meines innigsten Herzenswunsches mich begünstigte, nun, da ich Sie vor mir sehe, kann ich nicht anders — mein teures, unbeschreiblich teures Lottchen — und gähnte mir das Grab entgegen, ich müßte Ihnen eingestehen —"

Bei den letzten Worten sprang Lottchen empor, ihm zugleich mit heftiger Bewegung die Hand entziehend. So lange er zu ihr sprach, hatte sie regungslos dagesessen, als habe der innige Ton seiner Stimme ihrem Ohr geschmeichelt und sie mit Zaubergewalt gebannt. Regungslos blieb auch ihr Antlitz mit den leicht geöffneten Lippen, zwischen denen der Atem sich in tiefen Zügen hindurchwand. Der Ausdruck ihrer großen Augen aber verriet, daß der Sinn dessen, was Douglas zu ihr sprach, das Ziel, dem er in seinen Erklärungen entgegenstrebte, ihr noch immer rätselhaft war, weil ihre Gedanken sich noch nie auf ein derartiges Feld verirrten. Was sie weiter hören sollte, sie ahnte es nicht. Sie befand sich eben in jener von Neugierde und heimlicher Angst getragenen, gleichsam erstarrenden Spannung, mit der der Wanderer eine auf ihn zustürzende Lawine betrachtet, jedoch die Kraft und die Überlegung nicht besitzt, ihr auszuweichen. Sobald indessen das erste unzweideutig entscheidende Wort gefallen war, da rief es den Eindruck hervor, als ob ein vernichtender Schlag sie betroffen habe, sie nur noch

die einzige Empfindung des Selbsterhaltungstriebes kenne und sich durch die Flucht einer bisher sicher weit außerhalb der Grenzen liegenden Möglichkeit und daher unfaßbaren Wirklichkeit zu entziehen trachte.

„Herr Douglas!" rief sie gedämpft mit jähem Entsetzen aus, und qualvoll wand sich das arme junge Herz in seiner Bangigkeit, in seinen unverstandenen Regungen, in seiner heiligen holden Unschuld, „ich muß fort — hätten Sie geschwiegen, hätten Sie mich nicht aufgesucht oder wären Sie gegangen" — und flammende Glut breitete sich über das eben noch so bleiche süße Antlitz aus, während sie den andringenden Tränen nicht länger zu wehren vermochte, „o — gehen Sie," bat sie darauf mit unbeschreiblich rührendem Ausdruck, „haben Sie Mitleid — haben Sie Erbarmen mit mir — gehen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich vor Angst —"

„Ja, ich will gehen," unterbrach Douglas sie mit tiefem Ernst, und wiederum ergriff er ihre Hand, „ich gehe, aber ich kann nicht scheiden, wenn nicht zugleich Ihre Verzeihung —"

Es klopfte, und ohne vorhergegangene Aufforderung zum Eintreten trat Queer ins Zimmer.

Douglas war einen Schritt zurückgetreten, wogegen Lottchen, wie einer Ohnmacht nahe, auf ihren Stuhl sank und, selbst der kleinsten Täuschung nicht gewachsen, ihr erglühendes Antlitz mit beiden Händen bedeckte.

Finster kehrte sich Douglas der Tür zu. Er sah daher nicht, daß eine Träne sich zwischen ihren Fingern hindurch stahl.

„Das nenne ich Glück," redete der Eintretende ihn sorglos an, und er gab sich das Aussehen, als habe er die Erregung der beiden jungen Leute nicht bemerkt, am wenigsten aber schon ein Weilchen an der Tür gelauscht, „ein doppeltes Glück," fuhr er mit seinem heitersten Wesen fort, „denn erstens brauche ich nicht nach Ihnen zu suchen, um Sie zu unserem gemeinschaftlichen Freunde, dem Colonel zu holen, wo Roland und dessen Angehörige sich zurzeit befinden, und ferner dient unsere Bekanntschaft dazu, der jungen Dame hier, Fräulein Lottchen Hagenberg , wie ich vermute, die natürliche Scheu vor dem fremden alten Herrn, dem Mr. Queer, zu rauben."

Der sorglose Ton und der Umstand, daß seine beweglichen Blicke überall hinschweiften, nur nicht in Lottchens Antlitz, gaben dieser schneller eine notdürftige Fassung zurück, als es mit allen Mitteln der Überredungskunst möglich gewesen wäre. Sie erhob sich und betrachtete den alten Methodisten flüchtig. Obwohl er einen, ungemeines Vertrauen erweckenden Eindruck auf sie ausübte, vermied sie mit innerem Beben, seinen Blicken zu begegnen, was er selber ihr dadurch erleichterte, daß er ihre Augen nicht suchte.

„Also Miß Lottchen Hagenberg," bemerkte er munter, indem er der Bestürzten die Hand kräftig drückte, „nun, mein schönes Kind, vor mir fürchten Sie sich nicht; wir werden sogar sehr bald die besten Freunde werden." Dann zu Douglas, der noch immer dastand, als wäre mit Queers Erscheinen ein Verhängnis über ihn hereingebrochen: „Und Sie, wenn ich bitten darf, säumen nicht länger, sich dahin zu begeben, wo man Ihrer zurzeit ungeduldig harrt. Grüßen Sie meinen alten Freund, und sagen Sie ihm, er würde mich heute noch sehen. Seien Sie auch eingedenk meines Rates, mit dem Colonel kein Gespräch anzuknüpfen, von dem Sie wissen, daß es ihm peinlich sein würde," und ohne eine Erwiderung abzuwarten, kehrte er sich Lottchen wieder zu.

Der Gleichmut, mit dem ihm gewissermaßen die Tür gewiesen wurde, verwirrte Douglas in einem Maße, daß er sich nur mit einer stummen Verneigung zu empfehlen vermochte.

„So, mein liebes Kind," hob der alte Methodist an, sobald sich die Tür geschlossen hatte, und freundlich ergriff er Lottchens beide Hände, „jetzt werden wir hoffentlich nicht mehr gestört werden, am wenigsten von dem Burschen, dem Douglas — nebenbei ein hochachtbarer Mann — nachdem ich ihm so schnell von dannen half." Er lachte in sich hinein, sah einige Sekunden in das unter seinen Blicken lieblich erglühende Antlitz, worauf er Lottchen zu sich heranzog und herzlich auf die Stirn küßte.

Lottchen duldete diese Liebkosung wie im Traume. Gegenüber dem seltsamen alten Herrn schien sie ihre letzte Selbständigkeit verloren zu haben. Mit derselben rührenden Ergebung

würde sie ihm beide Hände dargereicht haben, um sie in Eisen und Ketten schlagen zu lassen.

„So will ich denn der erste sein, der Sie in den neuen Verhältnissen willkommen heißt," sprach er, seinem Organ nach besten Kräften einen milden Klang verleihend, „der erste, der Sie als junge Braut begrüßt — still, still, mein liebes Kind, ich verstehe mich auf dergleichen, und was Sie mir sagen möchten, errate ich leicht genug, nämlich allerlei von Entsetzen, Zudringlichkeit, niemals heiraten und sonstigen Kindereien, allein was ich aus Ihren und meines Freundes Douglas Zügen heraus las —"

„Herr Queer" — hob Lottchen in ihrer Verzweiflung an, obwohl sie dem alten Herrn nicht zu zürnen vermochte. Doch nur seinen Namen brachte sie hervor, worauf er gleichmütig fortfuhr:

„Um Herzensangelegenheiten mit Ihnen zu verhandeln, bin ich indessen nicht gekommen, die erledigen Sie mit meinem Freunde Douglas am besten selber. Meinen Sie, daß er nichts besseres verdient, so liegt es ja in Ihrer Hand, dem armen Teufel einfach zu erklären, er möge sich dahin begeben, von woher er zugereist sei. Nein, mein liebes gutes Kind," und noch wohlwollender klang seine Stimme, „wir beide haben ernstere Dinge zu beraten, obwohl die Angelegenheit mit dem Douglas ebenfalls kein Scherz ist, und dergleichen läßt sich nicht gut im Stehen abwickeln."

Freundlich lud er Lottchen ein, wieder Platz zu nehmen, worauf er einen Sessel neben sie hinzog und sich so niedersetzte, daß er ihre Hand zu halten und zugleich in ihr liebes Antlitz zu schauen vermochte. Lottchen duldete alles. Wohl fühlte sie sich beängstigt, wohl zitterte sie bei dem Gedanken an das, was ihr bevorstand und dessen Tragweite sie nicht ahnte, wohl vibrierten die Worte noch in ihrem Innern, mit denen der alte Herr rücksichtslos gerade in ihr armes bebendes Herz hineingegriffen hatte, allein indem sie sich von seiner Hand gehalten fühlte, beschlich sie die tröstliche Empfindung, nicht freundelos zu sein, sondern sich blindlings denjenigen anvertrauen zu dürfen, die sich geeinigt hatten, den Weg vor ihr zu bahnen und zu ebnen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Aus vergangenen Tagen.

„Bis jetzt hörte ich kaum den Ton Ihrer Stimme,“ eröffnete Queer alsbald seine Mitteilungen, und je länger er auf Lottchens erregtes Antlitz sah, um so mehr schienen seine eigenen Züge sich abzurunden, „und da möchte ich zunächst fragen, ob Sie sich stark genug fühlen, mit mir in eine traurige Vergangenheit zurückzuwandern, in eine Vergangenheit, in der Sie noch nicht viel zu denken und noch weniger zu sprechen vermochten.“

Mit schwermütigem Ausdruck antwortete Lottchen:

„Ich höre gern aus jenen Zeiten, von meiner Mutter und dem Vater, den ich nicht kennen lernte. Aber alles stürmt so plötzlich, so unerwartet auf mich ein — verzeihen Sie meine Bangigkeit, die niederzukämpfen ich mich vergeblich bestrebe.“

„Die wollen wir bald verscheuchen, mein liebes Kind,“ versetzte der alte Methodist mit aufmunterndem Lachen, „doch kehren Sie mir zuerst einmal Ihr gutes Antlitz voll zu — so, so, — Sie brauchen nicht zu erröten, das mögen Sie für eine geeignetere Gelegenheit aufbewahren; bin ja alt genug, um Ihr Großvater zu sein. Und nun sagen Sie mir: Besitzen Sie einen Taufschein?“

Er ist mir auf unbegreifliche Weise abhanden gekommen,“ antwortete Lottchen bereitwillig.

„Richtig,“ erklärte Queer gelassen, „er wurde Ihnen gestohlen, und zwar entweder von dem Direktor Murner, oder von dessen liebenswürdiger Tochter. Nun, das ist kein Unglück. Für mich bedarf es überhaupt keines schriftlichen Ausweises. Denn Ihr Geburtsschein steht auf Ihrem Antlitz geschrieben, und der täuscht nicht. Hier zum Beispiel —“ und mit den Fingerspitzen der rechten Hand strich er leise zu beiden Seiten des Mundes hin — „da haben Sie einen Zug, namentlich, wenn Sie, wie jetzt, ängstlich dreinschauen, der mich an jemand erinnert —“

„Sie kannten meine Mutter?“ fragte Lottchen beinah atemlos vor Spannung, und hinter ihr versank alles, was eben noch ihr armes Herz beunruhigte und peinigte, „sie erzählte mir oft, nachdem ich Verständnis dafür gewonnen hatte, in ihrer schrecklichen Not habe ein Mann sich ihrer angenommen —“

„Nannte sie seinen Namen?“ fiel Queer, sich kurz räuspernd ein.

„Seinen Namen hatte sie nicht gehört, oder auch in ihrer Todesangst nicht darauf geachtet —“

„Vielleicht irgendein Strolch, der gerade nichts Besseres zu tun wußte, als einer armen Frau zu Diensten zu sein,“ versetzte der alte Herr, wie gleichmütig zur Decke emporschauend, „aber zuerst erzählen Sie weiter, mein liebes Kind, vielleicht liefern Sie mir neue Anhaltspunkte, die die letzten noch denkbaren Zweifel ausschließen.“

Lottchen betrachtete den Methodisten nicht frei von Besorgnis, dann fuhr sie fort:

„Ein Mann, der eine solche Bezeichnung verdiente, kann es wohl nicht gewesen sein, denn so oft meine Mutter von dem in der Schlacht umgekommenen Vater sprach — sie hörte wenigstens nie wieder von ihm — erwähnte sie mit aufrichtiger Dankbarkeit jenes Mannes, der sie und ihr kleines Töchterchen vor dem Untergange bewahrte. Sie nannte ihn einen frommen Herrn mit einem Herzen so weich und milde, wie das eines gut gearteten Kindes —“

„So — Hm, das meinte sie?“ unterbrach Queer wieder Lottchens Mitteilungen, und das eine Auge schließend, zielte er mit dem anderen auf den Mittelpunkt der Arabeske der Zimmerdecke mit derselben Genauigkeit, mit der er damals zwei Guerillaschädel auf einmal vor die Mündung seiner Büchse zu bringen gebracht hatte, „hätte sie ihn nur genauer kennen gelernt, möchte ihr Urteil anders gelautet haben. Da laufen nämlich so viel Wölfe in Schafskleidern umher, daß es keine Kleinigkeit ist, die wahren von den falschen zu unterscheiden.“

„Im Unglück lernt der Mensch die wahren Freunde doch wohl leichter kennen,“ versetzte Lottchen, „das erfuhr ich selber in meinem Leben oft genug, und damals erfuhr es meine

Mutter nicht minder; ich glaube ein in Todesangst sich verzehrendes Mutterherz, mag es immerhin wenig überlegen, weiß, wem es sein Vertrauen schenken darf. Als meine Mutter mich beten lehrte — ich entsinne mich so genau, wie ich vor ihr saß, meine Hände in den ihrigen gefaltet — da sprach sie jedesmal herzinnig: Nun bete auch für den Mann, dem ich es verdanke, daß ich nicht auch dich verlor; und würdest du hundert Jahre alt, so dürftest du nie vergessen, seiner mit einem Segenswunsch zu gedenken.' Dann schloß sie mich weinend in die Arme — jetzt ist mir noch alles weit klarer — als hätte sie befürchtet, daß ich ihr sogar drüben in der alten Heimat entrissen werden könne. Die arme, arme Mutter," fügte sie klagend hinzu, „sie fand ihren Frieden, aber was sie mir ans Herz legte, lebt in mir fort bis zu meinem letzten Atemzuge."

Queer stieß sein spanisches Rohr auf den Fußboden, daß Lottchen erschrak, dann warf er sich auf seinem Stuhl ganz nach ihr herum.

„Ist das Ihr Ernst?" fragte er grimmig, und da Lottchen vor Befremden nicht gleich Worte zu Gebote standen, blickte er wieder, jetzt aber eine lustige Melodie zwischen den Zähnen hindurch pfeifend, zur Decke hinauf.

„Unsinn," sprach er gleich darauf, sich Lottchen zuneigend, und seine Augen funkelten eigentümlich, indem er das erstaunte Antlitz aus nächster Nähe betrachtete, „was sollen wir beide alte Bekannte uns da noch weiteren Zwang auferlegen?"

Mit schnellem Griff zog er das liebliche Haupt zu sich heran, auf jedes der beiden guten blauen Augen einen herzlichen Kuß drückend. Sobald er aber Lottchens tiefe Verwirrung entdeckte, fügte er mit einer Anwandlung von Rührung hinzu:

„Ja, Lottchen, so küßte ich Sie damals, um Sie zu beruhigen, als ich Sie für Ihre arme Mutter trug. Und das Beruhigen gelang mir ausnehmend — ich verstehe mich nämlich auf Kinder — und heute bin ich nicht schlechter als damals, daß ich mir nicht dieselbe Freiheit mit Ihnen erlauben dürfte. Ja, ich selber bin der querköpfige alte Strolch, der einst nichts weiter tat, als daß er seine Christenpflicht erfüllte, derselbe alte Esel, der vergaß,

nach Namen und Heimat zu fragen, oder es möchte längst anders gekommen sein; derselbe alte Sünder, für den Sie gebetet haben, und wenn mich seit jener Zeit noch Segen fand — o, ich weiß ja von so viel Segen zu erzählen — so ist mir der auf Ihr Konto gutgeschrieben worden. Ja, Kind, blicken Sie mich immerhin erstaunt an — bei Gott, das ist ja derselbe Blick von damals — aber das ändert nichts an dem Sachverhalt. Auf meinem Arm trug ich Sie so sanft, wie alle meine eigenen Kinder und Kindeskinder, und die von Gram gebeugte und gebrochene Frau hing an dem anderen Arm, bis es mir endlich gelang, sie auf 'nen Gaul zu setzen — nebenbei ein vortreffliches Pferd, verkaufte es später für zweihundert Dollars — und hier um den Mund herum sind Sie Ihre Mutter, freilich jugendfrischer; solche starke schwarze Brauen besaß sie ebenfalls, wogegen die Augen nichts mit den Ihrigen gemein hatten. Doch zu unserem Geschäft. Ich fragte nach Taufschein und sonstigen auf Ihre Geburt bezüglichen Papieren, allein dessen bedarf es jetzt nicht mehr. Auch lag in meiner Absicht, Ihnen einige Ratschläge zu erteilen, wie Sie dem Colonel, Ihrem zweiten Vater, begegnen sollten, um sein erbittertes Herz ein wenig zu erwärmen, doch auch das wäre überflüssig. Wohin ich Sie führen und wem ich Sie vorstellen mag: folgen Sie nur ohne Scheu den Regungen Ihres treuen Gemütes, unbekümmert um mich oder um andere, und in Ihrem Gewissen werden Sie einen Schatz an Frieden und Freude aufhäufen, daß ein halbes Dutzend solch junger Dingerchen sich darein teilen könnten und dennoch jedes übermäßig genug dran hätte."

Er säumte wieder und ergötzte sich offenbar an Lottchens Antlitz, in dessen Ausdruck erwachendes Vertrauen und Befangenheit um den Vorrang kämpften. Dann aber faßte Lottchen sich ein Herz, und wie in Besorgnis, einen sie umfangenden freundlichen Traum zu zerstreuen, hob sie leise an:

„Alles klingt so rätselhaft — üben sie Nachsicht mit mir — mich beschleicht solche Bangigkeit. Denn was habe ich getan, um so viel Wohlwollen zu verdienen —"

„Nichts haben Sie getan," suchte Queer sie zu beruhigen, „wenigstens nicht mehr, als daß Sie überhaupt auf der Welt

und; und das genügt, ein altes Herz — freilich auch noch andere," fügte er mit listigem Augenblinzeln hinzu, „so recht seelenvergnügt und glücklich zu stimmen! Doch nicht blind sollen Sie Ihrer nächsten Zukunft entgegengehen, nicht martern sollen Sie sich mit der Frage, weshalb das Geschick gerade Ihre anmutige Person auswählte, um eine ganze Welt der Liebe auf Sie hereinregnen zu lassen. Und allein deshalb bin ich zu Ihnen gekommen im Einverständnis mit unserem gemeinschaftlichen Freunde Roland, und wenn ich den Douglas vertrieb, als er eben im Begriff war, Ihnen die schönste —"

„Herr Queer —" fiel Lottchen in wahrer Verzweiflung ein; aber der alte Herr war ein zu gewiegter Menschenkenner, um nicht einzusehen, daß, wenn er das Werk nicht auf seine wunderliche Art förderte, die Gefahr waltete, daß die beiden jungen Leute, die füreinander geschaffen waren, auf Nimmerwiedersehen auseinandergingen.

„Fräulein Lottchen," unterbrach er daher seinerseits in demselben Tone das verwirrte Mädchen, „ich bin Ihr ältester Bekannter, und da mag denn wohl offenes Vertrauen zwischen uns walten, zumal das, was wir verhandeln, nicht über unsere eigene Hörweite hinausreicht. Also zunächst die Frage: Haben Sie sich irgendein Bild davon entworfen, vielleicht durch Roland darauf hingelenkt, zu welchem Zweck man solange nach Ihnen forschte und Sie endlich beinah mit Gewalt hierherschleppte?"

Lottchen, nach der letzten peinlichen Andeutung ängstlich eine neue Wendung des Gesprächs erhaschend, antwortete schnell:

„So viel ich durch die Güte des Herrn Roland erfuhr, soll ich die letzten Grüße meines armen Vaters in Empfang nehmen. Außerdem weiß ich, daß der Herr, den der Zufall kurz vor dessen Ende mit ihm zusammenführte, seit vielen Jahren eine Zusammenkunft mit meiner Mutter herbeisehnte."

„Was Ihnen wunderbar genug erscheinen muß, mein liebes Kind, ich meine nämlich, daß ein vernünftiger Mann, weil er den ihm übertragenen letzten Gruß nicht ausrichten konnte, sich in düstere Einsamkeit vergrub, keinen anderen Lebenszweck mehr kannte, als nach den verschollenen Menschen zu forschen."

Lottchen, sehr wohl unterscheidend, daß hinter Queers fast spöttischer Bemerkung ein Geheimnis verborgen lag, sah den alten Herrn groß an, wie um aus seinen Mienen einen Schluß auf seine Gedanken zu ziehen, dann bemerkte sie mit lieblicher Einfachheit:

„Wunderbar nicht, Herr Queer; denn befände ich mich in einer ähnlichen Lage, so würde ich alles in meinen Kräften stehende aufbieten, meinen Auftrag zu erfüllen. Gelänge mir das nicht — es wäre zu traurig; ich glaube, das würde mir viele unruhige Stunden bereiten."

„Mit anderen Worten, Sie betrachten das, was der Colonel zu Ihren Gunsten verfügte, als eine einfache Pflichterfüllung."

„Nur die Übermittelung der Grüße," entgegnete Lottchen treuherzig; „bietet er mir außerdem Gelegenheit, mich nützlich zu machen und durch eigene Kraft mir eine unabhängige Zukunft anzubahnen, so nehme ich es dankbar als einen Beweis seiner Güte, als ein Vermächtnis meines unglücklichen Vaters an. Mehr zu bieten hat er ebenso wenig Veranlassuug, wie ich selbst mich dazu verstehen würde, unverdiente Wohltaten über mich ergehen zu lassen."

„Das klingt vernünftig und ein wenig selbstbewußt obenein. Aber wie, wenn dem Colonel gerade daran läge, Sie um sich zu sehen, im Verkehr mit Ihnen Zerstreuung und Unterhaltung zu suchen?"

„So würde ich ihm mit Freuden meine ganze freie Zeit weihen. Ich würde ihn nicht ansehen können, ohne zu denken, daß seine Augen den letzten Augenblick meines armen Vaters in sich aufnahmen, und das würde mich an ihn fesseln. Er aber würde mich sicherlich nicht hindern, meinem Erwerb nachzugehen," und mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln der Befangenheit wies sie auf ihren Geigenkasten.

„So lassen Sie sich auch keine Wohltaten von mir gefallen?"

„Ist es keine Wohltat, wenn Sie soviel gütige Teilnahme für mich verraten?" fragte Lottchen schüchtern, „und war es keine Wohltat, als Sie der trostlosen Mutter und ihres Kindes sich erbarmten?"

„Nichts mehr davon," versetzte Queer beinah rauh, und energisch stieß er sein spanisches Rohr auf den Fußboden, „was ich damals vollführte, war 'ne Christenpflicht und nicht mehr. Anders ist's dagegen, wenn sich jemand mit dem Gedanken trägt, und gerechter Weise obenein, 'ne Christenpflicht versäumt zu haben, eine Handlung sühnen zu müssen, für die er sogar noch 'nen guten Segensspruch verdiente, und so steht es mit dem Colonel."

Er senkte einen ruhigen durchdringenden Blick in Lottchens Augen, auf deren Antlitz wieder Bangigkeit zum Durchbruch gelangte. Offenbar überlegte er, wie weit er mit seinen Enthüllungen gehen dürfe. Der Colonel hatte zurzeit, da Betsy noch in der Pension weilte, sich dahin ausgesprochen, daß seine Sühne solange nicht vollständig wäre, wie sein Schützling nicht ein volles, klares Bild von den letzten Augenblicken des gefallenen Soldaten erhalten habe. Er begriff, daß Lottchen in des Colonels Verfahren nur allein eine Handlung heiliger Barmherzigkeit erblicken würde, und doch widerstrebte es ihm, sie mit jenem schrecklichen Ereignis und allen Nebenumständen vertraut zu machen. Es schwebte ihm vor, daß selbst beim besten Willen sie nicht umhin könne, die Hand, die ihr reiche Wohltaten spendete, sich zu vergegenwärtigen, wie sie die tödliche Waffe auf das Herz des armen Verwundeten richtete. Erging es ihm doch ähnlich, während er noch überlegte und erwog. Wie um eine böse Vision zu verscheuchen, strich er mit der Hand über seine Augen, worauf er zuversichtlich fortfuhr:

„Um Ihnen klar zu beweisen, daß es Lagen gibt, in denen der Mensch sich notgedrungen Wohltaten gefallen lassen muß, es sogar Frevel wäre, sich ihrer stolz zu erwehren, muß ich zum anderenmal in die Vergangenheit zurückgreifen, und zwar in eine Vergangenheit, reich an erschütternden Ereignissen. Da, hier ist meine Hand, und wenn Ihr armes Herzchen vor Wehmut zucken sollte, wenn Ihre Brust sich vor Schmerz zusammenkrampft, dann halten Sie sich mit beiden Händen fest an mich und bedenken Sie, daß mein Verfahren ein wohlüberlegtes ist und ich Ihnen nichts ersparen kann, was das Verhältnis zwischen Ihnen und dem Colonel zu einem innigen und ver-

trauensvollen zu gestalten vermag. Sind Sie bereit, mich anzuhören?"

„Ich bin es," antwortete Lottchen ängstlich, „nach Ihren bisherigen Andeutungen muß ich es sein," und wie um in der Tat den Mut bei ihm zu suchen, nestelte sie ihre Hand tiefer in die des alten Herrn ein.

„Was eine Schlacht ist, haben Sie gewiß oft genug aus Schilderungen erfahren," hob dieser alsbald mit einer gewissen feierlichen Ruhe an, „daß in den Schlachten viele Tausende gesunder Männer schrecklich hingeopfert werden, ist Ihnen ebenfalls nicht fremd. So geschah es auch in der Schlacht von Richmond, in der Ihr treuer Vater den Heldentod finden sollte. Er gehörte indessen nicht zu jenen Glücklichen, deren Lebensfaden schmerzlos, wie durch einen Wetterstrahl, abgeschnitten wurde. Wer weiß, die Vorsehung hatte vielleicht Sie und Ihre Zukunft im Auge, daß er, trotz seiner tödlichen Verwundung, noch so lange atmete, bis der damalige Kapitän Roland zur nächtlichen Stunde als einzelner Ordonnanzreiter bei ihm eintraf. Von Mitleid ergriffen, stieg er ab, allein nur um zu erkennen, daß der Unglückliche sich außerhalb des Bereiches aller menschlichen Hilfe befand. Echte Männer scheuen nicht, dem dräuenden Tod fest und ruhig ins Antlitz zu schauen. Und so geschah es auch hier, indem der eine um seine Angehörigen sorgte, der andere dagegen zerrissenen Herzens tröstete und heilig gelobte, sich der Verwaisten getreulich annehmen zu wollen. Mutter und Kind befanden sich zu derselben Zeit auf einer halb zerstörten Mühle, wo sie in Todesangst auf Kunde von dem Gatten und Vater harrten —"

„Meine Mutter erzählte mir davon," fiel Lottchen schmerzlich bewegt ein, „sie entfernte sich aber, weil —"

„Richtig, mein liebes Kind, sie entfernte sich, um mir zu begegnen, und das einzige, was ich von ihr erfuhr, war der Name Lumberjohn —"

„Ja, so wurde er genannt," bemerkte Lottchen fast atemlos vor Spannung, „er hörte den Namen gern, wie meine Mutter wohl hundertmal erklärte, weil er eine Anspielung auf das Zimmergewerbe enthielt."

„Ja, und leider, denn auch der Colonel hatte keinen anderen erfahren, als der Sterbende ihn bat, die Seinigen aufzusuchen und sich durch diesen Namen als von ihm abgesendet auszuweisen, und darin ist eben das enthalten, was unserm armen Freunde das Leben verbitterte und die einmal ins Leben getretenen Selbstvorwürfe und Gewissensbisse unablässig wach hielt. Doch zurück zu Ihrem Vater. Nachdem er so viel mitgeteilt hatte — in der zuversichtlichen Erwartung, Mutter und Kind zu finden, fragte der Colonel nicht nach mehr — verließ ihn die Besinnung. Wohl hätte es in der Gewalt unseres Freundes gelegen, sein Leben noch ein wenig weiter hinauszuziehen — er brauchte ihm nur die Schläfen mit Branntwein zu reiben und seine Lippen zu netzen, um ihn wohl gar sprechen zu machen — allein der Anblick der schrecklichen Qualen des Sterbenden hatte ihn so tief erschüttert, daß er es als ein Verbrechen angesehen hätte, ihn noch einmal aus seiner Bewußtlosigkeit zu wecken. Statt dessen legte er ihm sanft die Hand auf die Augen, und da ist es wahrscheinlich, daß diese linde Berührung den Geist noch mehr beruhigte, der sodann schmerzlos den traurig zerschmetterten Körper verließ, um getröstet und beruhigt seinen Flug aufwärts zu nehmen.

„Nachdem der Colonel sich also von dem Tod des Ärmsten überzeugt hatte, entfernte er sich, um einige Tage später die junge Witwe und ihr Kind aufzusuchen. Er fand sie aber nicht, und da erst wälzte es sich wie eine schwere Last auf seine Seele, den Sterbenden nicht dennoch genauer ausgeforscht zu haben. Allmählich aber klammerte er sich förmlich krankhaft an den Gedanken fest, daß der Tod des Unglücklichen durch ihn beschleunigt worden sei. Und wäre das wirklich geschehen, wer wollte einen Vorwurf daraus herleiten, daß er im Übermaß seines Mitleids, anstatt Wiederbelebungsversuche anzustellen, ihm mit treuen, liebevollen Gesinnungen die Augen zudrückte?

„Meine Schilderungen dehne ich nicht weiter aus, mein liebes Kind. Sie wissen jetzt genug, um zu ermessen, ob der Colonel verdient, daß man seine Wohltaten, die er als eine Art Sühne betrachtet, zurückweist, oder ob es freundlicher wäre, alles Mögliche dazu beizutragen, daß sein Lebensabend

erhellt werde. Wünschen Sie indessen noch mehr zu wissen, so wenden Sie sich vertrauensvoll an mich. Händigt Ihnen über kurz oder lang der Colonel aber noch einige kleine Andenken von Ihren verstorbenen Eltern ein, nämlich ein Zettelchen, in meinem Beisein von Ihrer Mutter selbst geschrieben, die Reste eines zerschmetterten Messers und ein Tuch, so lassen Sie das nicht Ursache sein, traurige Rückerinnerungen anzuregen und zu sehr in den Vordergrund treten zu lassen. Erkennen Sie vielmehr die treue Pietät an, mit der der brave Mann diese Andenken für Sie aufbewahrte. Und da ist noch ein Bild, an dem Sie festhalten mögen, ich meine das, wenn wir dereinst da oben wieder alle miteinander zusammenkommen, und jener treue Soldat und seine herzliebe Frau treten vor den Colonel hin, dann ist es am wenigsten ein Vorwurf, was ihm aus den verklärten Augen entgegenleuchten wird, sondern Dank, inniger Dank für sein Tun, für sein Dichten und Trachten, für die Liebe, die er ihrem verwaisten Kinde bis zu seinem letzten Atemzuge bewahrte. Wollen Sie aber ein rechtes Liebeswerk tun, dann wiederholen Sie diese Worte oder ähnliche, wie sie gerade in ihrem jungen Herzen wach werden, vor dem guten Colonel."

Hier schwieg der wunderliche Methodist, und ernst sah er auf Lottchen, die so lieblich, so rein und sittig vor ihm saß. Das Antlitz hatte sie geneigt. Wehmut thronte auf ihren Lippen, schwere Tränen rollten über ihre mild geröteten Wangen. Aber des alten Herrn Hand hielt sie noch immer, wie um das Bewußtsein, unter seinem Schutz zu stehen, nicht erschlaffen zu lassen.

Da sie, anstatt zu antworten, nach einer Pause nur ihre großen Augen traurig zu ihm aufschlug, hob Queer alsbald wieder an:

„Sie kennen jetzt die Grundzüge des ganzen zwischen Ihnen und dem Colonel waltenden Geheimnisses; ein Rätsel ist Ihnen nicht länger, was unter anderen Verhältnissen mindestens sehr seltsam erscheinen müßte. Sie werden indessen der Zeit bedürfen, um in einsamem Nachdenken sich mit allem vertrauter zu machen. Ja, Sie bedürfen der Zeit zum Nachdenken und Erwägen," und schärfer, sogar mit heimlicher Besorgnis spähte

er in Lottchens Augen, „nebenbei soll man in ernsten Dingen sich nie übereilen, und da werde ich Sie denn jetzt allein lassen. Morgen früh besuche ich Sie, und dann sagen Sie mir vielleicht, wann Sie dem Colonel vorgestellt zu werden wünschen."

Lottchen erhob sich hastig. Es war eine unwillkürliche Bewegung, die aber des alten Herrn Augen heller aufleuchten machte.

„Ich möchte sogleich zu ihm," sprach sie, nunmehr frei von jeder Befangenheit und Unruhe, „ja, gleich, Herr Queer — das heißt, wenn Sie glauben, daß ich nicht unwillkommen bin."

Queer sprang empor und schob das spanische Rohr unter seinen Arm, um die Hände behaglich ineinander reiben zu können.

„Das erwartete ich, mein liebes, liebes Kind," rief er aus, „gleich, das ist das richtige Wort. Nicht eine Sekunde wollen wir versäumen; denn, wenn je ein Mann, so verdient der Colonel, aus der menschenfeindlichen Stimmung herausgerissen zu werden, in die ihn eine Rotte schamloser Sodomiter stürzte."

Lottchen schlüpfte in ein Nebenzimmer, um sich zu dem Ausgange zu rüsten. Kaum aber befand sich Queer allein, als es wieder klopfte und auf sein gebieterisches „Herein" der alte Tubabläser über die Schwelle schritt, jedoch bei dem Anblick eines Fremden erstaunt stehen blieb.

„Hier ist niemand zu Hause," versuchte Queer ihn unfreundlich abzufertigen.

„Habe die Ehre, mich als den Musikus Valentin Tatzkow vorzustellen," antwortete der Tubabläser mit einer würdevollen Verbeugung, „und ist niemand zu Hause, so nehme ich um so mehr das Recht für mich in Anspruch, als treuer Begleiter Fräulein Hagenbergs und des Herrn Roland, mir die Beaufsichtigung dieser Räume nicht verkümmern zu lassen."

„Mein alter Freund Valentin," ertönte Lottchens Stimme jetzt wieder, als sie, eintretend, die Verwunderung bemerkte, mit der Queer den seltsamen Gesellen betrachtete, dessen Brauen und Mundwinkel sich vergeblich nach einem anderen Halt umsahen als demjenigen, den Wangen und Stirn ihnen boten, „sogar mein lieber Freund, ohne dessen Mitwirkung ich schwerlich heute hier wäre."

„Ist er Ihr lieber Freund,“ fiel Queer ungestüm ein, „so ist er auch der meinige und soll es bleiben sein Leben lang,“ und er reichte dem erstaunten Tubabläser die Hand, „also Herr Valentin, nebenbei —“

„Bitte recht sehr, Valentin Tatzkow,“ erlaubte dieser sich mit einer höflichen Verneigung zu berichtigen.

„Also, Herr Valentin Tatzkow, nebenbei ein schöner Name, der viel verspricht —“

„Mein Fach ist die Tuba,“ hielt Valentin für angemessen, zu bemerken.

„Und das meinige und das der jungen Dame hier große Eile,“ versetzte Queer mit einem wohlwollenden Lächeln, „sollten Sie indessen an Herrn Roland irgend etwas zu bestellen haben, so verlieren Sie keine Zeit.“

„Nichts Wichtiges — freilich dennoch wichtig genug,“ erwiderte der Tubabläser, sich ein wenig höher aufrichtend, „ich hörte eine fremde Männerstimme hier, und weil Fräulein Hagenbergs Freiheit schon einmal in dieser Stadt bedroht wurde, hielt ich es für meine Pflicht —“

„Das liebe Kind zu beschützen,“ unterbrach Queer ihn lebhaft, „recht so, Herr Valentin Tatzkow, allein als Fräulein Hagenberg Ihres Schutzes benötigt war, weilten Sie fern.“

Des Tubabläsers Blicke flogen zwischen Lottchen und dem Methodisten hin und her.

„Ich wiederhol’s,“ bekräftigte Queer mit seinem listigsten Blinzeln, „um das Kind zu retten, wären Sie zu spät gekommen. Ich hingegen traf noch gerade zur rechten Zeit ein, um ein schreckliches Unglück zu verhüten, oder vielmehr um es noch auf ein Weilchen hinauszuschieben, denn ganz wird es sich wohl schwerlich hintertreiben lassen; und auf solche Angelegenheiten verstehe ich mich nämlich.“

Mit einer steifen Verbeugung bot er Lottchen, die, vom Purpur jungfräulicher Verwirrung überströmt, nicht einmal zu ihrem alten Gefährten aufzuschauen wagte, den Arm, und gleich darauf befand Valentin Tatzkow sich allein, sein namenloses Befremden durch ernstes Wiegen des Hauptes offenbarend.

Achtunddreißigstes Kapitel
Schluß.

Einen freundlicheren und gefälligeren Spielkameraden als die muntere Bridget hätte die kleine Lucie nicht finden können. Während Roland, Eugenie und Douglas sich mit dem Colonel in die Schilderungen jüngst vergangener Zeiten vertieften, dagegen jede Erwähnung Lottchens sorgfältig vermieden wurde, liefen jene beiden durch den Park über Stock und Stein, als ob Schuhsohlen überhaupt kein Geld kosteten. Außerdem erfüllte Bridget die Nebenaufgabe, die Straßenpforte zu überwachen, um sofort nach dem Blockhause zu eilen, wenn die neue Charlotte Hagenberg sich zeigen sollte. So hatte Queer, nachdem alle in das Komplott gegen den finsteren Colonel hineingezogen worden waren, es streng angeordnet, und auf dem ganzen Grundstück befand sich kein lebendes Wesen, das die Überlegenheit des wunderlichen Methodisten nicht anerkannt, nicht willig in dessen Anordnungen sich gefügt hätte. Und wissen mußten alle, wann die echte Charlotte Hagenberg ihren Einzug halten würde; zunächst die schwarze Clio, um sich zur heimlichen Prüfung der neuen Hausgenossin etwas im Hintergrunde aufzustellen, ferner Sullivan, um die Eintreffende würdig empfangen und nach einer bestimmten Vorschrift anmelden zu können, und endlich Roland, Eugenie und Douglas, denen die Aufgabe zuerkannt worden war, unter irgendeinem Vorwande den Colonel zu verlassen, und auf diese Weise dem Methodisten das Einführen Lottchens zu erleichtern.

Und da kamen sie denn endlich. Bridget hatte selber das Pförtchen geöffnet, konnte aber gar nicht begreifen, daß, nachdem sie durch Queer als eine vorzügliche Dienerin vorgestellt worden war, Lottchen ihr mit solch süßem Lächeln die Hand reichte. Dann aber, sobald sie das Kind unter dem doppelten Schutze Queers und seiner holden Begleiterin sicher geborgen wußte, war sie davongestürmt, um das ganze Haus in Aufruhr zu bringen.

„Das ist eine engelgleiche Lady," hatte sie im Vorbeigehen dem Sergeanten zugeraunt. „Das ist ein liebes, süßes

Herz", flüsterte sie ihrer entzückt dareinschauenden Großmutter zu; wogegen sie in dem Empfangszimmer des Colonel nur verkündete, daß Mr. Queer komme. Infolgedessen entstand eine kleine Bewegung unter allen Anwesenden, indem nur der Colonel zurückblieb und die übrigen sich nach der Veranda hinausbegaben.

Und wirklich erschienen sie, der Mr. Queer und sein Schützling, und zwischen beiden das liebliche Kind.

In geringer Entfernung von der Veranda trat Sullivan ihnen mit tadelloser militärischer Haltung entgegen, meldend, daß der Colonel bereit sei, seinen verehrten Freund in einer Privataudienz zu empfangen.

Auch ihm reichte Lottchen mit dem ihr eigentümlichen gewinnenden Lächeln die Hand, als Queer ihn als einen treuen Diener pries, der alle Schlachten mit dem Colonel durchgekämpft habe. Nicht minder freundlich hätte sie die greise Clio begrüßt, allein die stand im Erdgeschoß an einem Fenster, wo sie nicht leicht bemerkt werden konnte, und hielt sich beide Seiten vor Lachen, während ihr grauschwarzes Antlitz sich vor Lust in einer Weise verzog, daß der Tubabläser noch hätte von ihr lernen können.

„Welch süßes, kleines Herz, welch süßes, kleines Herz!" das war das einzige, was sie hervorzubringen vermochte, und dann lachte sie wieder, daß erbsengroße Tränen ihr über die runzeligen Wangen rieselten.

Nur eine flüchtige Begrüßung fand auf der Veranda statt. Lottchen schien Douglas kaum zu kennen; erst nachdem Queer sie in das Haus hineingeführt hatte, atmete sie wieder ein wenig erleichtert auf.

Bei ihrem Eintritt in das Zimmer des Colonels erhob dieser sich ruhig. Düster runzelte er die Stirn, sobald er gewahrte, daß Queer nicht allein kam. Er mochte den Zweck ahnen, zu dem der alte Herr um eine Unterredung ohne Zeugen gebeten hatte, denn anstatt ihm mit einer herzlichen Begrüßung entgegenzugehen, starrte er finster auf Lottchen. Dann aber wurde sein Antlitz bleicher und bleicher. Er schien vollständig empfindungslos dafür zu sein, daß sein seltsames Wesen be-

ängstigend auf die junge Fremde einwirkte, empfindungslos dafür, daß Queer ihn mit einer wohlberechneten Anrede begrüßte und in diese die Vorstellung seiner jungen Freundin, wie er Lottchen nur nannte, mit einflocht.

„Ein liebes, gutes Kind," sprach er, den Colonel aufmerksam überwachend, „Namen tun ja nichts zur Sache, dagegen möchte ihre Vergangenheit nicht ohne Interesse —"

Er brach ab: Der Colonel war wie erschöpft auf seinen Stuhl zurückgesunken, ohne indessen die Richtung seiner Blicke zu ändern. Queer beobachtete Lottchen von der Seite. Die würdige Erscheinung des Colonels berührte sie offenbar wohltätig; dagegen wurde sie durch sein Benehmen ihrer Fassung in einem Maße beraubt, daß sie nur mit einem rührenden Ausdruck bangen Flehens zu ihm hinüberzuschauen vermochte.

„Ihre Vergangenheit müssen Sie kennen lernen," hob Queer wieder an, um das peinliche Schweigen abzukürzen, als des Colonels Lippen sich plötzlich regten und es wie von einem Träumenden zu ihm herüberdrang:

„Die Augen, die Augen — es sind seine Augen — es ist sein Blick; er hat mich verfolgt Tag und Nacht; ich konnte ihn nicht vergessen."

Queer seufzte tief auf. Tränen drangen in Lottchens Augen. Beide verstanden, was den Colonel bewegte; erhielt Lottchen in seinen Worten doch nur eine Bestätigung der von ihrer Mutter unzähligemal gehörten Beteuerung, daß sie in den Augen das schönste Erbteil ihres Vaters empfangen habe.

Doch wenn jugendlich holder Unselbständigkeit die Mittel fehlen, in schwierigen Lagen das eigene Benehmen zu berechnen und mit der Stimmung anderer gewissermaßen in Einklang zu bringen, so steht neben ihr ein unsichtbarer Engel, mit heiliger Vorsicht ihre Bewegungen lenkend, herzlich vermittelnde Worte in ihren Mund legend. Einen solchen Eindruck erzeugte er, wenigstens, als Lottchen vor den Colonel hintrat, dann aber, sobald er, wie von einem vernichtenden Schlage getroffen, das Haupt auf die Brust neigte, von einem

unendlichen Gefühl des Mitleids und Wehmut überwältigt, seine Hand ergriff und an ihre Lippen hob. Der Colonel gewahrte indessen kaum ihre Absicht, als er seine Hand heftig zurückzog und entsetzt zu ihr aufsah.

„Ich heiße Charlotte Hagenberg," sprach diese bestürzt, als hätte darin eine entschuldigende Erklärung gelegen.

„Sie wissen nicht, was Sie tun," sprach der Kolonel wie geistesabwesend, „diese Hand —" er verstummte. Lottchen aber ergänzte seine Bemerkung in der ihr von jenem unsichtbaren Engel zugeraunten Weise mit ergreifender Innigkeit:

„Diese Hand, die meinem sterbenden Vater die Augen zudrückte und dafür von ihm gesegnet wurde," und entdeckend, daß der Colonel, wie seinen Sinnen nicht trauend, sie anstarrte, fuhr sie dringender fort: „diese Hand, die mir und meiner armen Mutter den Segen des teuren Toten zutragen sollte — ich weiß, daß Sie ihm die Augen sanft zudrückten, weiß, daß ich erst verdienen soll, was Sie an mir —"

Weiter kam sie nicht. So lange hatte der Colonel ihren Worten mit tödlicher Spannung gelauscht. Als er aber gewahrte, wie die schönen, blauen Augen, die er bisher nur mit heimlichem Entsetzen sich zu vergegenwärtigen vermochte, die seinigen freundlich suchten, da richtete er sich schnell empor. Einen Blick dankbaren Verständnisses zu Queer hinüber sendend, zog er das liebliche Haupt an seine Brust und drückte einen Kuß auf die reine Stirn.

„So viel Glück hätte ich nicht mehr erwartet," sprach er, seine Rührung gewaltsam niederkämpfend, „Du aber bist jetzt meine Tochter, der Segen meines Lebensabends, meine ganze Freude. Dein Vater will ich sein und deine Mutter. Jedes Glück, jede Trauer will ich redlich mit dir teilen; dich segnen für und für im Namen deiner armen Eltern — mein Gott — wenn ich auch deine Mutter hier vor mir sähe."

Da weinte Lottchen bitterlich, sie konnte nicht anders. Aber fester schmiegte sie sich an den Colonel in kindlichem, hingebendem Vertrauen.

Stille war eingetreten. Queer säumte nur, bis er meinte, daß alles den von ihm erhofften und angebahnten Verlauf

nehme. Dann schlich er hinaus, auf dem Wege nach der Veranda sorgfältig ein Tränlein aus seinen Wimpern entfernend.

Ja, tiefe Stille herrschte in dem Zimmer des Colonels, aber ein heiliges Schweigen, ein Schweigen, in dem kindliche Anhänglichkeit und väterliche Zuneigung die letzten Schranken durchbrachen, die Seelen längst Verstorbener sich einten mit denen noch Lebender zu einem Bündnis des reichsten Segens.

„Die richtige Charlotte Hagenberg vom Kopf bis zu den Spitzen ihrer kleinen Füße,“ erklärte Queer auf der Veranda eifrig den übrigen Gästen des Hauses, „ich selbst erkannte Mund, Kinn und die schönen Brauen ihrer damals noch jungen Mutter; der Colonel hingegen die blauen Augen des Vaters, nebenbei zwei so sanfte Augen, wie sie nur aus Irrtum einem tapferen Krieger in den Kopf gesetzt sein konnten, und diese Zusammenstellung schon allein macht alle Geburtsscheine und sonstige Schriftstücke überflüssig.“

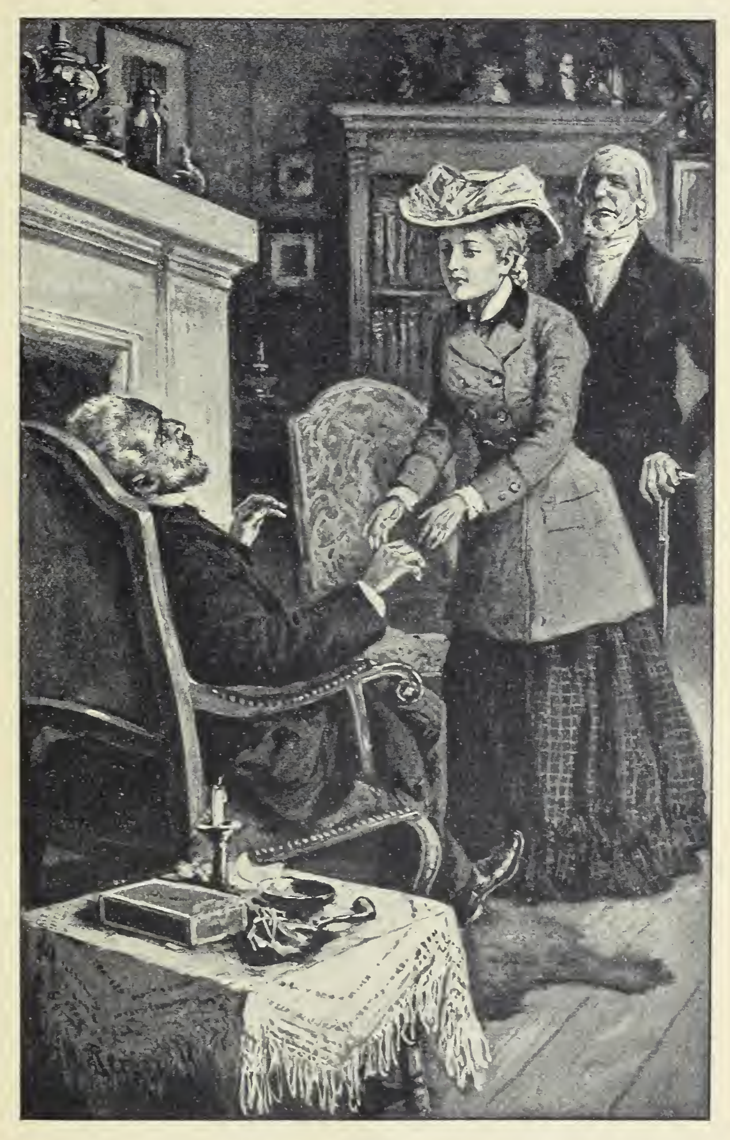
Da niemand antwortete, sondern alle Blicke erwartungsvoll an seinen Lippen hingen, trat er vor Eugenie hin, indem er trotz ihrer jungen Bekanntschaft väterlich vertraulich anhob:

„Nun wird unser Freund Colonel wohl ein anderer Mensch werden.“

„Ich habe sie auf der Reise von Santa Fé hierher sehr, sehr lieb gewonnen,“ versetzte Eugenie mit einer heiteren Innigkeit, die mehr als alles für ihre glückliche Seelenstimmung, für eine unendliche Milde des Denkens und Sinnens zeugte, „und wohl begreife ich, daß die Señora Herera, die ihr gewissermaßen zum zweiten Male das Leben gab und dadurch Mutterrechte an sie erwarb, nur auf Grund einer eisernen Notwendigkeit in die Trennung willigte —“

„In meinem elterlichen Hause weilte sie?“ fiel Douglas bestürzt ein, „ich hätte es erfahren müssen — und die so lange betrauerte Schwester —“ er brach ab, wie überwältigt durch die Rätsel, die nunmehr von allen Seiten auf ihn einstürmten und in die Klarheit zu bringen er vergeblich trachtete.

„In Ihrem elterlichen Hause,“ bestätigte Roland ernst, „von der Señora aber wurde sie mir in einer Weise anvertraut, wie nur eine Mutter ihre eigene leibliche Tochter dem



„Die Augen, die Augen — es sind seine Augen — es ist sein Blick; er hat mich verfolgt Tag und Nacht; ich konnte ihn nicht vergessen.“ (S. 460.)

Schutze eines Freundes anempfehlen kann. Krank, sterbend brachte man die Ärmste zu ihr, und nur der treuesten Pflege ist es zu verdanken, daß sie heute noch unter uns weilt."

„Während ich von Ort zu Ort zog und vergeblich ihre Spuren suchte," brachte Douglas mühsam hervor, „weshalb alle diese Geheimnisse? Mir schwirrt der Kopf —"

„Um Sie herbeizurufen und die kaum Genesende durch Ihr Erscheinen nachteilig zu beeinflussen?" nahm Queer nunmehr wieder das Wort, „und was hatten Sie überhaupt mit dem lieben Kinde zu schaffen? Es kostete ohnehin genug Mühe, wie ich durch unseren gemeinschaftlichen Freund hier erfuhr, zu verheimlichen, daß die Señora Herera die Mutter eines gewissen Douglas sei, und das war notwendig, wollten wir nicht erleben, daß das arme, geängstigte Herzchen eines Tages davonging, wie die beiden seltsamen musizierenden Kollegen. Ein Wunder bleibt's obenein, daß sie die Wahrheit bis zum heutigen Tage nicht erfuhr, während doch ein einziges Wort sie auf die richtige Spur hätte lenken müssen. Freilich, in ihrer Bescheidenheit wagte sie nicht nach Dingen zu fragen, die nicht aus freien Stücken ihr mitgeteilt wurden."

„Und im täglichen Verkehr mit ihrer Mutter und ihrer jungen Schwester kannte sie nichts anderes als das von einem tiefen Dankgefühl getragene Bestreben, nur ihnen allein zu leben," fügte Roland hinzu.

Ratlos sah Douglas um sich. Überall begegnete er dem Ausdruck eines geheimnisvollen Wohlwollens, der ihn förmlich verwirrte.

Bevor indessen ein neues Gespräch angeknüpft wurde, erschien der Colonel auf der Veranda. Sein Antlitz trug die unverkennbaren Merkmale aller Empfindungen, die durch die jüngsten Ereignisse wachgerufen worden.

„Wie soll ich Ihnen danken?" sprach er, Roland und Queer beide Hände entgegenstreckend; dann zu Eugenie gewendet: „und wie unendlich weit ist das Bild, das ich in stillen Stunden vermessen mir entwarf, durch die Wirklichkeit übertroffen worden! Sie ist tief erschüttert; ich ließ sie allein, um sich zu beruhigen. Möchten Sie hineingehen —"

„Nicht Frau Roland,“ unterbrach Queer ihn ungestüm, und er wies auf Douglas, „der dort ist der Mann dazu — und ich verstehe mich auf solche Angelegenheiten — sie, die so lange unter dem Schutze seiner Mutter lebte, zu beruhigen, die Mitteilungen zu beendigen, bei denen ich ihn vor einer Stunde in unverantwortlicher Weise störte — ja, Douglas, führen Sie uns das Kind zu, und ich müßte mich sehr täuschen, folgte es Ihnen nicht willig,“ und munter schob der alte Herr das spanische Rohr unter den Arm, um zunächst seine Hände mit verschmitztem Lächeln ineinander zu reiben.

Douglas, noch immer unter dem vollen Eindruck des Vernommenen und sich gleichsam windend unter den auf ihm ruhenden freundlich forschenden Blicken, schritt ins Haus hinein. In der Annahme, daß seine Anwesenheit die Ursache von Lottchens Fernbleiben sei, betrat er des Colonels Zimmer, und vor ihm saß sie, ein liebliches Bild holden Zagens und Bangens, worin alles erstickte, was sie eben erst in dem Verkehr mit dem Colonel in sich aufgenommen hatte. Bei Douglas' Anblick erhob sie sich schnell. Wie von einem gewissen Selbsterhaltungstrieb beseelt, wollte sie sich ihren draußen weilenden Freunden zugesellen.

„Ich bin aufgefordert worden, Sie hinaus zu begleiten,“ suchte Douglas, befangen, sein Eindringen zunächst zu entschuldigen, und als Lottchen bei den letzten Worten in seiner Nähe eintraf, reichte er ihr mit seinem offenen, ehrlichen Wesen die Hand.

„So kommen Sie, kommen Sie!“ bat Lottchen verwirrt, und von Glut überströmt, drängte sie dem Ausgang zu, als Douglas sie mit sanfter Gewalt zurückhielt.

„Lottchen,“ hob er an, in seiner tiefen Erregung sich unbewußt der vertraulichen Anrede bedienend, „meine Stunden in dieser Stadt sind gezählt — Lottchen — unaussprechlich geliebtes Lottchen, lassen Sie mich nicht ohne ein versöhnliches Wort von dannen gehen; lassen Sie mich um meiner Ruhe willen nicht scheiden, ohne zuvor offenbart zu haben, wie seit dem Tage, an dem ich Ihnen in dieser Stadt zum erstenmal begegnete, meine Empfindungen für Sie nie die leiseste Wand-

lung erfuhren; lassen Sie mich eingestehen, daß in meinem Verfahren Ihnen gegenüber, ungehörig, wie es vielleicht erscheinen mochte, mich das einzige Sehnen, die einzige Hoffnung leitete, in Ihrem Herzen wenn auch nur die kleinste ermutigende Regung zu entdecken —"

„Man erwartet uns," unterbrach Lottchen ihn mit ersterbender Stimme, indem sie wiederum der Tür zustrebte. Doch als sie flehend zu Douglas emporsah, als ihr Blick dem seinigen begegnete, der mehr sagte, als er in Worten je hätte ausdrücken können, da schien sie plötzlich ihre ganze Willenskraft verloren zu haben.

„Wenn ich zu Ihnen spreche mit offenem Vertrauen," fuhr Douglas alsbald wieder dringend fort, „wenn ich die Schranke zu durchbrechen suche, die Sie vor mich hinstellen, sollte das unverzeihlich sein, nachdem Sie in so herzliche Beziehung zu meiner Mutter, zu meinem elterlichen Hause traten —"

„Sie sind Herera!" rief Lottchen erbleichend aus, „der Sohn meiner Wohltäterin — Helenas Bruder — die Señora sprach von ihrem Sohne, der im Osten weile — ich hätte es erraten müssen —" und heftige Erregung raubte ihr die Sprache.

„Ich heiße Douglas," entgegnete dieser, wie durch die neue Wendung des Gespräches enttäuscht, „lange führte ich freilich den Namen meines Stiefvaters — noch heute bin ich in der Heimat als der junge Herera bekannt — teuerstes Lottchen, ich hätte Ihnen alles offenbart, wäre ich nicht von der Scheu durchdrungen gewesen, in meinem Verkehr mit Ihnen meine Person und meine Familienverhältnisse in den Vordergrund zu stellen. Lottchen, ein freundliches Geschick führte Sie meiner Mutter zu, während ich in der Ferne verzweiflungsvoll nach Ihnen forschte. Weshalb alles vor mir verheimlicht wurde, ich ahnte es nicht. Wohl aber weiß ich, daß meine Mutter, wäre sie zugegen, Ihnen unter Freudentränen ihre Arme öffnen —"

Er verstummte. Besorgt sah er auf die Geliebte, deren Hand in der seinigen zitterte. Wie eine Statue stand sie da, an ihm vorbei ins Leere starrend. In bangem Erstaunen

schienen ihre Augen größer zu werden. Zu den ihr vorschwebenden Bildern stürmte ein Heer von Gedanken auf sie ein, ohne daß sie die Kraft besessen hätte, den einen oder den andern länger festzuhalten. Sie hatte die Empfindung, auf schwindelnder Höhe ratlos nach einem Halt zu spähen, durch die leiseste Erschütterung in einen bodenlosen Abgrund hinabgestoßen zu werden. Dann tauchten wieder freundliche Gestalten vor ihrer Seele auf. Worte und rätselhafte Erklärungen, denen sie bisher nur den Wert des Überströmens eines unbegrenzten Mitleids beimaß, erhielten plötzlich die Bedeutung der treuen Liebe einer zärtlich besorgten Mutter. Nicht mehr als bloßer Schmeichelname vibrierte in ihrem Herzen das ihr unzählige Male gespendete „Tochter", sondern als der Ausdruck mütterlicher Hoffnungen, bedachtsam verschleiert durch die heilige Vorsicht eines edlen Frauengemütes. Zugleich aber sank jener Argwohn dahin, der sie einst trieb, Douglas die letzte Möglichkeit eines ferneren Verkehrs mit der fahrenden Geigenspielerin abzuschneiden, ihn zu fliehen wie einen Feind, der sich unbarmherzig an ihre Fersen heftete.

Endlich kehrte sie sich Douglas wieder zu. In ihren großen Augen lag ein rührendes Flehen um Erbarmen. Einer dumpfen Regung nachgebend, machte sie abermals eine Bewegung auf die Tür zu. Als sie aber in Douglas' Augen las, als sie hörte, wie er gedämpft und doch so innig sie beim Namen nannte, wie er sie bat, die Seine zu werden und zugleich so viel Angst um ihre Entscheidung offenbarte, da ergriff sie wieder jenes eigentümliche Gefühl, in luftiger Höhe ums Gleichgewicht zu kämpfen, angstvoll nach einem Halt zu spähen, um sich vor dem Hinabsinken in endlose Räume zu bewahren. Flammende Glut schoß in ihr Antlitz, Tränen verschleierten ihren Blick, und wie ihr selber unbewußt drang es leise über ihre Lippen:

„Ich kann es nicht glauben, ich kann es nicht glauben," die letzte Silbe erstickte, indem sie sich in Douglas geöffnete Arme warf und weinend ihr Antlitz an seine Brust barg.

Das arme, geängstigte Lottchen! Einen Halt hatte sie gefunden, aber einen Halt, den sie nie mehr aufgeben konnte. Denn entsetzlicher als alles bisher Erlebte, erschien ihr nunmehr,

in die Augen desjenigen zu blicken, dessen ungestümen Herzschlag sie deutlich hörte, dessen Lippen sie auf ihrer Stirn fühlte und dessen Arme sie so innig umschlangen. Entsetzensvoll erschien ihr auch die Begegnung mit den auf der Veranda ihrer Harrenden, daß sie glaubte, es gar nicht überleben zu können. — —

„Ja, wo bleiben sie?" wiederholte Queer unterdessen mindestens zum fünftenmal des befremdet dareinschauenden Colonel Worte, um jedesmal wieder ein neues Gespräch anzuknüpfen, „ja, wo bleiben sie? Ich vermute, sie haben Wichtiges zu beraten — ich verstehe mich nämlich auf dergleichen —"

„Sie meinen?" fiel der Colonel erstaunt ein, als Queer schnell fortfuhr:

„Ich meine, daß es die längste Zeit ein Lottchen Hagenberg gegeben hat, und daß, wenn Sie das Kind behalten möchten, Sie notgedrungen diesen leichtfertigen Trader Douglas mit in den Kauf nehmen müssen. Nebenbei kostete es Künste genug, zu verhüten, daß diese beiden Menschenkinder vor lauter zarten Rücksichten, Schüchternheit und Todesangst auseinandergingen, um in irgendeinem versteckten Erdenwinkel an gebrochenem Herzen zu sterben — ich kenne das nämlich —"

Die Hallentür öffnete sich. In diese trat Douglas mit stolzer Haltung und strahlenden Blickes. Lottchen hing an seinem Arm. Sie schien sich nur mühsam einherzubewegen. Das tieferglühende Antlitz hatte sie gesenkt. Heilige Unschuld, jungfräuliche Scham und mit tödlicher Verwirrung kämpfendes Entzücken verliehen ihm zauberische Reize. Sie fühlte die Blicke, die auf ihr ruhten, und noch tiefer neigte sie das Haupt.

Da wurde Douglas von ihrer Seite fortgedrängt, ein herzlicher Kuß brannte auf ihrer Stirn, und aufschauend sah sie in das heitere Antlitz des alten Methodisten.

„So will ich der erste sein, der Sie als Braut beglückwünscht," sprach er feierlich, „still, still, mein liebes Kind — ich verstehe mich nämlich auf dergleichen — und mir, der ich Sie vor

siebenzehn Jahren auf meinen Armen trug, steht es zunächst zu, Sie fortzugeben, zumal ich hier niemand entdecke, der geneigt wäre, Einspruch zu erheben."

Und wiederum stand Lottchen ratlos. Einen flüchtigen Blick sandte sie im Kreise umher; dann eilte sie zu Eugenie hinüber, wie um in deren Armen Schutz vor den auf ihr ruhenden Augen zu suchen.

„Das arme Herzchen," tröstete Queer Douglas, der übrigens keines Trostes mehr zu bedürfen schien und von dem erstaunten Colonel mit väterlicher Güte willkommen geheißen wurde, „ein solches Ende lag zu weit außerhalb der Berechnung der lieben schüchternen Unschuld. Aber sie wird lernen, wird lernen, ich verstehe mich nämlich auf dergleichen —"

Und wie auf der Veranda, so herrschte auch in der Küche die glücklichste Stimmung; denn Bridget hätte trotz ihrer braunen Farbe keine Evastochter sein müssen, um nicht zu erlauschen, was da oben so geheimnisvoll betrieben wurde, und die freudige Kunde schleunigst in die Küche hinunterzutragen. Die nächste Folge war, daß die greise Clio mittels der Schürzenzipfel einige Freudentränen von ihren schwarzen Wangen entfernte; daß der Korporal Sullivan, auf seiner gewohnten Tischecke sitzend, in der einen Hand die Tonpfeife, in der anderen einen von der greisen Clio mit besonderer Sorgfalt gemischten Grog, eine kleine Ansprache an seine erstaunten Zuhörerinnen hielt, die selbstverständlich damit abschloß, daß auf dem berühmtesten Fechtboden nie ein feinerer Hieb geführt wurde als derjenige, mit dem er zu seiner Zeit einem verruchten Sodomiter den Schädel spaltete. Zu bedauern war nur, daß der gute Valentin Tatzkow nicht zur Hand war, um aus seiner blankgeputzten Tuba einen donnernden Siegesmarsch durch den Parkwald zu senden. Aber der gewissenhafte alte Bursche saß im Hotel im Parlour seiner Freunde und zerbrach sich noch immer den Kopf über des wunderlichen Methodisten-Gentleman rätselhafte Andeutungen. — —

Was bleibt mir noch zu berichten, nachdem ich liebe Freunde im Geiste so weit begleitete, bis endlich die letzten trüben Wol-

ken von ihrem Lebenshimmel verscheucht worden? Was bleibt zu erzählen, nachdem ich teure Gestalten so lange aufmerksam überwachte, bis es endlich nur noch eines kundigen Notars und eines beredten Geistlichen bedurfte, um eine ganze Welt des Bangens und Zagens, des Sehnens und Hoffens mit einem Schlage zum Abschluß zu bringen?

„Nichts“, würde der alte Queer mit seinem verschmitzten Augenblinzeln darauf antworten, und der verstand sich erfahrungsmäßig auf Familienangelegenheiten.

Und was kümmert es im Grunde die Menschen, ob Roland mit Eugenie und Lucie vorläufig die Villa an der Landstraße bezog, und Lottchen ebenso vorläufig ihr Unterkommen in dem alten Fort fand, um dort nicht nur dem Colonel, sondern auch dem tapferen Korporal, der schwarzen Clio und der ewig munteren Bridget als herzliebe Augenweide zu dienen? Was kümmert es ferner die Menschen, ob der Mittelpunkt glücklicher verwandtschaftlicher Beziehungen nach Neumexiko oder auf das Ufer des Mississippi verlegt wurde, oder ob man sich dafür entschied, die ursprüngliche Teilung fortbestehen zu lassen? —

Aber zum Schluß noch einmal aller derer zu gedenken, mit denen ich selbst in regem Schaffen gewissermaßen eine geistige Verwandtschaft schloß, das würde sogar der scharfsinnige Mr. Queer nicht tadeln. Ausgeschlossen bleiben selbstverständlich der Direktor Murner, dessen hoffnungsvolle Tochter und der Kapellmeister. Man verlor sie aus den Augen. Niemand dachte daran, eine Verfolgung gegen sie einzuleiten. Es wurde ihnen eben als Verdienst angerechnet, von einem launischen Geschick als schlechte Mittel zu guten Zwecken benutzt worden zu sein.

Um wieviel heller erglänzen dafür in der Ferne die Bilder der Señora Herera, ihrer Tochter Helena und des lebenslustigen Gonzales! Die ihnen aus dem Osten zugetragene Kunde von teuren Angehörigen und Freunden beglückte alle in einer Weise, daß sie fast fürchteten, durch so viel Glück den Neid des Schicksals herauszufordern.

Helena offenbart in ihrem Wesen nur noch solche indianische Anklänge, die ihre Reize erhöhen. Noch immer möchte man

sie mit einem verkörperten Märchen vergleichen, aus dem alle, die es lesen, die reinsten Genüsse ziehen. Sie ist im vollsten Sinne des Wortes die Tochter ihrer so lange entbehrten Mutter geworden, die demütige, an ihren Gatten, den jungen Haziendero Gonzales sich innig anschmiegende Frau. Die Hazienda ging in ihren Besitz über, sobald der Colonel erklärte, seine Anrechte an Lottchen, seine einzige Erbin, nimmermehr aufgeben zu können. Mit der Señora aber teilt sich in die Freude über ihre Kinder Saavedra, der langjährige treue Freund ihrer Familie und der gewissenhafte Berater in trüben Tagen. José, der gewandte Kundschafter und Dolmetscher, der anfänglich Helenas Verkehr mit ihrer Umgebung erleichterte, hat auf der Hazienda seine dauernde Heimat gefunden. Als Majordomo führt er ein nach seinen Begriffen beneidenswertes Leben. Sogar die alte Brigida ist nicht vergessen worden; noch immer empfängt sie die Beweise der Dankbarkeit von denjenigen, denen sie einst mit so viel Bereitwilligkeit diente.

Doch da ist noch ein Bewohner der Hazienda, der arme Archibald Fleder mit seinem traurig entstellten Körper, mit seiner siechen Brust, mit seiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit an diejenige, die zum erstenmal wieder sein verdorrtes Herz für sie und seine Mitmenschen erwärmte. Sein Spiel ist im Hause der Señora Bedürfnis geworden. Freundliche, rücksichtsvolle Begegnung lohnt ihn für die genußreichen Stunden, die er allen durch seine Kunstfertigkeit bereitet. Eine eigentümliche Melancholie ist in seinen Melodien vorherrschend. Es ruft den Eindruck hervor, als ob das Bewußtsein einer unheilbaren Krankheit sich in diese einschliche.

Die Nachricht von Lottchens bevorstehender Verheiratung rührte ihn tief. Die Tränen, die er weinte, waren die einer ungeheuchelten Freude, untermischt mit solchen, die der Schmerz um das voraussichtliche Nimmerwiedersehen ihm erpreßte. —

Der arme Archibald Fleder!

Ein lieblicher Sommerabend senkte sich auf das Tal des Rio Grande. Archibald Fleder war in seinem Lehnstuhl so vor das offene Fenster hingeschoben worden, daß er über eine Reihe blühender Topfgewächse hinweg in das flammende

Abendrot hineinzuschauen vermochte. Mit der erquickenden Kühle drangen herzige Stimmen zu ihm herein, indem die Señora, Gonzales und Helena vor der Tür in heiterem Gespräch beieinander saßen. Das scheidende Tageslicht mochte seinen schwermütigen Betrachtungen Vorschub leisten, denn er sah in den glühenden Westen hinein, bis ihm die Augen übergingen. Dann griff er zu der neben ihm auf einem Tischchen liegenden Geige. Obwohl todesmatt, spielte er so rein, so zart und innig, daß die drei glücklichen Menschen auf dem Hofe verstummten und, wie so oft geschah, aufmerksam seiner Musik lauschten. Sie meinten, nie schönere, ergreifendere Klänge von ihm gehört zu haben.

Plötzlich brach die Musik mit einem schrillen Mißton ab.

„Der Ärmste, eine Saite ist ihm gesprungen," flüsterte Gonzales.

Und eine Saite war in der Tat gesprungen, eine Saite in der Brust des armen Archibald, eine Saite, die durch keine neue mehr ersetzt werden konnte. Wie er hoffte und ersehnte, so war es geschehen. Schmerzlos, mit seinem geliebten Instrument in den Händen, war er hinübergeschlummert. Er hatte sich selber in den Schlaf gespielt. Während die zarten Töne ihn umkosten, hatte das erlöschende Abendrot seine Seele in sich aufgenommen. Ruhe, ewige Ruhe war in die eingeengte, sieche Brust eingezogen; Ruhe nach langem, vieljährigem, klagelosem Dulden.

Wie ein lieber Freund wurde er betrauert. Blumen, von treuen Händen gepflegt, schmückten seine Ruhestätte. So hatte er es wohl gewünscht, doch nie darum zu bitten gewagt. — —

Als Lottchen mit Archibalds Geige die Kunde von dem Tode des alten Gefährten erhielt, weinte sie bitterlich. Sie konnte nicht fassen, daß es ihr versagt sein sollte, ihm von Angesicht zu Angesicht ihr Glück zu schildern. Wie um dadurch in Verkehr mit ihm zu bleiben, dem sie einst ihre Rettung verdankte, benutzte sie zu ihrem Spiel fortan fast ausschließlich sein Instrument. Kaum minder tief ergriff den biederen Valentin die Nachricht von dem Dahinscheiden des Kollegen, mit dem, wie er unter Mitwirkung aller Gesichtsmuskeln

feierlich behauptete, ein geborener Kapellmeister ersten Ranges der Welt entrissen worden war. Er selbst, noch immer stolz wie ein Spanier — seine eigenen Worte — hat in einem großen Orchester eine seiner Neigung und seiner Tuba durchaus würdige Anstellung gefunden; dieselbe sichert ihm einen sorgenfreien Lebensabend.

Roland wie Douglas entsagten dem beschwerlichen Tradergewerbe endgültig. Sie sind im Besitz eines ausgedehnten Handelsgeschäftes. Bald bei diesem, bald bei jenem spricht der Colonel vor. Seine Menschenscheu ist verschwunden. Milde Freundlichkeit charakterisiert ihn in seinem Verkehr mit allen Menschen. Vermag er auch nicht, sich zu sprudelnder Heiterkeit emporzuschwingen, so offenbart seine innere Zufriedenheit sich doch in jedem Wort, in jedem Blick. Lottchen ist sein Segen, sein Trost; sie bietet ihm reiche Entschädigung für die vielen langen Jahre traurigen Brütens und Grübelns. Nach wie vor verbringt der alternde Queer zweimal im Jahr eine Reihe von Wochen bei ihm, um patriarchalisch das Gedeihen der ihm befreundeten Familien zu kontrollieren, und auf dergleichen versteht er sich ja vortrefflich.

„Ende," sollte ich hier schreiben und die Feder zur Seite legen, allein ich gewinne es nicht über mich. Wie man im täglichen Leben zuweilen einen Liebling findet, den die Blicke mit besonderer Vorliebe suchen, so geschieht es nicht minder im dichterischen Schaffen. Auch hier bilden sich Gestalten heraus, mit denen man gern länger im geistigen Verkehr bleiben möchte, und in erhöhtem Grade, wenn solche nicht lediglich das Erzeugnis einer nimmer rastenden Phantasie sind.

Lottchen, liebes Lottchen, und so kann ich auch diese Erzählung nicht abschließen, ohne deiner noch einmal gedacht, scheidend dich noch einmal herzlich begrüßt zu haben. Wie du in meiner Erinnerung auftauchst! Ich sehe dich vor mir geschmückt mit allen Reizen holder Jugendanmut. Ich höre dein schönes Spiel, beobachte den Eifer, mit dem du die lieblichsten Töne erzeugst. Schöner aber noch und inniger zum Herzen sprechend erklingt Deine freundliche Stimme, dein frohes

Lachen. Ich vergegenwärtige mir den Blick deiner großen lieben Augen, deine innige Teilnahme, wo nur immer es gilt, zu trösten, Not zu lindern, Tränen zu trocknen.

Und so lebe denn wohl, mein liebes Lottchen, du Stolz deines ungestümen, ehrenwerten Gatten, du Herzensfreude aller, die in deinen Wirkungskreis treten. Lottchen, lebe wohl, fahre fort zu erfreuen, zu beglücken und — nun das Weitere mag der alte gute Queer hinzufügen, der Patriarch und getreue Knecht des Herrn, und der versteht sich am besten auf solche Dinge.

Ende.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Balduin Möllhauſens Illuſtrierte Romane

gelten ſeit langem als die beſten und gediegenſten Reiſe=Romane!

Balduin Möllhauſens hochintereſſante und ſpannende Erzählungen ſpielen meiſtens in zwei Welten, in Europa und Amerika. Sie zeigen dem Leſer bald den Ozean in ſeinen verſchiedenartigſten Stimmungen von regungsloſer Stille bis zum raſenden Toben, bald die Tropendickichte in Panama, die Wirren des Sezeſſionskrieges, das Leben und die Kämpfe der Indianer, der Fallenſteller, bald eine Idylle in deutſchen Forſten und auf heimiſchen Landſitzen; immer finden ſich in Möllhauſens Romanen friſche, lebendige Handlung, geſunder Humor und eine faſt unerſchöpfliche Phantaſie.

Theodor Fontane ſchreibt über Möllhauſens Romane: „Möllhauſen iſt Erzähler pur sang, und weil er es iſt, iſt er in einem ſeltenen Grade populär. Er unterhält, er ſpannt, er befriedigt. Dabei nichts von Frivolität; ſeine Schriften durchweht vielmehr ein ſittlicher Hauch, der wohltuend berührt, erhebt und läutert."

I. Serie in 10 Bänden in eleganter Kaſſette M. **42.**—
Jeder Band geheftet M. **3.**—, elegant geb. M. **4.**—

Inhalt der erſten Serie:

- Band 1. Der Fährmann am Kanadian.
- Band 2. Die beiden Yachten.
- Band 3. Um Millionen.
- Band 4. Haus Montague.
- Band 5. Der Piratenleutnant.
- Band 6. Der Hochlandpfeifer.
- Band 7. Die Töchter des Konſuls.
- Band 8. Das Loggbuch des Kapitäns Eiſenfinger.
- Band 9. Vier Fragmente.
- Band 10. Die Familie Melville.

II. Serie

Jeder Band geheftet M. **3.**—, elegant geb. M. **4.**—

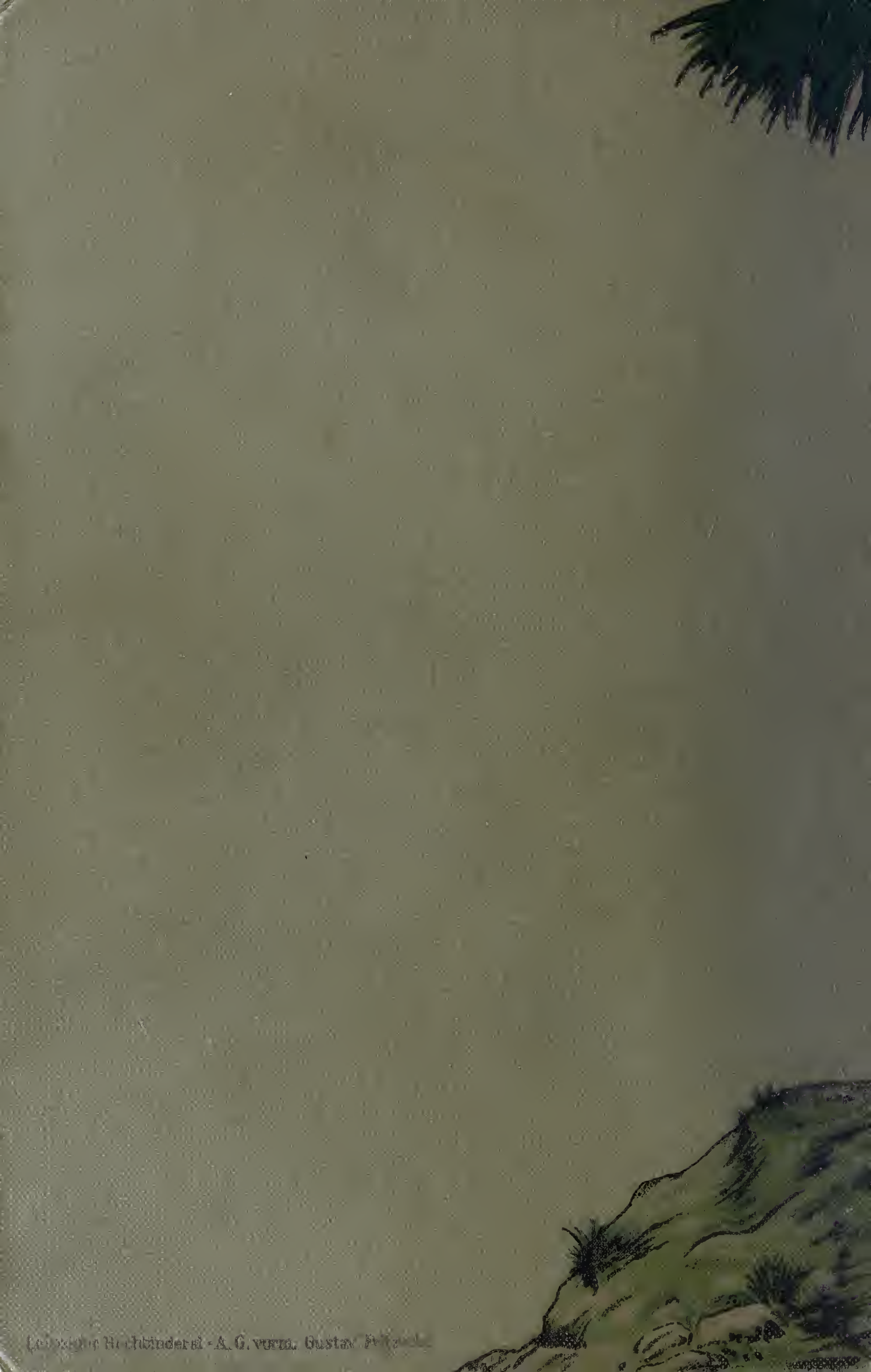
Inhalt der zweiten Serie:

- Band 1. Die Söldlinge.
- Band 2. Der Halbindianer.
- Band 3. Der Flüchtling.
- Band 4. Der Majordomo.
- Band 5. Der Spion.
- Band 6. Die Traders.
- Band 7. Das Mormonenmädchen.
- Band 8. Die Mandanenwaiſe.
- Band 9. Der Talismann.
- Band 10. Die Kinder des Sträflings.

Mit zahlreichen Illuſtrationen






A. G. vorm. Gustav